Kursbuch

Rowohlt · Berlin · September 1990 · Heft 101 · DM 13 · A2028IF

Abriß der DDR

Stefan Welzk, Blaues Wirtschaftswunder
Elsbeth Zylla, Haßregister
Friedrich Dieckmann, Kunstwerk DDR
Reimer Hinrichs, Patient DDR
Wolfgang Möller, Eine Heilungsgeschichte
Sabine Sauer, Was bleibt. Fotoerzählung
Rudolf A. Treumann, Langweiliges Land
Christian Bommarius, Rechtsstaat DDR
Manfred Bierwisch, Wissenschaftsalltag
Wolfgang Höbel, Theatersplitter
Peter Schneider, Die Ahnenforscherin
Lutz Rathenow, Auf höchstem Niveau
Hanna Rheinz, Flucht vor dem Anderssein
Bernard-Henri Lévy, Rückblicke

extra:
Tilman Spengler, Lenins Hirn I

Kursbuch
Begründet von Hans Magnus Enzensberger
Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Redaktion: Ingrid Karsunke

101 Abriß der DDR September 1990

Stefan Welzk, Das blaue Wirtschaftswunder 1
Elsbeth Zylla, Haßregister 22
Friedrich Dieckmann, Die Schnelligkeit der Schildkröte. Ansichten eines Gesamtkunstwerks 35
Reimer Hinrichs, Patient DDR 57
Wolfgang Möller, Entfremdung. Eine Heilungsgeschichte 67
Sabine Sauer, Was bleibt. Forschungen in der Leipziger Universitätsbibliothek 74
Rudolf A. Treumann, Dieses langweilige Land 84
Christian Bommarius, Rechtsstaat DDR 99
Manfred Bierwisch, Wissenschaft im realen Sozialismus 112
Wolfgang Höbel, Unorganisierte Maßnahmen. Theatersplitter aus der DDR 125
Peter Schneider, Die Ahnenforscherin 132
Lutz Rathenow, Ein Scheitern auf höchstem Niveau 141
Hanna Rheinz, Flucht vor dem Anderssein. Noch eine deutsche Wiedervereinigung 150
Bernard-Henri Lévy, Rückblick auf den Sozialismus. Mitteleuropäische Reisenotizen 156

extra:
Tilman Spengler, Lenins Hirn. Erste Folge 177

Das Kursbuch erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 10, im Einzelverkauf DM 13. Verlag: Rowohlt · Berlin GmbH, Einsteinufer 63a, 1000 Berlin 10, Telefon 030–3420011. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler.
Anzeigenverwaltung: Runze & Casper Verlagsservice OHG, Schöneberger Ufer 65, 1000 Berlin 30, Telefon 030–2611865, Fax 030–[illegible]
Copyright © 1990 Rowohlt · Berlin GmbH, Berlin. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, auch das der Übersetzung und der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendungen und alle elektronischen Übermittlungen vorbehalten.
Gesamtherstellung Druckerei Wagner GmbH, Nördlingen
ISBN 3 87134 1010
ISSN 0023-5652
Beilagen: Büchergilde Gutenberg (Teilbeilage), »Kirschkern« Buchversand (Teilbeilage)

O.Nr.
Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
ausgeschieden am: .....
05
kur

Stefan Welzk
Das blaue Wirtschaftswunder

Es hört nicht auf. Erst ein Jahrzwölft nationalsozialistischer Erlösungswahn. Dann 44 Jahre Versuchspopulation der »ersten wissenschaftlichen Weltanschauung«. Und nun Objekt und Opfer einer hemdsärmlig erbarmungslosen Marktideologie. Die Restbevölkerung auf dem Territorium der DDR ist nicht zu beneiden.

Der letztgenannten Heilslehre entspricht immerhin eine mit Einschränkung passable Realität. In den kapitalistischen Kernlanden hat sich ein attraktives Niveau des materiellen Wohlstands ergeben. Doch eines ist das Erfolgsprofil der gewachsenen freiheitlich-demokratischen Marktordnung, ein anderes deren ideologisch motivierte Überstülpung über einen todsiechen Industriefeudalismus, ohne Übergangs-, Lern- und Schonzeit, ohne irgendeinen seriösen Versuch, die Konvulsionen des Paradigmenwechsels vorauszusehen und auf ein sozial vertretbares Maß herunterzusteuern.

Der Pluralismus der Prognosen deckt derzeit alles Vorstellbare ab, vom Wirtschaftswunder bis zur Sozialkatastrophe. Offiziöse Projektionen jonglieren mit ostdeutschen Wachstumsziffern, die selbst das in den Schatten stellen, was die Chefideologen der SED in frühen Euphorie-Phasen des Regimes dem Volk versprochen hatten. Prof. Herbert Giersch, langjähriger Chef des allzu regierungsnahen Kieler Weltwirtschaftsinstituts, verheißt der DDR bis zur Jahrtausendwende ein jährliches Wachstum von 7 Prozent, womit dann im Zeitraffer das Wohlstandsniveau des Westens erwirtschaftet wäre. Der bundesdeutsche Verband deutscher Maschinen- und Anlagenbau VDMA spricht von 15 Prozent jährlichem Zuwachs in dieser ostdeutschen Schlüsselbranche, die bislang fast die Hälfte des Exports stellt.

»Vor einem tiefen Tal der Tränen« sieht dagegen der Ressortchef »Wirtschaft« der *Süddeutschen Zeitung* die DDR, nachdem er sie gemeinsam mit 50 bundesdeutschen Unternehmern bereist hat, und befindet: »In der DDR lassen die gewaltigen Probleme keine Aufbruchstimmung entstehen.« Die Reaktion der Unternehmer reiche vom blanken Entsetzen über die Zustände bis zu der Feststellung, an diesem Schrott in den Produktionsbetrieben werde man sich keinesfalls beteiligen.

Die schlimmsten Befürchtungen laufen darauf hinaus, daß nicht weniger als 70 Prozent der DDR-Betriebe binnen Monaten zahlungsunfähig sind. Schon bereitet man sich in den Brainstorming-Zentren und Planungsstäben Bonns darauf vor, wie man die nächste Übersiedlerwelle wegekeln, abprallen lassen oder zurückexpedieren kann.

Nirgendwo ist der Wechsel vom Spätstalinismus zum Hochkapitalismus ein Zuckerlecken. Doch folgt man der abstrakten Logik, so sind die Chancen der zum Markt befreiten Ostdeutschen noch um einiges miserabler als die der polnischen Wirtschaft, die bekanntlich ums Überleben strampelt wie der Frosch im Butterfaß. Die Industrieproduktion Polens ist bis Juni um 33,1 Prozent unter das Niveau des Vorjahresmonats abgesackt, die Nahrungsgüterproduktion um 37,4 Prozent.

Was der einzigartige Vorteil der DDR zu sein schien – ihr Eingebettetsein ins Gesamtdeutsche –, das droht ihr nun das Genick zu brechen. Man stelle sich vor, Rußland oder Rumänien sollten sich zur Marktwirtschaft durchwursteln unter der Bedingung einer offenen Grenze zu Japan. Niemand würde eine Kopeke auf das Überleben der meisten Betriebe wetten. Doch genau das ist die Situation Ostdeutschlands. Dort müssen sich die Betriebe im offenen Konkurrenzkampf gegen die stärkste Marktwirtschaft des Kontinents behaupten – meist ohne Schutzzoll und ohne eingespielte Marktbeziehungen im eigenen Terrain.

So steht hinter der Schock- und Destruktionsstrategie, der die ostdeutsche Wirtschaft unterworfen wird, nicht nur marktideologische Blauäugigkeit, sondern zugleich ein urkapitalistisches Aasgeier-Syndrom. Die übergangslose Auslieferung der DDR-Betriebe an die offene Konkurrenz des Westens wirkt mindestens so destruktiv wie vormals die Einführung der Planwirtschaft.

Andere Facetten der ostdeutschen Ausweglosigkeit sind hinreichend bekannt, doch unzulänglich begriffen. Da ist die grundgesetzlich garantierte und eben erkämpfte Freizügigkeit zwischen den beiden ungleichen Bruderstaaten. Wenn in Hamburg die Löhne viermal höher wären als in Braunschweig, dann wäre Braunschweig sehr bald eine Geisterstadt. Doch ungefähr das ist das Lohngefälle für Ingenieure und technische Führungskräfte zwischen den beiden Deutschländern. Und bei Abwanderung auch nur jenes Teils dieser Professionen, der auf dem westdeutschen Arbeitsmarkt allemal unterkommt, ist die ostdeutsche Wirtschaft nicht mehr lebensfähig.

Der SPD-Prominente und frühere Staatssekretär von Bülow hat empfohlen, nach Einführung der Währungsunion für einige Jahre den freien Zuzug aus dem Gebiet der DDR in die Bundesrepublik zu untersagen. Das erscheint

auf den ersten Blick als ein abseitiger Profilierungsversuch aus der Opposition heraus. Doch vor wenigen Tagen war zu lesen, mit der Abschaffung der Notaufnahmeverfahren zum 1. Juli würden Übersiedler, die keine Wohnung und Arbeit nachweisen können, als Obdachlose behandelt und zurückexpediert. Abgesehen noch von allen rechtlichen Fragwürdigkeiten wären die bundesdeutschen Behörden damit schon von der Manpower her heillos überfordert. Die Folgen der Währungsunion lassen sich nicht mit polizeistaatlichen Methoden bewältigen.

Trotz aller Unsicherheiten quantitativer Bewertung läßt sich eines doch klar erkennen: Die Produktivität der ostdeutschen Wirtschaft liegt derzeit noch unter der von Portugal, dem ärmsten Land Westeuropas. Und eine Ausarbeitung des Statistischen Bundesamtes vom Januar '90 ergibt für die Löhne und Gehälter in der DDR 31 Prozent des westdeutschen Niveaus. (Erst vor dem Hintergrund dieser Daten vermag man die von der Bundesbank forcierte Idee einer Lohnhalbierung beim Übergang zur Westmark so recht zu schätzen.) Auch wenn man vom Alptraum der letzten Jahrzehnte nichts mehr sehen und wissen möchte, steht vor der Therapie doch die Diagnose, wie dieses inverse Wirtschaftswunder zustandegekommen ist, und vor der Diagnose kommt die qualvolle Sichtung der Symptome.

Wie steht es im Detail um die Wirtschaftskraft und die Chancen der Region DDR? Eine ernstzunehmende Statistik gibt es nicht, und so ist man zur Orientierung auf einen Flickenteppich von Einzelbeobachtungen verwiesen. Ein grober Vergleich mit der Westkonkurrenz ist möglich bei Fabriken, die ein einziges homogenes Produkt erzeugen. Da wäre z. B. die ostdeutsche Zuckerindustrie. 57 Tonnen Weißzucker hat dort ein Werktätiger im vorletzten Jahr erzeugt, sein westdeutscher Kollege dagegen 285 Tonnen. Das ist schlicht das Fünffache. Von den 43 Zuckerfabriken der DDR stammen zwei aus den fünfziger Jahren und 41 aus der Vorkriegszeit. Die meisten produzieren unsinnig geringe Mengen, und ihr Zucker ist von solcher Qualität, daß er in der EG eigentlich nicht gehandelt werden kann. Bundesdeutsche Branchenkenner bewerten den Zustand dieser Branche als »erbarmungswürdig«.

Die Bierbrauer schaffen im Schnitt immerhin gut die Hälfte der Hektoliter, die ein westdeutscher Kollege pro Jahr braut. Doch Gärbottiche aus Emaille mit riesigen Rostflecken statt blinkender Zylinder und Rohre aus V2A-Stahl treiben den bundesdeutschen Brauern bei Besichtigungen das Frösteln in die Glieder. 150 der 220 ostdeutschen Brauereien werden »wegen mangelnder technischer Ausstattung« als gefährdet eingeschätzt.

Die Schlachthöfe der DDR befinden sich nach Expertenurteil – mit Ausnahme des Vorzeige-Kombinats von Eberswalde – rundum auf dem Niveau

der Jahrhundertwende und gelten als nicht sanierbar. Ihre Erzeugnisse dürften nach EG-Standards oft nicht vermarktet werden.
Im Mühlenkombinat Magdeburg schaffen 500 Kollegen etwa genauso viel wie ein westdeutscher Vergleichsbetrieb mit 80 Leuten. Denn die Mühlenprodukte werden von Hand abgefüllt, zugefaltet und verklebt. Diese Verwendung billiger Arbeitskräfte anstelle weitaus billigerer Maschinen ist überall beobachtbar. Der Direktor eines Ferienzentrums an der Ostsee berichtet, er müßte, wollte er kostendeckend arbeiten, 240 Mark pro Doppelzimmer und Nacht kassieren. Auf die Verwunderung darüber, wie sich solch üppige Kosten bei ostdeutschem Lohnniveau ergeben können, folgt dann der Hinweis, jeden Morgen müßten z. B. 1500 Bestecke von Hand abgetrocknet werden. Ein Fischzuchtbetrieb in Mecklenburg erwirtschaftet mit 80 Leuten den gleichen Output wie ein Schwesterbetrieb in Schleswig-Holstein mit zwei Leuten. Gewiß sind die natürlichen Gegebenheiten unterschiedlich günstig, doch in einer vom Rentabilitätsdenken befreiten Wirtschaft kann letztlich alles mit allen Methoden erzeugt werden, wenn man die Kosten nicht nur nicht scheut, sondern oft gar nicht kennen kann.
Keineswegs nur Randbereiche der ostdeutschen Wirtschaft sind fehlgesteuert worden, sondern vor allem die Schlüsselbranchen. Übergangslos haben sich die Kinderkrankheiten des Systems zu dessen Altersbeschwerden ausgewachsen. Der Maschinenbau der DDR ist im Ostblock einsamer Marktführer, im Westen ist er kaum vermarktbar. Bislang hat die Sowjetunion hier eine stabile Nachfrage garantiert. Zwei Drittel des sowjetischen DDR-Exportes im letzten Jahr waren Maschinen, Ausrüstungen und Fahrzeuge. Das hat über dreihunderttausend Arbeitsplätze gesichert, und man konnte rückständige Standardware gegen Erdöl, Gas und wertvolle Rohstoffe tauschen. Dabei zahlten die Russen einen durchaus anständigen Preis. Doch dieser scheinbare Vorteil war letztlich tödlich. Innovatives war kaum gefragt. Da wurden noch Dampflokomotiven für Rußland produziert, als man im Westen die letzten Stücke ausgemustert und an spleenige Sammler verhökert hat. Im bundesdeutschen Maschinenbau liegen die Losgrößen der meisten Typen bei weniger als 10 Stück. Die DDR dagegen erzeugt in unvorstellbaren Zahlen für den Einsatz in Rußland Eisenbahnwaggons, Bagger, Kräne, LKWs, Schiffe und Dieselmotoren – alles rohstofffressende, wenig intelligente Massenware. Abgeschirmt vom Konkurrenz- und Innovationsdruck wurde der wichtigste Industriezweig Ostdeutschlands in eine Sackgasse hineinmanövriert. Er hat nicht nur den Anschluß an den Westen verloren, sondern wird selbst von den Schwellenländern der Dritten Welt bedroht. Bei der Öffnung der Comecon-Märkte für die Westkonkurrenz ist er so ziemlich ohne Chance.

Die Produktpalette der DDR auf den Westmärkten glich mehr und mehr der eines Entwicklungslandes. Doch selbst bei typischen Niedrigtechnologie-Gütern wie Glas, Keramik, Bekleidung und Haushaltsgeräten, wo sie noch vor zehn Jahren im Westen gut im Markt lag, hat sie rapide an Boden verloren und wird von der Konkurrenz aus Südostasien ausgebootet. Möbel, Massenware bei Textilien und schlichte Elektrogeräte – das sind durchweg Produkte, wo auch der Wettbewerb im Westen längst ruinös ist. Miserable Qualität, Lieferunpünktlichkeit, überholtes Design und eine viel zu langsame Anpassung an Veränderungen der Nachfrage haben hier das Image ostdeutscher Produkte auf nahe Null gebracht. Vermarktbar sind sie nur noch als »no names«, durch westliche Firmen, und das bedeutet einen Preisnachteil von 30 bis 40 Prozent.
Ostdeutschen Firmen wurde erst Geld gewährt, wenn ein Liefervertrag vorgewiesen werden konnte. Vorher durfte nicht produziert werden. Westfirmen dagegen fertigen auf Lager und bieten an, ostdeutsche hinkten dem Markt aussichtslos hinterher. Sie waren zu hoffnungsloser Inflexibilität verdammt und konnten auf Nachfrageveränderungen erst reagieren, wenn das Rennen längst gelaufen war. Eine verbürokratisierte Wirtschaft, wo von den Firmen ein paar Fässer Farbe nach der gleichen Prozedur bestellt und gekauft werden mußten wie ein Ozeandampfer, war chancenlos.
Dort, wo die ostdeutsche Wirtschaft über tradiert gute Markennamen verfügt hat, wurden diese konsequent auf Null gebracht. Die ehemals geschätzten Halbmond-Teppiche z. B. sind kein ernsthaftes Konkurrenzprodukt mehr, schon weil die Stärke der Teppiche von 14 auf 6 mm runtergefahren worden ist. Den Qualitätsverfall der Wirtschaft – im Westen mit dem Schlagwort vom »Downgrading« belegt – hat man durch Billigpreise auszugleichen versucht. 1980 waren 2,4 DDR-Mark nötig, um im Export eine Valuta-Mark zu erwirtschaften. Acht Jahre später hatte sich dieses Verhältnis auf 4,4 verschlechtert. So wurde schließlich alles zu jedem Preis im Ausland losgeschlagen, in Bereichen der Textilindustrie im Verhältnis zehn Ostmark für eine Westmark.
Tatsächlich ist die DDR von ihrer Führung schlimmer zur Ader gelassen worden als üblicherweise ein besetztes Land von der Siegermacht. Bekanntlich wurden Straßenlaternen herausgerissen, Kopfsteinpflaster und Kirchenorgeln, um sie im Westen zu verscherbeln, und was partout nicht abtransportierbar war – der Grund und Boden –, wurde als Sondermüllkippe an den Klassenfeind verhökert.
Die Altbausubstanz, in der die Mehrheit der bislang regierenden Arbeiterklasse ihr privates Dasein zu leben hat, ist weithin unsanierbar verrottet. Die Wohnungen bilden in jedem Industriestaat einen Großteil des volks-

wirtschaftlichen Kapitalstocks im Wert von mehr als einem Jahresbruttosozialprodukt. Dieses Kapital ist in der DDR zum Teil verbraucht. Es wurde aus der Substanz gelebt. »Ruinen schaffen ohne Waffen!« scheint der Leitspruch der Wohnungspolitik gewesen zu sein. (Allein dieser Zustand erhellt, daß die DDR kein weiteres Jahrfünft stabilisierbar gewesen wäre.) Die Arbeiter-Intensivhaltung in den realsozialistischen Trabantenstädten war ebenfalls kaum geeignet, Heimatgefühle zu züchten.

Wie konnte es dazu kommen, daß eine Polit-Elite, angetreten mit der redlichen Absicht, die Wirtschaft zum Wohle der Menschen so rasch wie möglich voranzubringen, nichts hinterlassen hat als eine museale Industrie, eine ruinierte Umwelt und sterbende Städte?
Die Misere des Ostens nur den Tschugaschwillischen Perversionen der guten Idee zuzurechnen, dokumentiert eine schon rührende Lernunfähigkeit. Unzweifelhaft wäre Marx, hätte er den Sturm aufs Winterpalais im Jahre 1917 miterlebt, schon bald im Archipel Gulag verschieden. Immerhin rühmte sich Stalins Chefvernehmer aus der Ljubljana schon in den zwanziger Jahren, er würde selbst Marx zum Geständnis bringen, ein Agent Bismarcks zu sein. Dennoch sind die traumatischen Fehlentwicklungen vom faszinierenden Anspruch der Staatsgründer bis zum Kollaps der kommunistischen Kakokratien mit einigen elementaren Denkfehlern des Urvaters vorprogrammiert:
Die Gleichsetzung von Fortschritt mit Industrialisierung und Produktivitätszuwachs, das waren verständliche, doch falsche Verallgemeinerungen der Trends und Einseitigkeiten aus der Epoche der industriellen Revolution. Sie haben zur Über-Industrialisierung des Ostblocks beigetragen, wo seit langem schon ein größerer Teil der Bevölkerung in den Fabriken malocht als in den Marktwirtschaften. Die Industrialisierung im Ostblock hat die Modernisierung nicht vorangetrieben, sondern ersetzt und schließlich erstickt.
Und Marx erlag wiederholt dem, was er selbst als »Verdinglichung« gegeißelt hat. Er erlag einem verdinglichten Begriff von Ware und deshalb einem verengten Begriff von produktiver Arbeit: Nicht mit der Befriedigung des Käufers, sondern mit der Herstellung eines anfaßbaren Gegenstandes fand für ihn die Wertschöpfung ihren Abschluß. Nicht zuletzt deshalb blieb später im Osten der Dienstleistungssektor links liegen. Alles von der Verpackung und Lagerung über den Transport bis zum Handel fristete stets nur ein Stiefkind-Dasein in der Planung. Deshalb verrottet alljährlich in Rußland ein Großteil der Ernten und wird dann für harte Devisen ersetzt, und deshalb fehlt es auch in der DDR in den Läden an Kühltruhen, im

Transport an Kühlkapazität, und schon die Verpackung in der Fabrik befindet sich allzu oft noch auf Manufakturniveau. Alles, was nicht Produktion im engsten Wortsinn war, wurde hanebüchen vernachlässigt, von den modernen produktionsnahen Diensten, von Unternehmensberatung, Marketingspezialisten und selbständigen Ingenieurbüros ganz zu schweigen. Wo bis vor kurzem noch die Stückgutversendung ein Vierteljahr in Anspruch nahm und per Expreß vier Wochen, erscheint jeder Gedanke an just-in-time-Produktion wie eine Schnapsidee aus der Science-Fiction-Literatur.
Stets und zu allen Zeiten waren es Dienstleistungen und nicht nur Waren, auf die sich ein Großteil der menschlichen Wünsche gerichtet hat. Daß es im ganzen Ostblock an Gaststätten fehlt, an Kneipen und Cafés, verdankt sich nicht zuletzt einer scholastisch stupiden Auffassung von Texten des Urvaters. Dabei hatte Marx keineswegs die Blaupausen für eine nichtkapitalistische Wirtschaft zu liefern geglaubt. Nur eine totale Sterilität des Denkens konnte Marxens kritische Anmerkungen über den von ihm erlebten Kapitalismus mit dem Bauplan einer alternativen Welt verwechseln.
Marx selbst beschrieb die Industrialisierung noch als einen ungestümen sozialen Prozeß mit enormer Destruktionskraft und Kreativität. Doch daß es dabei vor allem anderen auf jene risikofreudige und innovationssüchtige Unternehmer-Mentalität ankommt, die heute im Westen als mittelständisch idealisiert wird, das hat keine der leninistischen Eliten begriffen. Deshalb war eine der ersten und radikalsten Sozialstrategien aller Ostblockstaaten die Vernichtung von Handwerk und kleinem Unternehmertum. Damit wurden die für jede lebensfähige Industrie notwendigen Potentiale für Reparatur, Improvisation und Innovation zerstört.
Am teuersten jedoch ist der Nachwelt die Idee gekommen, auf die Zerstörungskraft und Unmenschlichkeit eines unregulierten Marktmechanismus mit der Abschaffung des Marktes zu reagieren statt mit dessen Regulierung und Reparatur. Der Markt ist nicht nur eines der ältesten Segmente von Demokratie innerhalb der Gesellschaft: Der Käufer hat die freie Wahl, zwischen iberischen und thrakischen Sklaven, zwischen Marlboro und Lord Extra, zwischen George Bush und Dukakis. Der Markt ist auch das Realitätsprinzip der arbeitsteiligen Gesellschaft oberhalb eines bereits sehr frühen Entwicklungsniveaus, und das liegt weit vor der Industrialisierung. Wer nichts anzubieten hat, das ein Bedürfnis anderer Menschen so weit stillt, daß es ihnen eine angemessene Gegenleistung wert ist, kann nur noch aufs Caritative hoffen. Wer teurer anbietet als andere, wird ausgebootet. Damit ist die kostengünstigste Befriedigung menschlicher Wünsche gesichert, vorausgesetzt, daß die Einkommensverteilung halbwegs stimmt und die Bedürftigen auch zahlen können. Das schiere Überleben in Notzeiten

wird bisweilen besser von Staatsapparaten gewährleistet. Doch niemand wäre auf die Idee gekommen, die Preise auf den Dorfmärkten von Assyrien oder Kreta zentral von der Obrigkeit festsetzen zu lassen. Im Osten hielt sich der Staat für verpflichtet, ein rationales Preissystem zu verordnen, und stand binnen kurzem ohne einen sinnvollen Preis da. Auch der vollkommenste Computer kann nicht leisten, was der Markt mühelos von selbst durchsetzt – nämlich daß die Preise zumindest auf längere Sicht ungefähr den notwendigen Kosten entsprechen.

Weil schließlich auch die Inputs der Betriebe willkürlich gepreist worden sind, hat kein Preis mehr irgendeine wirtschaftliche Rationalität gespiegelt. Weil in der DDR im Zuge der Kombinatsbildung alle Betriebe einer Branche zusammengefaßt worden sind, gab es letztendlich nur noch Monopole. Damit war jede Möglichkeit vernichtet, die Leistungsfähigkeit von Betrieben zu vergleichen. So ließ sich von keiner Produktion mehr sagen, ob sie in irgendeinem Sinne rentabel war. Kein Betrieb war noch kalkulationsfähig. Mit der Nicht-Existenz sinnvoller Preise fehlen die Orientierungsmarken für wirtschaftlich rationales Verhalten. Die unvermeidbaren Folgen sind Vergeudung und nachfolgend bittere Armut. – In Funktionärskreisen kursierte der Kalauer, nach dem Sieg der Weltrevolution müsse die Schweiz kapitalistisch bleiben, damit man im sozialistischen Lager die Weltmarktpreise kenne. Daß schon seit Jahrzehnten im Handel zwischen den Ostblockstaaten nach Westpreisen abgerechnet worden ist, war im Grunde bereits die Bankrotterklärung der eigenen Wirtschaftstheorie.

Auch die Preisverhältnisse im Inland spiegelten keineswegs nur sozialpolitische oder sonstige Ziele der Obrigkeit, sondern nicht selten nur deren Dummheit. So waren Pralinen billiger als Tafelschokolade, obgleich deren Erzeugung fast das Fünffache an Arbeitseinsatz verlangt. Die Tonne Pralinen erfordert 150 Stunden, die Tonne Tafelschokolade nur 35 Stunden Arbeitszeit. Für den Preis einer Tafel Schokolade konnte man bislang in der DDR sieben Kilo Roggenmischbrot kaufen. Wen wundert's, daß dann jedes siebente Brot in der Viehzucht verfüttert worden ist. Das sind immerhin 200 000 Tonnen hochsubventioniertes Brot, die Jahr für Jahr in den Ställen verschwanden. Wenn auf den Preisen massive Subventionen oder Sondersteuern lagen, so folgt daraus keineswegs, daß den nicht-subventionierten DDR-Preisen irgendein wirtschaftlicher Sinn zukam. Kein Preis hat gestimmt.

Nicht weniger katastrophal als auf die Kosten schlug die Verbannung des Marktes auf die Innovationen durch. Wo ein menschliches Bedürfnis besteht, ist in einer Marktgesellschaft Gewinn zu machen, wenn man anbietet, was dessen Befriedigung zumindest *verspricht*. Auf diese Weise ist eine

Anpassung des Angebots an Veränderungen der Wünsche gesichert, wie sie auch die genialste Verwaltung zu leisten keine Chance hat.
Die erste Welle der Kombinatsbildung der DDR war darauf aus, Einsparungen durch Produktion von großen Stückzahlen zu erreichen. Doch es war verkannt worden, daß alle Industriestaaten des Westens mit einer Arbeitsteilung zwischen Konzernen und Kleinbetrieben leben. Weil mit der Monopolisierung in der DDR Rentabilitätsvergleiche unmöglich geworden sind, überstiegen die Schäden dieser Konzernbildung vermutlich die Kostenvorteile. So gab es 1970 noch 60 Seifenhersteller. Derzeit sind es nur mehr zwei. Allzuoft sind schiere Monopole entstanden. Germed Dresden z. B. ist im Grunde allein für die gesamte Arzneimittel-Produktion zuständig.
Die zweite Welle der Kombinatsbildung wurde verordnet, um Innovationen voranzutreiben. Sie hat das Gegenteil bewirkt. Man hatte erkannt, daß im Westen Großbetriebe Innovationen rasch *durchsetzen*. Nur besteht auch im Innovativen oft eine Arbeitsteilung zwischen Groß und Klein: Kleinfirmen sind innovativ, Großfirmen sind durchsetzungsfähig. Konzerne kaufen Pioniere auf, ohne selbst Pionier zu sein, und vermarkten deren Erfindungen. Gewiß können sozialistische Konzerne Erfindungen rasch durchsetzen. Sie müssen es aber nicht. Für Monopole in einer gegen Konkurrenz abgeschirmten Welt entfällt jeder Anreiz, Innovationen hinterherzueilen. In dem starren System von 126 Leistungs-Kennziffern der obersten Planungsbehörde fehlte auch der Spielraum für Experimente. Qualität und Innovation sind nun einmal per definitionem nicht quantifizierbar.
Zudem gibt es seit der Pogrom-Politik gegen Kleinunternehmen eben kaum noch unabhängige Pioniere in der DDR. Sofern Kleinfirmen fortbestanden, wurden sie paralysiert. Ein Gesetz verbot Privatunternehmen den Einsatz von Computern. Anträge auf neues Gerät brauchten acht bis 15 Jahre. Die Anmeldung von Patenten war nur über Kombinate und mit deren Beteiligung möglich. Und die letztliche Durchsetzung von Innovationen scheiterte oft an nur kleinen Engpässen, an einem speziellen Ventil oder Schmiermittel, das nur im Westen beschaffbar war.
Ein neues Dilemma hat den Rückstand des Ostens im letzten Jahrzehnt verschärft. Dank Imitation, sei es über Lizenzen, Industriespionage oder sonstige Nachforschungen, hat der Osten über längere Zeit einen gewissen Abstand zum Westen zumindest *halten* können. Die Segnungen der jüngsten industriellen Revolution – eingeprägt in winzigen Plättchen aus Reinst-Silizium – sind jedoch von solcher Art, daß sie oft nicht mehr imitierbar sind. Eine Volkswirtschaft, die den Anschluß an den technischen Fortschritt verliert, kann sich nur noch einmauern. Der antifaschistische Schutzwall in Berlin wurde folglich von Jahr zu Jahr unentbehrlicher.

Knappheit ist der Normalzustand der Planwirtschaft. Folglich war es vernünftig, dafür zu sorgen, daß man überhaupt bekommt, was man braucht, egal zu welchem Preis. Das Resultat war eine kostenmäßig schier tödliche Autarkie der sozialistischen Betriebe. Sie war die Radikalisierung der schon für die DDR als Ganzes nicht tragbaren Autarkie-Politik der sogenannten »Störfreimachung«. Alles wurde selbst hergestellt oder geleistet. Ein mittelgroßer VEB unterhält seine eigene Maschinenbauabteilung auf Manufaktur-Niveau und seine eigene Bauabteilung. Ein Westbetrieb kauft diese Leistungen selbstredend und ungleich billiger am Markt.

Zugleich hat die Autarkie-Neurose Ostdeutschlands Planer nicht davon abgehalten, auch in der sozialistischen Arbeitsteilung neue Maßstäbe der Kostenverachtung zu setzen. Eines der Paradepferde des ostdeutschen Wirtschaftswunders steht bei Eisenhüttenstadt. Es ist der Torso eines vollintegrierten Eisen- und Stahl-Kombinats. Die Rohstoffe kommen aus der Sowjetunion und aus Polen. Doch das Herzstück eines solchen Kombinats – die Warmbreitbandstraße – befindet sich 2200 km entfernt. Folglich wird der Stahl zum Walzen auf die Eisenbahn verladen, ins ferne Rußland verfrachtet und anschließend zurückexpediert. Im Westen akzeptiert die Branche allenfalls Entfernungen von 80 Kilometern. In der DDR kostete die Tonne Walzstahl zwei- bis dreitausend Mark, in der Bundesrepublik dagegen 800 bis 900.

Eine zweite Folge der Dauerknappheit bei fortgesetzt überzogenen Planvorgaben war die ruinös hohe Lagerhaltung der Ostblockfirmen. BMW in München verfügt über einen Reifenvorrat für acht Stunden. DDR-Betrieben wurden Vorräte für einen Monat erlaubt. In Wirklichkeit deckten die Läger einen Bedarf von einem halben Jahr bis zu zwei Jahren. So etwas war sinnvoll, solange jahrelang das gleiche antiquierte Produkt geliefert werden konnte und mußte. Hortung ist eine natürliche Verhaltensweise in Mangelwirtschaften. In der offenen Konkurrenz mit Westfirmen dagegen bringt sie ruinöse Kosten mit sich, ganz abgesehen davon, daß diese Vorräte jetzt zum guten Teil veraltet sind und abgeschrieben werden müssen.

Die Dauerknappheit an Arbeitskräften in der DDR dagegen ist von anderer Natur. Deshalb schlägt sie jetzt fast über Nacht um in eine Mega-Arbeitslosigkeit. Sie verdankt sich der überlangen Nutzung von Altanlagen. Das führte zu überhöhtem Verbrauch von Material, von Energie und Arbeitskräften – kurz gesagt, zur Verschwendung. Nicht selten haben die dauernden Reparaturen ein Vielfaches dessen gekostet, was dem ganzen Industriezweig an Geld für Investitionen zur Verfügung stand. Waren die Anlagen abgeschrieben, wurden sie oft wieder mit dem Neuwert in die Bilanzen gesetzt, und die Abschreibung begann von vorn. Die DDR liefert einen

klaren empirischen Test dafür, daß der Weiterbetrieb schrottreifer Anlagen empfindlich teurer kommt als der Kauf der modernsten Technik. Mit Kampagnen und Dauer-Appellen an die Hingabefreudigkeit der ohnehin mißgestimmten Massen mag man über eine Kriegs- oder Notzeit kommen, doch man kann damit nicht ein halbes Jahrhundert lang die notwendigen Investitionen ersetzen.

Daß man mit der Umwelt nicht glimpflicher umgegangen ist als mit den Menschen, dafür bietet die Renaissance der Braunkohle einen traurigen Bilderbuch-Fall. Über 35 Millionen Tonnen werden alljährlich in Anlagen erzeugt, die schon Walter Ulbricht stillegen wollte. Dieser fossile Wirtschaftszweig frißt seit Jahren ein Drittel aller Industrie-Investitionen, und die fehlen anderswo – mit der Folge, daß in anderen Branchen wegen überalterter Anlagen massiv Energie verschwendet wird. Die Arbeitsproduktivität der Braunkohlen-Branche erreicht nur einen Bruchteil der bundesdeutschen Werte. Und wer in den Schwelereien von Espenhain oder Böhlen je hat arbeiten müssen, kann die Idee der Industrialisierung nur als Geißel der Menschheit empfinden. Jede Renovierung und Nachrüstung mit westlicher Hilfe konserviert hier nur einen Dauerskandal.

Die meisten Kraftwerke haben ihre normale Nutzungszeit von hunderttausend Stunden längst hinter sich. Doch selbst in den neuen Kraftwerken bleibt der Wirkungsgrad niedrig. Hundert Millionen Tonnen – gut ein Drittel der Braunkohlenförderung – werden alljährlich schon bei der Energie-Erzeugung verschwendet. Das Kraftwerk Jänschwalde ist seit 17 Jahren im Bau. Doch zusammen mit dem Kraftwerk Boxberg stößt es bereits mehr Schwefeldioxyd aus als sämtliche öffentlichen Stromerzeuger der Bundesrepublik zusammen. Lobbyismus ist keine für den Westen reservierte Fehlentwicklung. Sie gedeiht in Planbürokratien nicht minder gut. In der DDR hat eine Braunkohlen-Lobby ein falsches Wirtschaftsdenken für sich genutzt und radikalisiert.

Von erschreckend niedriger Produktivität gezeichnet sind eben nicht nur heillos veraltete Anlagen, zusammengehalten nur noch von Rost und Bewußtsein. Sie bedroht in gleicher Weise die Existenz der Muster- und Vorzeigefirmen. McKinsey, der führende Unternehmensberater des Westens, hat im Auftrag der Direktion eine der Renommierfirmen der DDR untersucht – das Werkzeugmaschinen-Kombinat 7. Oktober. Sein Befund: gut die Hälfte der 22 000 Werktätigen muß bis 2. Juli entlassen sein, wenn der Rest eine Chance haben soll, seinen Arbeitsplatz zu behalten.

Die Mikroelektronikindustrie der DDR gilt im Ostblock als konkurrenzlos, im Westen dagegen als konkurrenzunfähig. Diese Branche mit ihren ca. einhunderttausend Arbeitsplätzen ist das Resultat östlicher Autarkiepolitik.

Die wieder war in diesem Fall allerdings die notwendige Folge des Westboykotts im Zuge der COCOM-Embargolisten, auf die sich die Nato-Staaten verpflichtet haben. Die Chip-Industrie der DDR bewegt sich auf dem vorvorletzten Stand des Westens. 14 Milliarden Mark hat Ostberlin bereitgestellt, damit Carl-Zeiss-Jena den Mega-Chip entwickelt. Gut die Hälfte des Geldes ist verbraucht. Die Vorbereitungen zur Serienproduktion wurden nach der Grenzöffnung gestoppt.
Ein Personal Computer, den Robotron Dresden für 50 000 Mark verkauft hat, war im Westen für drei- bis fünftausend Mark zu haben. Kaum Chancen werden den ostdeutschen Produzenten von Cassettenrecordern, Radios und Fernsehern eingeräumt. In der gesamten Metallindustrie kann mit einem Beschäftigungswachstum nur der Stahl- und Leichtmetallbau rechnen – und zwar im Zuge des erwarteten Baubooms. Denn die Baukapazitäten reichen nur für ein Drittel des realen DDR-Bedarfs. Diese Aufzählung läßt sich lange noch fortsetzen.
Westlichen Berechnungen zufolge sind bei westlicher Produktivität etwa anderthalb Millionen Arbeitskräfte in den Kombinaten der ostdeutschen Industrie entbehrlich. Wen wundert's dann, daß die Stimmung von Aufbruch und Gemeinsamkeit der Wende-Wochen inzwischen in den Betrieben der Angst und Panik gewichen ist und dem Ellbogenkampf um den Arbeitsplatz. Direktoren aus der SED-Epoche dagegen, so wird berichtet, fahren im geleasten Mercedes aus Frankfurt und feuern die Frauen und Männer, die ihnen die Wende beschert haben, oder versetzen sie auf miserable Jobs.

Bis zum 9. November 1989 war die ostdeutsche Industrie nur ineffizient und antiquiert. Seither ist sie marode und kaum überlebensfähig. Die alarmierende technische Rückständigkeit ist nur eines ihrer Probleme. Selbst bei gleichem technischen Niveau sind oder wären die ostdeutschen Betriebe gegenüber der Westkonkurrenz auf dem eigenen Markt chancen- und wehrlos. Sie sind in allem, was Marketing und Werbung betrifft, unerfahren, ohne Personal und Kapazitäten. Sofern sie über Absatzabteilungen verfügen, waren das bislang nur Verteilungsbüros und Kundenabwehrdienste.
Ein weiteres kommt hinzu: Wird einer DDR-Firma die Luft knapp, kann sie kaum, wie ihr bundesdeutscher Konkurrent, Geld borgen. Höchst selten gewähren Westbanken DDR-Firmen Kredite für einen auch nur kurzfristigen Finanzbedarf. Denn weil nur Nonsens-Bilanzen vorgewiesen werden können, lassen sich Bonität und Sicherheiten bislang nicht beurteilen. (Erst bis 31. Oktober müssen die DM-Eröffnungsbilanzen vorliegen.)

Zu solcherlei Erbschäden tritt die kombinierte Unfähigkeit beider deutscher Regierungen im Umgang mit dem Übergang. Bislang mußten die volkseigenen Betriebe fast ihr gesamtes Geld an den Staat abliefern. Für Investitionen gab es dann auf Antrag Kredite. Doch für die neuen Maschinen wurden Mondpreise berechnet. Nicht nur Westmaschinen kosteten das Fünffache dessen, was Westfirmen zahlen. Selbst Inlandware war paranoid überteuert – Computer z. B. um das Zwanzigfache. Ist es Ignoranz oder Bösartigkeit, wenn Bonn den ostdeutschen Betrieben nunmehr diese Schulden 1 zu 2 in West umrechnet? Wie soll selbst die leistungsfähigste Firma bestehen, wenn sie ihre Maschinen fünfmal so teuer hat kaufen müssen wie die Westkonkurrenz, aber diese Schulden mit der Währungsreform nur halbiert bekommt und mit Zinsen und Tilgung bedienen muß? So tragen die Betriebe nach der Währungsreform an einer Schuldenbelastung von 130 Milliarden Mark. Wenn diese Verschuldung nicht erlassen wird oder zumindest für eine längere Übergangszeit Zins- und Tilgungsdienst ausgesetzt werden, ist der größte Teil der Betriebe binnen weniger Monate pleite. Die Löhne müssen gezahlt werden, doch die Unternehmen verfügen zunächst kaum über Einnahmen. Große Teile der Kundschaft aus der Industrie begleichen mangels Geld kaum die Rechnungen. So reißen die Schrottbetriebe gute Firmen mit in den Abgrund. Die Lohnfortzahlung der bisherigen VEBs erfordert monatliche Kredite der staatlichen Megaholding Treuhand von 5 bis 6 Milliarden. Doch der Kreditrahmen der Treuhand ist im Staatsvertrag für das Gesamtjahr 1990 auf 7 Milliarden beschränkt und für 1991 auf 10 Milliarden.

Wenn derzeit ostdeutsche Firmen pleite gehen, so läßt sich kaum erkennen, ob sich das fehlender Rentabilität verdankt oder dem Durcheinander des Währungswechsels oder mangelnden Erfahrungen der Direktoren beim Umgang mit dem freien Markt. Da auch die Preise der Inputs und Vorleistungen sich rapide ändern, läßt sich zumindest bis Jahresende die Spreu vom Weizen, Sanierungsfähiges und Abbruchsreifes in der ostdeutschen Wirtschaft nicht klar unterscheiden. Wann begreift Bonns Finanzminister, daß er in der Pflicht ist, die Vernichtung von Produktivvermögen zu verhindern, das alsbald Eigentum einer gesamtdeutschen Bundesregierung ist?

Gleich gar nichts an Hilfe und nicht einmal ein Hauch von Konzeption kommen aus dem Hause des Bundeswirtschaftsministers. Allenfalls läßt Herr Hausmann einige Lobhudeleien für den ostdeutschen Mittelstand vernehmen. Der soll das Rückrat der ostdeutschen Wirtschaft bilden. Doch was an Kleinfirmen den jahrzehntelangen Härtetest der Mittagschen Planwirtschaft überlebt hat, droht jetzt in die Knie zu brechen. Statt der ver-

sprochenen 500 000 neuen Existenzen in Klein- und Mittelstand erwartet man, daß die Hälfte der verbliebenen 150 000 Firmen Konkurs anmelden muß. 350 000 Arbeitsplätze würden allein auf diese Weise vernichtet. Das haben die Sprecher des Unternehmerverbandes DDR, des Bundes der Selbständigen und der Industrie- und Handelskammer Berlin prognostiziert. Die Liquidität wurde beim Umtausch halbiert. Ohne Kapital, ohne beleihbaren Grund und Boden und mit leeren Auftragsbüchern gehe man in die Marktwirtschaft. Denn die Kombinate ordern derzeit nichts mehr.

Bonns Wirtschaftsstrategie für Ostdeutschland hat versagt. Erwartet wurde von der Bundesregierung eine Firmengründungswelle im Osten mit einigen Hunderttausend bis zwei Millionen neuen Arbeitsplätzen. Diese Gründungswelle ist ausgeblieben. Die zahllosen Joint-Venture-Versprechen sind meist in der Ablage verschwunden. Nur sehr wenige Firmen haben seriöse Projekte. Einige mehr hoffen noch auf die DDR als Billiglohnland, als eine Art Südkorea vor der hessischen Grenze, doch die größte Gruppe sind schlicht Konkurs-Geier, die ihren raschen Schnitt machen wollen. Eine Mark West wurde kürzlich für eine 30-Millionen-Firma geboten.
Ansonsten gedenkt man den ostdeutschen Markt vom Westen her zu beliefern. Zu Ulbrichts Zeiten herrschte die damals berechtigte Angst, die vertriebenen Kapitalisten würden den Tag herbeisehnen, wo sie ihre Betriebe wieder in Besitz nehmen können. Heute interessiert sich niemand mehr für die maroden Chemieriesen in Buna, Leuna, Bitterfeld und Wolfen, auch nicht zum Nulltarif. Platt machen und vom Westen her beliefern – die Kapazitäten haben wir sowieso: Das ist die Haltung der bundesdeutschen Chemie. Selbst das recht neue Petrochemie-Kombinat von Schwedt hat wenig Chancen, denn die Produktpalette ist veraltet. So steht zu befürchten, daß von den Großbetrieben der Chemie – einst der Stolz der ostdeutschen Industrialisierungs-Kampagnen – die Mehrheit zum Konkurs verurteilt ist.
Ähnlich wie in der Chemie ist die Haltung in fast allen bundesdeutschen Branchen. Wenn man den Ausstoß um zehn Prozent erhöhe, könne man mühelos die ganze DDR mitversorgen, werden West-Unternehmer zitiert. Man müsse nur die Überstunden im Westen aufstocken, notfalls eine dritte Schicht fahren. Jobs mit Perspektive werden im DDR-Terrain erst nach einer Durststrecke von mehreren Jahren bereitstehen. Zu den wenigen seriösen Investoren gehört die Auto-Industrie. Doch in den neuen Werken, die VW bei Zwickau und möglicherweise auch Opel bei Eisenach bauen wollen – General Motors in Detroit möchte sich erst zum Jahresende entscheiden –, werden erst in drei bis fünf Jahren die Bänder anlaufen.

Es kam, was vorauszusehen war. Die Presse notiert inzwischen eine »Dramatische Talfahrt der DDR-Wirtschaft« (*Süddeutsche Zeitung* vom 20.7.). Im Juni produzierte die Industrie 15 Prozent unter dem Niveau des Vorjahresmonats. In der Süßwarenindustrie ist die Produktion bereits um 40 Prozent gefallen. Gewiß, für vieles aus ostdeutscher Produktion besteht ein realer Bedarf in Osteuropa. Das gilt für die arg bedrängte Lebensmittel-Industrie ebenso wie für den Maschinenbau, der ohne die Ostexporte schlicht ruiniert wäre. Doch künftighin muß der Ostexport der DDR in Westmark bezahlt werden, und die bisherigen Bruderstaaten haben keine Devisen. Zwei Milliarden Mark sind in dem Budget, das Bonn Ostberlin dieses Jahr bereitstellt, zur Stützung der Exporte vorgesehen. Doch der Comecon-Export der DDR liegt bei 62 Milliarden Mark.
Auch der Investitionsschub, der mit Bonner Geld in Ostdeutschland anlaufen soll, ist vor allem ein Konjunkturprogramm für die Bundesrepublik. Zwei Drittel der damit stimulierten Beschäftigung entstehen nicht ost-, sondern westwärts der Zonengrenze.
Gekommen ist kaum das produktive Kapital aus der Bundesrepublik, sondern statt seiner das Handelskapital. Die Folgen sind verheerend. Es herrscht die nackte Bestechung. Westkonzerne übernehmen die Handelsnetze der DDR zu Spottpreisen. Sie sichern sich ostdeutsche Betriebe mit Verträgen, in denen sie im Gegenzug den verhaßten SED-Direktoren lukrative Top-Jobs garantieren. Das bundesdeutsche Wirtschafts-Magazin *Impulse* berichtet im Mai: »Die Zusammenarbeit mit den Kombinatsdirektoren, heißt es in einer internen Studie aus der Chefetage des Saarbrücker Handelsgiganten Asko, lege den Grundstein für eine zukünftige Vormachtstellung der westdeutschen Einzelhandelsketten in der DDR. Das Papier legt auch offen, wie die Konzerne die DDR-Direktoren auf ihre Seite brachten: Sie stellten den ehemaligen Parteigrößen, die nicht zu Unrecht um ihre Zukunft fürchteten, einen gutdotierten Job in Aussicht. Der Essener Immobilienmakler Eckhard Brockhoff, intimer Kenner der Ostbranche: ›Mancher Direktor hat seinen Betrieb für einen Appel und ein Ei verkauft.‹«
Das Chaos im DDR-Handel war von Anbeginn voraussehbar. Die freie Preisbildung in einer durchmonopolisierten Wirtschaft muß zu makabren Resultaten führen. Das neuralgische Element dabei ist in dieser Situation eben der Handel, der seine regionalen Machtpositionen schonungslos ausreizt. »In Meissen bietet HO die 300 Gr. Packung Pralinenmischung für 17 DM an. Der vom Hersteller empfohlene Preis liegt bei 6,19 DM. In Döbeln fordert die HO für Kirschwasserpralinen 11,50 DM, der Fabrikabgabepreis liegt bei 3,24 DM« (*Lebensmittelzeitung* v. 27.7.90).

Die Übernahme von HO und Konsum durch westliche Ketten mindert nicht deren Marktmacht, sondern versieht sie mit Zähnen und Klauen, mit Finanzkraft und routinierter Raffinesse. Und sie führt zur Auslistung der ostdeutschen Firmen aus dem eigenen Markt. Die rüden Praktiken bundesdeutscher Handelsketten – drastische »Einlistungsgebühren«, Konditionsspreizung, Knebelungsverträge usw. – sind hinlänglich bekannt. Sie haben das Bundeskartellamt seit Jahren in Atem gehalten und in der BRD eben erst zur Novellierung des »Gesetzes gegen Wettbewerbsbeschränkungen« geführt. Diese bundesdeutschen Handelsriesen können ihren Westlieferanten Preise abpressen, mit denen kein Ostbetrieb mithalten kann. Ohnehin ist es für ihre Logistik bequemer, die tradierten Lieferbeziehungen ein wenig zu erweitern, als in der DDR nach neuen Partnern zu suchen, die ihre Lektion erst noch lernen müssen.

Manche Leistungslücke ostdeutscher Firmen läßt sich rasch schließen mit westlichen Rohstoffen. Daß ein ostdeutscher Textilarbeiter nur halb so produktiv war wie sein Westkollege, lag an der Qualität der sowjetischen Baumwolle. Wenn fortwährend der Faden bricht, kann ein Ostler eben nur 12 statt 24 Webmaschinen bedienen. Wenn die Anzüge aus Garn gewebt sind statt aus Zwirn, sind sie nach zwei chemischen Reinigungen nur noch verbeulte Säcke. Und weil Elbflorenz seit sechs Jahren mangels Devisen keine Kakaobutter mehr bekommen hat und statt dessen tierische Ersatzstoffe in die Schokolade buttern mußte, ist das Image ruiniert, sind zwei der drei Werke inzwischen geschlossen.

Daß sich ein solches Image bei besseren Rohstoffen und guter Qualität wieder erholt, darauf will sich der Handel nicht einlassen. Die Ostware ist schon heute oft nicht mehr zu haben, die Westware dagegen für viele unerschwinglich. Seit Jahresbeginn schon kündigten HO und Konsum den ostdeutschen Betrieben en masse die Verträge. Und bereits vor Monaten gelobten HO-Kreisdirektoren in der bundesdeutschen *Lebensmittelzeitung*, bis 1. Juli ihre Läger frei von Ostwaren zu haben – offenbar, um in vorlaufender Erbötigkeit sich und ihren Betrieb schön zu machen für eine lukrative Übernahme aus dem Westen.

Aus der Bundesrepublik wird hineingekarrt in die DDR, was die Straßen fassen, doch in der Gegenrichtung drosseln Quoten und EG-Recht den Handel. Selbst Brot wird vielerorten nur noch aus westlicher Produktion angeboten. Fast flehentlich fordern ostdeutsche Betriebsdirektoren »reelle Chancen im Handelsregal«. »In manchen Bezirken kommen DDR-Produkte überhaupt nicht ins Regal« (*Lebensmittelzeitung* v. 27.7.90). Der überwiegende Teil der Einkaufsentscheidungen werde von westlichen Managern getroffen, mit denen die DDR-Firmen nur mühsam Kontakt bekä-

Kursbuch

Vierteljahreszeitschrift für Kultur und Politik

»Das Kursbuch, eine der führenden intellektuellen Zeitschriften im deutschen Sprachraum und längst legendenumwoben ...« (FAZ)

Das nächste Heft:

Mehr Europa

Kursbuch 102/November 1990

Mehr Europa als heute gab es seit 70 Jahren nicht mehr. Aus der sozialistischen Gleichmacherei entlassen, treten in Mittel- und Osteuropa überall Völker und Volksgruppen, religiöse oder ethnische Gemeinschaften, Minderheiten und Besonderheiten auf und melden alte Rechte an. So kommen Traditionen ins Spiel und in Mode, die unsere saubere Idee von Europa trüben könnten. Wieviel Vielfalt kann sich Europa leisten, wieviel braucht es, um wieder Abendland zu werden?

Geplante Beiträge

Richard Wagner, Mythendämmerung / **György Dalos**, Ein Jahr nach dem Weltuntergang – Ungarn / **Istvan Eörsi**, Vom Loch in der Tasche des Lügners / **Marcin Król**, Verlorenes Polen / **Renée Zucker**, Marktplatz Berlin / **Martin Pollack**, Reinheit geht vor Einheit: das Nationalitätenproblem / **Jan Tabor**, Der Besuch des Millionärs oder Die Schuhfabrik in Bata / **Rüdiger Wischenbart**, Das Wunder von Laibach / **Agnès Diósi**, Roma in Osteuropa / **Aleksander Smolar**, Shylocks Schatten. Antisemitismus in Polen / **Hans-Georg Behr**, Wiener Geschichten / **Krisztina Koenen**, Alles, was sie noch nie über den Osten wissen wollten. Fragen an westdeutsche Linke / **György Konrad**, Das Erwachen aus dem Traum von Europa

---

Ich möchte das **Kursbuch** im Abonnement beziehen. Bitte lassen Sie es mir regelmäßig zuschicken. Im Jahresabonnement zu DM 40 für vier Hefte plus Porto.

Mein Abonnement gilt ab einschl. Nr.:

Zusätzlich zu meinem Abo bestelle ich folgende Hefte zum Abopreis:

Ich bestelle folgende **Kursbücher** zum Einzelpreis:

Datum/Unterschrift des Bestellers:

Mir ist bekannt, daß diese Bestellung wirksam wird, wenn ich sie nicht innerhalb einer Woche (Datum des Poststempels) gegenüber Rowohlt · Berlin widerrufe.

Datum/Unterschrift:

Einladung zum Abonnement

Das **Kursbuch**, begründet von Hans Magnus Enzensberger, wird herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler; Redaktion: Ingrid Karsunke.

Das **Kursbuch** erscheint mit vier Heften im Jahr. Die Hefte haben einen Umfang von je ca. 190 Seiten. Einzeln kostet das **Kursbuch** DM 13.

Wenn Sie sich zu einem Abonnement entschließen, zahlen Sie pro Heft statt DM 13 nur DM 10. Bitte wenden Sie sich an Ihren Buchhändler. Ist keine Buchhandlung in der Nähe, schicken Sie uns bitte diese Karte. Wir sorgen dafür, daß Sie das **Kursbuch** regelmäßig, sofort nach Erscheinen erhalten (zum Abopreis plus Porto).

Übrigens: Wenn Sie jetzt abonnieren, können Sie bereits erschienene Hefte zum jeweiligen Abo-Preis nachbeziehen. Und: von jeweils 5 bestellten **Kursbüchern** erhalten Sie eins geschenkt!

Lieferbare Kursbücher

100: Die Welt von morgen
99: Kunst-Betrieb
98: Das Chaos
97: Uni-Not
96: Elemente II: Luft
95: Das Glück
94: Die Seuche
93: Glauben
92: Elemente I: Wasser
91: Wozu Geisteswissenschaften?
90: Die Medien
89: Blüh im Glanze
88: Gesundheit
87: Trennungen
86: Esoterik oder Die Macht des Schicksals
85: GAU - Die Havarie der Expertenkultur
84: Sprachlose Intelligenz?
83: Krieg und Frieden — Streit um SDI
82: Die Therapie-Gesellschaft
81: Die andere Hälfte Europas

Name _____

Straße _____

Ort _____

Rowohlt · Berlin
Einsteinufer 63a

1000 Berlin 10

men. Dabei ist diese Haltung des Handels selbstschädigend. Wenn die Ossies nur noch Westkram kaufen wollen oder können, vernichten sie die eigenen Arbeitsplätze, damit die eigene Kaufkraft; folglich gehen dann auch die Jobs im Handel in großer Zahl den Bach runter, und desgleichen sinken Umsatz und Gewinnchancen im Handel. Gewiß wird es bald auch in der DDR wie heute im Westen ein Billigst-Segment im Handel geben. Aber bis sich das ausgebildet hat, sind die DDR-Firmen pleite, und auch die Billigware wird dann aus dem Westen geliefert werden.

Gravierende Wettbewerbsbeschränkungen in der DDR seien ein maßgeblicher Grund dafür, daß die Vorteile der Marktwirtschaft noch nicht zum Tragen kämen: so Professor Höhmer vom Institut für Internationale Politik und Wirtschaft in Ostberlin. Staatliche Marktmacht werde teilweise lediglich in private umgewandelt. Hier bestehe dringender Handlungsbedarf. Das haben inzwischen auch die Regierungen gelöffelt. Wieweit die Schwüre und Versprechungen tragen – abgegeben von den leitenden ost- und westdeutschen Herren des Handels auf den eilig zusammengetrommelten Krisensitzungen der zuständigen Minister in Bonn und Ostberlin – und ob de Maizières Appelle an die geladenen Westunternehmer, doch bitteschön zu investieren, fruchten werden, darüber darf man mutmaßen. Sinnvoller ist da schon die Entflechtungsverordnung, mit der Ostberlin die etablierten Monopolstrukturen des Handels zu lockern versucht.

Inzwischen häufen sich die Katastrophenmeldungen aus der Landwirtschaft. Schon die vom Realsozialismus ererbten Probleme sind schweißtreibend: Die Agrarbetriebe der DDR sind im Durchschnitt dreihundertmal so groß wie die bundesdeutschen. Doch die Erzeugerpreise lagen beim Zweieinhalb- bis Dreifachen des Westniveaus, die Bruttoeinkommen dagegen nur bei 1311 Mark. Rund die Hälfte der eine Million Agrar-Arbeitsplätze ist bedroht. Zu dieser Erblast kommt jetzt die Blockadehaltung des Handels. In den prallvollen Schweineställen herrscht bereits Kannibalismus. Die Schlachthöfe nehmen kaum etwas ab. Milch wird auf die Straßen gekippt. Bauern drohen mit dem Verbrennen der Ernte. »Landwirtschaft in der DDR: Seit der Währungsunion läuft bei uns nichts mehr«; »Volle Ställe, leere Kassen«; »DDR-Bauern sehen kein Land mehr«; »Probe für den Aufstand« – Schlagzeilen von Ende Juli dieses Jahres. Eine Million Schweine werden nach Rußland abgeschoben – immerhin ein Lichtblick für die Bauern und für die sowjetische Versorgung ein Tropfen auf den heißen Stein. 600-800 000 Rinder müssen weg – in welche »Intervention«, zu welchen Preisen, auf wessen Kosten?

Auch ein Verjüngungs- und Modernisierungswunder kann den Agrar- und Industrie-Betrieben nicht aufhelfen und die Arbeitsplätze nicht retten,

wenn die Märkte versperrt sind. Bonns Forschungsminister Riesenhuber will zwölf Technologiezentren in der DDR einrichten. Das ist begrüßenswert. Doch was nutzt ein gutes und billiges Produkt, wenn der Handel sagt: »Sorry, wir haben unsere Exclusiv-Verträge, und die werden in Frankfurt und Saarbrücken gemacht.«
Kontingente und Lizenzierungen waren für den innerdeutschen Handel bei einigen Lebensmitteln und bei Landwirtschaftlichem beschlossen worden, ein schon auf den ersten Blick hilfloser Rettungsversuch. Seit die Grenze Gott sei Dank ganz wegfiel und die Laster durchrollen vom Asko- und Spar-Depot am Rhein oder in Westberlin ins Asko-Depot nach Ostberlin oder Dresden, wer sollte da noch kontrollieren können? Sinnvoll gewesen wäre ein nur schrittweiser Abbau der Lebensmittel-Subventionen. Dann hätten Preisvorteile die Imagedefizite der Ostware im eigenen Markt zumindest zum Teil ausgeglichen. Damit wären zugleich soziale Härten für die ärmsten Bevölkerungsteile gemildert und Arbeitsplätze geschützt worden. Doch dafür war kein Geld da, lieber zahlt Bonn ein Mehrfaches an die demnächst Arbeitslosen.
Die »Knebelverträge«, mit denen westdeutsche Handelsketten HO und Konsum zur ausschließlichen Abnahme von Westware zwingen wollten, seien vom Tisch, sagt Wirtschaftsminister Hausmann. Wer das glaubt, kennt nicht den Handel und seine Praktiken.

Der DDR-Wirtschaft hilft derzeit nur noch eines, um wenigstens einen Teil der Arbeitsplätze zu retten: Die Übernahme der ostdeutschen Handelsnetze durch bundesdeutsche Konzerne ist für fünf Jahre auf kleinere Minderheitenanteile zu beschränken. Ähnliches hat man in den frühen fünfziger Jahren dem Saarland gewährt, obwohl es dort nur um den Wechsel von einer Marktwirtschaft in eine andere ging und die bundesdeutschen Handelskonzerne damals nicht annähernd so mächtig waren wie heute. Dieses Übernahmeverbot würde auch die Direktoren der ostdeutschen HO wieder zur Raison bringen. Und der Handel der DDR ist durchgreifend zu entflechten.
Es geht nicht darum, die Ostfirmen vor dem rauhen Wind des freien Marktes zu schützen, sondern darum, sie auf diesem Markt zumindest im eignen Land zuzulassen, bevor er von der sattsam bekannten Marktmacht bundesdeutscher Handelskonzerne vermauert ist. Ostberlins Regierung wird mit Kraft und Schnelligkeit reagieren müssen, wenn sie den Einbruch der Wirtschaft in der DDR infolge eines Einbruchs der bundesdeutschen Handelskonzerne in die DDR noch abbremsen will. Man hat genug an Arbeitsplatzverlusten in den Schlüsselbranchen zu verkraften, in der Chemie, im Ma-

schinenbau, in der Autoindustrie, in der Stahlbranche und in all den überbesetzten Bürokratien, als daß man es sich leisten könnte, auch noch die Nahrungsmittelindustrie, die Landwirtschaft und die Leichtindustrie der Marktmacht westlicher Einzelhandels- und Kaufhausketten zum Opfer zu bringen.

Die Arbeitslosigkeit in den tradierten Industriegebieten um Chemnitz, Halle und Leipzig wird rasch auf ein beängstigendes Ausmaß anwachsen. Der Leiter des neugeschaffenen Amtes für Wirtschaftsförderung in Leipzig stellt sich schon für Jahresende auf eine Arbeitslosenquote von 30 Prozent ein. Doch schlimm sind die Aussichten auch für Mecklenburg, wo die bedrohte Lebensmittelindustrie das Gros der industriellen Arbeitsplätze stellt.

Der Magnet für allzuviele der Joblosen und Entwurzelten im Norden und Süden der DDR wird Berlin sein. Dort kann man hoffen, im Westen zu arbeiten und zu Ostpreisen zu wohnen. Kommunalpolitiker erwarten bis zum Ende des Jahrzehnts eine Bevölkerungsexplosion Berlins auf 6 bis 7 Millionen Menschen. Die letzte S-Bahn-Station wird dann 30 Kilometer vor der polnischen Grenze liegen. Droht die DDR zu einer Art Dritter Welt vor den Toren Westeuropas zu verkommen und die Agglomeration Berlin zu einer Art Manila oder Mexico-City mit einem Ring von Slums und Behelfssiedlungen?

Die Vopo zählt 115 000 Mann. Damit ist der DDR-Bürger viermal so gut mit Polizisten versorgt wie der Bundesbürger. Bei den Sozialproblemen, wie sie mit explodierender Arbeitslosigkeit einherzugehen pflegen, und beim Kriminalitätszuwachs, wie er aus Warschau, Prag und Moskau berichtet wird, könnten die Arbeitsplätze der Vopos jedoch sicherer sein, als man bislang glaubt.

Unter welchen Bedingungen können die Ostdeutschen auf eine Spätausgabe des Erhardt'schen Wirtschaftswunders hoffen? Unter welchen Bedingungen steht ihnen ein blaues Wirtschaftswunder bevor, bei dem ihnen Hören und Sehen vergeht? Die erste Voraussetzung erfolgreicher Strategie ist Einsicht in die Realität. Doch noch immer ist die offiziöse bundesdeutsche Sichtweise rosarot, noch immer ist Propaganda statt angemessenes Handeln en vogue. »Eine wahre Invasion westdeutscher Unternehmen in die DDR« sagt der Präsident des Deutschen Industrie- und Handelstages, Hans-Peter Stihl, voraus. Er begründet seine Freudenbotschaft mit der langen Wochenarbeitszeit und den niedrigen Löhnen in der DDR. Der Verband der Vereine Creditreform in Neuss bei Düsseldorf dagegen vermerkt nüchtern: »Ob und wann sich der zu erwartende wirtschaftliche Abwärtstrend in der DDR umkehren läßt, hängt entscheidend von der Investitionsbereitschaft

der bundesdeutschen Wirtschaft ab. Bisher hat sich aber gezeigt, daß die Mehrzahl der bei Creditreform anfragenden Unternehmen aus der Bundesrepublik nur Auskunft über solche DDR-Betriebe wünscht, die als potentielle Vertriebspartner in Frage kommen. Diese Firmen betrachten die DDR lediglich als Markt und nicht als Standort. Ein spürbarer Impuls auf die Beschäftigung wird davon also nicht ausgehen.«
Im Wirtschaftsmagazin *Capital* beschuldigt Professor Kurt Biedenkopf, CDU-MdB und derzeit Gastprofessor in Leipzig, Bonns Politiker, den Menschen in der DDR zuviel versprochen zu haben. »Wir haben gesagt, es gäbe ein Wirtschaftswunder. Wir haben gesagt, die Einheit koste nichts.« Die Bonner Politiker hätten unerfüllbare Erwartungen geweckt. »Das muß zu Enttäuschungen führen.«

Da in Sachen DDR die Worte im Munde veralten, erscheint es als aberwitzig, Manuskripte auf den Weg zu schicken, die den Lesern erst nach Wochen vor Augen kommen. Doch daß Bonns Kostenkalkulation des Projekts »Wiedervereinigung« um Größenordnungen zu kurz greift, ist hinreichend vorgerechnet. Der Verschuldungsrahmen der Treuhand ist zur Sicherung der Zahlungsfähigkeit der Betriebe um einen Faktor 4-5 zu niedrig bemessen. Das gleiche gilt für die Anschubfinanzierung von Rentenversicherung und Arbeitslosenversicherung, auch wenn man die Arbeitslosigkeit kraft befristeter Beschäftigungsgarantien in »Kurzarbeit« umtituliert. Der gesamte Pflegesektor, im Westen abgedeckt von Caritas, Diakonischem Werk usw., in der DDR bislang von der SED mit 4-5 Milliarden über die »Volkssolidarität« alimentiert, wurde in der Finanzplanung vergessen. Die Städte stehen vor dem finanziellen Kollaps. Die Ausgaben multiplizieren sich gegenüber den Planungen, die Steuereinnahmen dagegen fließen nur als Rinnsal. Denn die Finanzverwaltung ist erst im Aufbau, die Unternehmen machen kaum Gewinne, und Arbeitslose sind nicht sinnvoll besteuerbar. Bonns Botschafter in Jerusalem hat denn bereits Israel, wenn auch vergeblich, gemahnt, von Wiedergutmachungsforderungen abzusehen, da die DDR schlicht bankrott sei.
Hundert Milliarden pro Jahr koste die Wiedervereinigung, lamentiert Lafontaine. So what! Das sind gerade mal 4,4 Prozent vom westdeutschen Sozialprodukt. 135 Milliarden Handelsüberschuß hat die Bundesrepublik im letzten Jahr eingefahren, 118 Milliarden sind im Saldo des Kapitalverkehrs ins Ausland abgeflossen. Gespart werden können Kosten der Transitpauschale, des Reisedevisenfonds, der Zonenrand- und der teuren Berlinförderung, des Häftlingsfreikaufs usw. Im 54-Milliarden-Etat der Hardthöhe ist massig Luft. Nur 600 Millionen sind dort gestrichen worden –

angesichts der sowjetischen Abrüstung ein schlichter Skandal. Allen Ernstes wurde nun auch noch der politisch obsolete Jäger 90 bewilligt. 29 Milliarden will Bonn alljährlich an Steuergeschenken für die gewinnübersättigte Wirtschaft auswerfen, im Rahmen der verheißenen Unternehmenssteuerreform. Sind da 100 Milliarden zuviel, um den Auftrag des Grundgesetzes vor Gott, der Geschichte und den um ihr bisheriges Leben weithin betrogenen Ostdeutschen zu erfüllen? Es fehlt beileibe nicht an Geld. Es fehlt an einer vernünftigen Prioritätensetzung.

Der Ostdeutschen Schicksal liegt derzeit in den Händen eines Herrn Theo Waigel. Ob sich Bonn entschließt, für einige Dezi-Milliarden wenigstens bis zur gesamtdeutschen Wahl den Deckel auf dem ostdeutschen Katastrophenkessel zu halten oder nicht, daran entscheidet sich, wie heiß der deutsche Herbst wird. Für den raschen Beitritt zur Bundesrepublik besteht ein bislang nur wenig beachtetes Motiv: Wenn es keine DDR mehr gibt, gibt es auch keinen ostdeutschen Staatshaushalt mehr, sondern nur noch ein Bundesbudget. Dann läßt sich nicht mehr genau überblicken, was genau die Operation »Wiedervereinigung« kostet, und das Thema ist der Demagogie bundesdeutscher Wahlkämpfer einigermaßen entzogen. Dann vielleicht fällt es Bonn leichter, zu zahlen, was unumgänglich ist.

Wenn das deformierte Spiel ost- und bundesdeutscher Marktkräfte nicht von Bonn und Berlin korrigiert und in vernünftige Bahnen gelenkt wird, und wenn des bundesdeutschen Schatzmeisters zur Schau gestellte Knausrigkeit die Realpolitik bestimmen sollte, dann entsteht aus der siegreichen ostdeutschen Volksbewegung bald eine ost-westliche Bevölkerungsbewegung. Dann beginnt das wiedervereinigte Deutschland seine Geschichte mit Sozialkonflikten, wie sie keine Demokratie unbeschädigt übersteht. Das »worst-case-Szenario« – Ent-Industrialisierung und vielleicht eine spätere Rekolonialisierung der DDR – gewänne an Wahrscheinlichkeit. Die Folgekosten würden ein Vielfaches dessen sein, was jetzt aufgebracht werden müßte, um erfolgreich gegenzusteuern.

Elsbeth Zylla
Haßregister

Der Berliner

Die berühmte Berliner Schnauze ist nicht nach jedermanns Geschmack. Den zurückhaltenden Sachsen und den eher mundfaulen Mecklenburgern geht die kesse Sprache der Berliner Pflanzen manchmal reichlich auf den Wecker. Doch es ist nicht nur das lose Mundwerk der Hauptstädter, es sind nicht nur Mentalitätsunterschiede, die geeignet sind, ansonsten eher ruhige Leute auf die Palme zu bringen. In Berlin sitzen die Macher und die Bestimmer, die Bonzen und die besseren Leute. Im Normalfall ist aus dieser Stadt für den Rest des Landes nicht viel Gutes zu erwarten.
»Berlin = SED = Erich Honecker. Also ist jeder Berliner Erich Honecker. Also bin auch ich Erich Honecker.« Dieser Ausspruch eines Hauptstädters kennzeichnet die Stimmung in der Provinz gegenüber den Berlinern. Als vor einigen Jahren die Vorbereitungen zur 750-Jahrfeier der Stadt auf vollen Touren liefen, war für viele Bewohner kleinerer und größerer Städte in der DDR endgültig das Maß voll. Autoreifen von Hauptstädtern wurden zerstochen, wo immer diese sich hinwagten, und die Autos wurden mit Farbe und berlinfeindlichen Parolen beschmiert. Überall schlug der Volkszorn zu.
Jahrelang war die Rest-DDR zugunsten einer schnelleren Entwicklung Berlins ausgebeutet worden. In der Hauptstadt war alles unvergleichlich viel besser, größer und schöner als anderswo: Die Kaufhallen mitsamt Angebot, die Theater, die Wohnsiedlungen, die medizinische Versorgung, die Einrichtungen des öffentlichen Nahverkehrs. Alles wegen der Konkurrenz zur benachbarten Glitzerstadt Westberlin, dem Schaufenster des freien Westens.
Als sich die Stadt schließlich für ihr Jubiläum rüstete, blutete die Provinz völlig aus. Es gab nicht einmal mehr Facharbeiter, die ein kaputtes Dach oder einen Wasserrohrbruch hätten reparieren können. In Berlin wurden Prunkbauten errichtet, während andere Städte immer noch zu Ruinenlandschaften zerfielen.

Der Fußgänger

Der Fußgänger in den Städten und Dörfern der DDR, sei er nun Kind oder Mann, Frau oder Greis, Mensch oder Tier, gut zu Fuß oder behindert, wird bei dem Versuch, Straßen und Plätze zu überqueren, wie ein Karnickel gejagt. Der Autofahrer, im Regelfall männlichen Geschlechts, denkt nicht daran, den Fuß vom Gaspedal zu nehmen oder gar auf die Bremse zu treten. Die moralische Wertschätzung des Autos ist allgemein so hoch, daß die freie Fahrt wichtiger ist als die Befindlichkeit und Sicherheit des Fußgängers. Außerdem hat der Autofahrer so tagtäglich eine gute Gelegenheit, sich wenigstens an den Fußgängern und Radfahrern für die Mühsal des Auto- und Prestigeerwerbs zu rächen.

Der Erich Honecker

»Nicht Rache, nein Rente im Wandlitzer Getto und Friede deinem letzten Atemzug.« So wünschte sich Wolf Biermann Anfang des Jahres den Lebensabend des »verdorbenen Greises«. Inzwischen ist die Edel-Waldsiedlung Wandlitz längst »gewendet«, die Genossen mußten umziehen. Der ehemalige Generalsekretär und Staatsratsvorsitzende der Deutschen Demokratischen Republik, Genosse Erich Honecker, ist die Personifikation der vergangenen SED-Diktatur. Als solche ist er die vermutlich meistgehaßte Persönlichkeit der Rest-DDR. Auf den ersten Blick mag dies verwundern, hat es doch im Zentrum der Macht nicht nur den vergleichsweise harmlos wirkenden, nuschelnden Erich, sondern, um nur einige zu nennen, einen Kurt Hager, eine Margot Honecker, einen Erich Mielke gegeben – von der Gattung Schalck-Golodkowski ganz zu schweigen.
Doch in den letzten Jahren seiner Herrschaft hatte Honecker sich vorgenommen, als Landesvater in die Geschichte einzugehen. Fast wäre ihm das gelungen, wenn er es auch auf dem Weg dahin nicht so weit gebracht hat wie sein ungarischer Kollege Janós Kádár. Zwar haben nur sehr wenige Bürger an den guten Monarchen Erich wirklich geglaubt. Aber untergründig wirkte die atavistische Legende weiter. Sie war der Goldfaden im Lügengespinst, hinter dem sich der Staatschef verborgen hielt. Die Wirksamkeit der Illusion rührte aus der unsinnigen, fast unbewußten Hoffnung, daß die Legende sich als historische Wahrheit erweisen könnte.
Nun ist der goldene Illusionsfaden, ohnehin dünn genug, endgültig zerrissen. Der Landesvater ist ein Betrüger. Auch der von einigen Menschenfreunden und von Anhängern der PDS gelegentlich geäußerte Einwand, der

alte Mann habe von den Verhältnissen im Lande nichts gewußt, da ihm seine Satrapen die Wahrheit vorenthalten hätten, vermag niemanden zu beschwichtigen. Die Mehrheit der Bevölkerung wünscht sich – und äußert dies offen oder verhalten – das Ende des Ehepaars Ceauşescu auch für Erich Honecker nebst Margot. Dieser Wunsch wird jedoch voraussichtlich nicht in Erfüllung gehen – gerade weil das Regime des verhaßten Generalsekretärs an sein Ende gekommen ist. So sehnt sich das Volk zumindest nach einem saftigen Schauprozeß, in dessen Urteilsspruch lange Jahre Gefängnis über Honecker und andere verhängt werden. »Das hat nur den Nachteil, daß wir sie dann noch ein paar Jahre mit durchfüttern müssen«, sagt Volkes Mund.

Der Iwan

Der Iwan hat sich seit dem Ende des letzten Krieges nur unbeliebt gemacht. Das Ganze fing damit an, daß er zwar daran beteiligt war, Europa von Hitler zu befreien, aber doch nur, um seine eigene Macht in Europa auszudehnen. Und um deutsche Fabriken nach Rußland zu bringen. Und um deutsche Frauen zu vergewaltigen.
Der Iwan ist faul, schmutzig und trinkt wie ein Schwein. Wenn er besoffen ist, frißt er Dauerwurst und singt rührselige Heimatlieder. Oder er wird gewalttätig. Je nachdem, wo er gerade ist, prügelt er dann seine Frau oder irgendwelche Leute, die seine Untergebenen sind.
Der Iwan ist ziemlich dumm. Zum Beispiel kommt es vor, daß er versucht, in einer Kloschüssel Salat zu waschen. Dann wundert er sich, wenn er an der Strippe zieht, und der Salat ist weg. Oder er hört das Ticken einer Uhr, reißt das Gewehr von der Schulter, wirft die Uhr auf den Boden und hält mit der Kalaschnikoff drauf – weil er denkt, es ist das Ticken einer Bombe.
Der Iwan hat sich alle Mühe gegeben, die deutsche Kultur zu zerstören. Er hat versucht, seine asiatischen Gedanken überall zu verbreiten. Er hat sogar alle Leute gezwungen, die russische Sprache zu lernen. Aber die Deutschen haben ihm eins ausgewischt. Sie haben sich einfach geweigert, russisch zu lernen, weil ihnen die russische Sprache nicht gefällt. Nun ist dem Iwan hier alles mißlungen, und wenn er nur ein bißchen Grips hat, dann weiß er, daß es besser für ihn ist, bald nach Rußland oder in seine asiatische Steppe zurückzukehren. Alle Panzer und Raketen, die er in Deutschland hingestellt hat, werden ohnehin verschrottet.
Der Iwan ist meistens Bolschewik. Aber in letzter Zeit klappt es mit dem

Bolschewismus nicht mehr so richtig. Jetzt versucht der Oberiwan in Moskau – Gorbi heißt er – Glasnost und Perestrojka zu machen. Aber so dumm, wie die Iwans sind, wird bestimmt auch das wieder nicht klappen.

Der Dr. Helmut Kohl

Zunächst war der Dr. Helmut Kohl der Vereinigungs- und Demarkkanzler, der gute Onkel aus dem Westen im Unterschied zum bösen Onkel Lafontaine. Aber ungebrochen positiv nahm die Mehrheit der DDR-Bürger ihn nur in den ersten Monaten nach der »Wende« wahr.
Inzwischen ist es längst nicht mehr so, daß der Dicke nur geliebt wird. Die Intellektuellen haben ihn ohnehin immer verachtet – zum einen wegen seines makabren Gesellschaftsspiels um die polnische Westgrenze, zum anderen, weil sie inzwischen ahnen, daß das kulturelle Klima in Oggersheim gar nicht so anders ist als das zwischen Elbe und Oder.
Doch vor allem hat Kohl sich unbeliebt gemacht durch die arrogante Haltung des Usurpators. Er platzt vor Anmaßung, wo immer er Funktionsträgern aus dem anderen deutschen Staat gegenübertritt. Der ehemalige Ministerpräsident Hans Modrow, der »gute Mensch aus Dresden«, ist zwar ein Kommunist und als solcher in der DDR nicht sonderlich beliebt. Aber als er im Frühjahr 1990 mit seinem Übergangskabinett zum Staatsbesuch in Bonn weilte und Helmut Kohl ihn dort wie seinen Chauffeur behandelte, war das Volk in Thüringen, Sachsen und Mecklenburg zornig. Modrow als einer der Ihren wurde schäbig mißachtet. Der Bürger im Osten ahnte, daß Modrow stellvertretend für alle diskriminiert wurde.
Inzwischen hat der Kanzler die Währungsunion vollzogen, und er versucht den Eindruck zu erwecken, die wirtschaftliche Lage sei zwar ernst, aber bei gezielter, marktwirtschaftlich erprobter Aufbauarbeit, mit Hilfe der Bundesrepublik und ihres Superkanzlers, werde man es schon packen. Nur lassen sich die Werktätigen vom Wende-Helmut nicht gerne sagen, sie müßten von den erfolgreichen Brüdern im Westen erst einmal lernen, was Leistung ist und wie man arbeitet. Die Werktätigen in der DDR reagieren auf solche Kanzleräußerungen mit heller Wut, da sie durchaus der Meinung sind, in den letzten vierzig Jahren gearbeitet zu haben.

»Kannst du nicht aufpassen?« Ein Bonbon ist heruntergefallen – patsch, Ohrfeige, Angebrülle. Gezerre wegen jeder Kleinigkeit, wegen jeder Lebensäußerung, die mit Lautstärke oder Zappeln zu tun hat. »Ick erziehe meine Kinder, wie ick will, vastehste? Dat jeht Ihnen jar nüscht an.« Ein Schlag zur rechten Zeit hat schließlich noch niemandem geschadet. Und die junge Mutter mit dem verhärmten, traurigen Gesicht will, daß aus ihrem Sechsjährigen ein anständiger Mensch wird. So wie sie selbst einer ist.
Der deutsche Untertan wird herangezogen, hüben wir drüben. Drüben besonders. Der eigene Anpassungsdruck wird ungefiltert an die Kinder weitergegeben. Sogar den nicht besonders kinderfreundlichen Westberlinern gehen da die Augen über. Es fing an mit den Säuglingen und Kleinkindern, denen man tagelange, sinnlose Strapazen in lebensgefährlich überfüllten Eisenbahnwaggons und an ähnlich unfreundlichen Orten zumutete, um pro Kind hundert D-Mark Begrüßungsgeld kassieren zu können. Und jetzt all die artigen, blassen, stummen Kinder in den U-Bahnen und Einkaufszonen, die brav an Mamas Hand laufen, als hätten sie die Hosen voll – in dieser Häufigkeit hat man das im Westteil der Stadt seit Adenauers Zeiten nicht gesehen.
Es ist die gesellschaftliche Normalität, die hier vorgeführt wird. Die Kinder machen sichtbar, womit sie täglich konfrontiert sind: Aggression, Haß und Angst. Der DDR-Bürger haßt seine Kinder? Natürlich nicht. Aber das, was Erziehungsnorm ist auf dem Territorium der heutigen DDR, kann diesen Eindruck durchaus entstehen lassen. Was da vor sich geht, in den Familien, in den Kindergärten und Schulen, ist Indiz dafür, daß die für diese Erziehung Verantwortlichen selbst vor allem dressiert worden sind.
Aber für das Wohlergehen der Kinder ist gesorgt – nach Öffnung der Grenze mehr denn je. Oma, Mama, Papa, Tante hätscheln die Kleinen. Direkt nach dem Ganztagskindergarten geht's ab ins Westberliner Einkaufsparadies, in die schöne neue Welt. Endlich ein modischer Anorak für's Kind. Und wenn es lieb ist, stopft man es mit Schokolade, Eis und Currywurst voll, solange die Oma noch ein paar Mark hat. Schließlich soll es dem Enkel gutgehen, und sie kauft dem Vierjährigen noch schnell eine Colabüchse für den nächsten Tag, damit er hinterher auch was zum Wegwerfen hat.

Der Nazi

Als identitätsstiftendes Feindbild hat der Nazi in der DDR noch immer eine gewisse Bedeutung. Aber vermutlich nicht mehr lange.
Die antifaschistische Weltanschauung war als ideologisch-konstituierendes Element für den SED-Staat während der gesamten Dauer seiner Existenz außerordentlich wichtig. Sie ermöglichte einen gesellschaftlichen Minimalkonsens. Jeder, der sich für einen guten Menschen hielt, sah sich genötigt, zumindest Antifaschist zu sein. Der Haß gegen die Nazis, ungeachtet aller Geschichtsklitterung, die zur DDR-Lesart des deutschen Faschismus gehörte, vereinigte das DDR-Volk über alle ideologischen Schranken hinweg. Die attackierten »Faschisten«, meist alte und neue Nazis aus der Bundesrepublik, stellten eine der wenigen staatlich sanktionierten Zielscheiben für das Ablassen angestauter Aggressionen dar.
Doch bereits zu Honeckers Zeiten ging es mit dieser trauten Einmütigkeit allmählich zu Ende. Zunehmend mehr Jugendliche rebellierten gegen den verordneten Antifaschismus, und die Behauptung, es gäbe keine hausgemachten Neonazis in der DDR, war in den letzten Jahren einfach eine Lüge. Der früher so wunderschön kanalisierte Haß polarisiert sich inzwischen offen an verschiedenen Fronten. Seit der Wende ist in der DDR ein ungeheures Aggressionspotential aufgebrochen, insbesondere in Kreisen Jugendlicher. Nationalistische Ausfälle, Terror gegenüber Ausländern, antisemitische Übergriffe nehmen erschreckende Ausmaße an.
Der Bevölkerungsmehrheit ist das herzlich gleichgültig. Sie ist mit der ökonomischen Krise beschäftigt. Schwer ins Zeug legt sich jedoch die Partei des Demokratischen Sozialismus. Sie bastelt an der Stabilisierung des alten Feindbildes. Das hat vor allem die Funktion, von sich selbst abzulenken.

Der Neger

Es sagte der sächsische Proletarier auf einer öffentlichen Diskussionsveranstaltung in Leipzig: »Das größte Problem in den Städten der DDR ist die afro-asiatische Überfremdung.« Bei näherer Nachfrage ging es dem Bürger nicht so sehr um die Asiaten, sondern vor allem um die Geilheit des Negers. Das Problem sei nämlich, daß dieser durch seine Unbeherrschtheit die ganze DDR zu einem einzigen Bordell mache. Und anständigen deutschen Männern nehme er die Mädchen weg.
Schwarz zu sein, ist in der fremdenfeindlichen und wenig an den Umgang

mit Fremden gewöhnten DDR etwa so, als hätte man den Teufel, die Pest und die Syphilis gleichzeitig im Leib. Vielen Bürgern wäre es vermutlich am liebsten, alle Schwarzen würden vorsichtshalber kastriert. Gesellschaftlich völlig separiert hat man sie ohnehin schon – selbstverständlich auch andere Gruppen, wie etwa die vietnamesischen Fremdarbeiter.
Ein farbiges Kind ist ein ungeheurer Schandfleck für eine Familie und ein unermeßliches Unglück für die betroffene Frau. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß das Kind eines Afrikaners, wenn es aus Versehen nicht rechtzeitig abgetrieben worden war, schon vor der Geburt zur Adoption freigegeben wurde. Natürlich sorgte die Mutter dafür, daß sie anonym blieb, und ging zur Entbindung in einen anderen Ort. Das war vor allem dann unabdingbar, wenn die Frau noch irgendeine Art von beruflichem oder gesellschaftlichem Aufstieg plante – zum Beispiel in der vom Gedanken der Völkerfreundschaft geprägten Sozialistischen Einheitspartei.

Der Polacke

1980 in einem Café am Alexanderplatz. Als zwei polnische Arbeiter das Lokal betreten und Anstalten machen, sich an einen Tisch zu setzen, räumt die Kellnerin mit schnellem Griff die Menage ab. »Die Polen klauen alles, was nicht niet- und nagelfest ist«, sagt sie entschuldigend zu den Umstehenden.
Die Ressentiments gegenüber den Polen sind alt. Was die Deutschen betrifft, so scheinen Reste der alten Herrenmenschentheorie hängengeblieben zu sein. Und der Pakt, der ausgerechnet nach der polnischen Hauptstadt Warschau benannt wurde, war sicherlich nicht der richtige Verbund, um gegenseitige Achtung zu entwickeln. So gibt man sich in der DDR wenig Mühe, zu verstehen, warum die slawischen Nachbarn anders sind als die Deutschen. Warum sie zum Beispiel Wert darauf legen, zu arbeiten, um zu leben, und nicht umgekehrt. Oder welche Erfahrungen sie in ihrem jahrhundertealten Kampf um nationale Unabhängigkeit gemacht haben. Als in Polen die Gewerkschaft Solidarność gegründet wurde, reagierten viele DDR-Bürger mit Verständnislosigkeit. »Sollen sie doch erst einmal arbeiten, wenn ihnen etwas nicht paßt!« Und nach dem Jaruzelski-Putsch konnten sie eine klammheimliche Freude nicht verhehlen. So ist das eben, wenn man sich mit den Mächtigen anlegt. Das hatten sie nun davon, die Polacken. Man kann eben nicht einfach Revolution machen, wenn es einem gerade einfällt.
Andererseits gibt es den Polen gegenüber ein schlechtes historisches Gewis-

sen. Jeder Staatsbürger hat in der Schule gelernt, daß der Pole ein an Entbehrungen gewöhnter Freiheitskämpfer ist, der sich mit seinem kleinen, drahtigen Pferd durch die Sümpfe schlägt, um die bösen Nazis zu vernichten. Doch nun kommt da ein armes, geldgieriges, schacherndes Nachbarvolk, um am sauer erworbenen Wohlstand der Deutschen teilzuhaben. Seit Jahren kaufen die Polen die DDR-Geschäfte leer – und das, obwohl sie von den DDR-Deutschen bis zur Währungsunion nichts wissen wollten.
Sehr ärgerlich für die DDR-Bürger ist, daß sie auch im Westen überall auf die Handel treibenden Polen treffen. Für einen Westdeutschen, der einen Laden wegen Überfüllung nicht betreten kann, ist es herzlich egal, ob dieser mit Polen oder DDR-Deutschen überfüllt ist. So sehen sich letztere unversehens mit den ungeliebten Slawen identifiziert und sind gezwungen, sich abzugrenzen. 1990 auf der Kantstraße in Westberlin. »Wegen dieser verfluchten Polacken kommt man als anständiger Deutscher überhaupt nicht mehr in den Aldi rein!« Die Frau aus der DDR verläßt laut schimpfend das Terrain.

Der Sachse

»Überall sind sie jetzt, diese Leute, überall.« Die junge Frau im Straßencafé, Berlin, Hauptstadt der DDR, streicht ihre Locken aus der Stirn. »Früher haben wir sie hier kaum gesehen. Viel weniger als jetzt. In der Volkskammer gab es natürlich welche, na gut. Da ist man ja nicht hingekommen. Und in Marzahn, in diesen Kästen. Aber da sind sie ja unter sich.« Schlank ist sie, großstädtisch sieht sie aus. Gepflegte Frisur, dezente dunkle Kleidung. Mit einer nervösen Bewegung schlägt sie die Beine übereinander. »Aber seit die Grenze auf ist, sind sie überall. Sie gehen anscheinend nur noch nach Berlin zum Einkaufen, vor allem in den Westen, zu Aldi. Aber sie kaufen auch hier ein. Zu Hunderten, zu Tausenden trifft man sie. Dick und dumm schaukeln sie hier herum, ganze Familien mit Plattfüßen und breiten Ärschen. Statt daß sie in ihrem verdreckten Sachsen bleiben. Nicht mal atmen kann man da. Die ganze Gegend sollte man am besten einfach planieren. In keine U-Bahn und keine Straßenbahn kommt man hier mehr rein. Es ist zum Kotzen. Gänse fleisch mal beiseidedrähdn, Frollein. Aus Leipzsch, Dräsdn, Zwiggau. Mit Kind und Kegel. Mit braunen und grauen Plasteklamotten, die immer stinken. Mit Dutzenden von Plastetüten. Und wenn sie einmal irgendwo stehen, dann stehen sie wirklich. Da kommst du nicht mehr durch. Wie Panzer, diese Leute sind einfach wie Panzer.«

Der Schwule

Innerhalb der Männergesellschaft DDR gibt es bislang nur kleine Gruppen von Homosexuellen, die es wagen, sich als solche kenntlich zu machen. Sie müssen damit rechnen, daß ihnen, wie ausnahmslos allen Minderheiten, mit heftiger Intoleranz begegnet wird. Der Haß auf den »Hundertfünfundsiebziger«, wie er immer noch genannt wird, bezeugt Kontinuität. Vor und nach dem Niedergang des alten Regimes ist er in der militaristischen, bevorzugt von analen Zwangscharakteren geprägten DDR gleichermaßen innig. Im Zuge des neuen gesamtdeutschen Bewußtseins wird dieser Haß auch in den Westen exportiert, obwohl es dort schon genug davon gibt. Es ist keine Seltenheit, daß schwule Paare in Supermärkten und Kneipen Westberlins von »Ostlern« angepöbelt werden. »Warme Brüder nach Auschwitz«, lallt ein betrunkener Magdeburger nach dem Endspiel der Fußballweltmeisterschaft angesichts eines blutjungen, farbig aufgetakelten Paradiesvogels. Zuvor hatte er bereits alle Türken und Polen an den nämlichen Ort gewünscht.

Die oder der Stasi

Niemand weiß genau, wieso es im Zuge des Abkürzungswahns zu der niedlich klingenden Bezeichnung »Stasi« gekommen ist. Das aberwitzige Wort, vielleicht von der Staatssicherheit selbst geprägt, erinnert an einen Plüschhund oder an die Lieblingskuh eines Österreichers. Der Gebrauch des Artikels ist ein wenig kompliziert. Das »die« spräche für die Kuhtheorie, da es schließlich nicht »die« Staatssicherheitsdienst heißen kann. Doch die Zeitgenossen östlich der Elbe und des Potsdamer Platzes beharren darauf, das dem »die« zugehörige Substantiv sei schlicht »Staatssicherheit« beziehungsweise ein Plural, der »Staatssicherheitsorgane« laute, während auf »der« das Wort »Staatssicherheitsdienst« folge. Also Stasi. Männlich »der« Dienst, weiblich »die« Organe.
Leider gibt es, von den verschiedenen Bezeichnungen des »VEB Guck & Horch« abgesehen, der zu einem sehr späten Zeitpunkt der DDR-Geschichte auch mal zu »Nasi« umbenannt wurde, nur wenig Amüsantes über die »Firma« zu berichten.
Der Haß auf den Staatssicherheitsdienst, in vierzigjähriger Unterdrückung bei der Bevölkerung angestaut, ist mörderisch und uferlos. Die im Zuge der Herbst-»Revolution« proklamierte Forderung »Stasi in die Produktion« war den gemäßigten und friedliebenden Kräften in der Gesellschaft zuzuordnen. Für die meisten Leute jedoch wäre Lynchjustiz die angemessene

Form gewesen, um der Volkswut ein hinreichend großes Ventil zu bieten. Alle, alle wollte man sie aufknüpfen – vom ehemaligen Innenminister bis hin zum kleinsten Spitzel.
Die Staatssicherheit steht für Bespitzelung, Bevormundung, Freiheitsberaubung, Mißtrauen, Amtsmißbrauch und Staatsterrorismus bis hin zur Folter. Sie steht für den Stalinismus, als Herrschaftsprinzip im engeren Sinne, aber auch als innere Verfaßtheit der Gesellschaft – Stalinismus der Gedanken, der Gefühle, der sozialen Beziehungen, der Psychostruktur.
Die Staatssicherheit ist im wesentlichen ein Verein von Mitläufern. Als solcher ist sie Reflex der DDR-Gesellschaft. Deshalb hat der Haß auf die Stasi-Mitläufer eine entscheidende kathartische Funktion für die Bevölkerungsmehrheit. Er entbindet sie von der Verantwortung für alles, was geschehen ist. Er hindert sie daran, den Blick auf das eigene Mitläufertum zu richten. Er hilft ihnen, die eigene Unschuld zu bewahren. Der Sündenbock ist gefunden, und er ist ein Fabeltier. Irgendwann einmal wird er schon ganz von selbst in der Wüste verschwinden.

Der Trabi

Der Zweitakter namens Trabant gehörte jahrzehntelang zu einer besonders begehrten Kategorie von Konsumgütern. Wenn man die Absicht verfolgte, ein solches Auto zu erwerben, mußte man jahrelang auf die Lieferung warten. Auch war langanhaltende Sparsamkeit erforderlich, um das Objekt der Begierde bezahlen zu können. Dem stolzen Besitzer eines solchen Autos war es jedoch nicht vergönnt, wirklich Freude daran zu haben. Jeder einzelne Kleinwagen verfügt über die stattliche Zahl von bis zu fünfzig Serienfehlern und ist sehr reparaturanfällig. Trabis sind aus mehreren Gründen als Verkehrsmittel ungeeignet. Im Trabi sitzt man unbequem. Der Trabi stinkt. Der Trabi hat ein Motorengeräusch wie ein Traktor. Der Trabi ist eine Fehlplanung. Der Trabi ist ein einziger Schrotthaufen. Der Trabi ist gar kein Auto. Der Trabi ist ein Produkt der Planwirtschaft. Der Trabi funktioniert nicht. Der Trabi ist nur eine Illusion aus Pappe und Metall. Der Trabi ist meist grau. Der Trabi ist wie der Sozialismus. Der Trabi ist der ehemals real existierende Sozialismus. Jeder Westwagenfahrer fühlt sich dem Trabifahrer überlegen. Dabei verwendet dieser immer noch Geld und Mühe auf seinen Trabi. Nach wie vor putzt er ihn jeden Sonntag. In Wahrheit ist der Trabi nach der Währungsunion überhaupt nichts mehr wert. Und der Trabifahrer haßt sich selbst und die kleine miese Pappschachtel, in der er seine eigene Vergangenheit und Gegenwart abgebildet sieht.

»Als Westler ist man hier Kaiser. Ich brauch' bloß ein paar Fünfzigpfennigstücke zu werfen in den Sand. Hei, ist das eine Balgerei!« (Wolfgang Neuss, »Onkel Paul schreibt aus Varna am Schwarzen Meer«)

Wenn sich Wessis und DDR-Bürger in der Vergangenheit begegneten, so geschah dies häufig in den ehemals sozialistischen Bruderländern. Am Schwarzen Meer und an der dalmatinischen Küste, am Balaton und an den masurischen Seen führte sich der Wessi mitunter so auf, als hätte er mit seiner D-Mark ganz Europa bereits in Besitz genommen. Wegen der günstigen Schwarzmarktkurse konnte er, wenn er es unbedingt wollte, mit dem Geld nur so um sich werfen. Der minder betuchte Ossi, der vielleicht ebenfalls gerne die Sau rausgelassen hätte, mußte am Goldstrand in der fünften Reihe liegen und darauf verzichten, daß ihm jemand die Füße küßte. Ganz im Gegenteil. Nirgendwo wurde er geliebt und geachtet, unter anderem deshalb nicht, weil man der DDR die besondere Vasallentreue gegenüber der Sowjetunion verübelte. Sie seien eben unverbesserlich, diese Deutschen, sagten die Polen, Ungarn und Jugoslawen. So mußte sich der DDR-Bürger nicht nur über die eigene relative Armut ärgern, sondern übernahm auch noch den Part des Prügelknaben für die gesamte deutsche Nation.

Besonders sympathisch war der Bundesdeutsche den DDR-Bürgern noch nie. Attraktiv an ihm waren die Attribute des Wohlstands und, im günstigeren Fall, der Hauch von großer weiter Welt, den er in die miefige kleine DDR mitbrachte. Meist fühlte sich der Ostbürger als Mensch zweiter Klasse, wenn er auch seine eigenen Werte und die eigene Lebensführung gegenüber dem Wessi verteidigte – und sei es in Form des inneren Monologs.

Jetzt, nachdem die erste Wiedervereinigungseuphorie abgeklungen und einem gehörigen Kater gewichen ist, da inzwischen fast jeder gemerkt hat, daß auch die omnipotenten Westpolitiker und Wirtschaftsbosse nur mit Wasser kochen, jetzt sieht es für den DDR-Bürger so aus, als sei sein kleines Land eine Kolonie der Bundesrepublik. »Was wollen Sie denn kaufen?« fragen gelegentlich die Taxifahrer, wenn sie einen geschäftsmäßig gekleideten Bundi von West- nach Ostberlin fahren.

Der DDR-Bürger fühlt sich dem kapitalistischen Ansturm ausgeliefert, ohne selbst mitreden zu können oder gefragt zu sein. Und diese Wessis, einschließlich derjenigen, die über den schnellen Niedergang des Sozialismus in der DDR verwundert und empört sind, wissen alles besser. Sie haben das Geld, die Macht und das Know-how. Sie versäumen keine Gele-

genheit, den DDR-Bürger, der seine Meinung verkünden will, in die Schranken zu weisen. Und im schlimmsten Fall erfolgt diese Zurechtweisung auch noch in freundlichem Ton.

Weitere (alte und neue) Haßobjekte

Die Aktuelle Kamera / Die Alu-Mark / Die Banane / Der Behinderte / Der Bitterfelder Weg / Die Blockflöten / Die alten Bonzen / Die neuen Bonzen / Die Braunkohle / Der Chinese / Die DDR / Die Demokratie / Die Diktatur / Das Einheitsgrau / Die Emanze / Die Fahne / Der FDGB / Die FDJ / Der HO-Laden / Der Intershop / Der Jude / Der eigene Körper / Der Kommunist / Der Künstler / Die KWV / Der Lada / Der Marxengelslenin / Die Mauer / Die Mitropa / Das ND / Das Neue Forum / Das Ostfernsehen / Die Ostsee / Das Ostshampoo / Die PDS / Der Polski Fiat / Der Punker / Der Schießbefehl / Der Schwarze Kanal / Die SED / Der Sorbe / Die Sowjetunion / Die SPD / Der Tscheche / Der Türke / Die Uniform / Die Vereinigte Linke / Der Volkspolizist / Die Waldsiedlung Wandlitz / Der Wartburg / Die Warteschlange / Der Weißkohl / Der Wendehals / Die Westverwandten / Der Zigeuner. *Fortsetzung folgt.*

HANSER

Eine illustrierte Reise durch die Chaos-Theorie

Ein Schmetterling fächelt in Peking mit seinen Flügeln und hat damit einen wenige Wochen später wütenden Hurrikan im Golf von Mexiko mitverursacht. Weshalb? Die Antwort gibt eine revolutionäre Theorie, die streng wissenschaftlich und faszinierend zugleich ist: die Chaos-Theorie. Der Physiker F. David Peat und der Psychologe John Briggs führen mit diesem Buch in die Chaos-Welt ein und erläutern die scheinbar so verwirrende und in vielen Wissenschaften auftauchende Theorie auf spielerische und wissenschaftlich profunde Weise.

Aus dem Amerikanischen von Carl Carius.
328 Seiten. 120 Abbildungen. Gebunden.
DM 39,80

Friedrich Dieckmann
Die Schnelligkeit der Schildkröte
Ansichten eines Gesamtkunstwerks

Vom Widerspruch

Der ästhetische Blick, der immer in Gefahr ist zu übersehen, daß seine Voraussetzung die Unverstricktheit in das Objekt der Anschauung, also in gewisser Weise dessen Nicht-Realität für den Betrachter ist, dringt, wenn er dieses Vorbehalts inne ist, tiefer in das Wesen der Dinge ein als Untersuchungen, die glauben, das Wesen hinter dem Anschein zu finden. Von Hanns Eisler, dem großen deutschen Komponisten, der, als ein Opfer des McCarthyismus, die USA 1948 unter ähnlichen Umständen verlassen mußte wie 1933 Deutschland, gibt es, nachdem er in seiner neuen Heimat, der Deutschen Demokratischen Republik, eingewohnt war, ein profundes Wort über diese Verhältnisse. »Hier trügt alles«, rief er einem Besucher zu, der ihn über die neue Heimat befragte, »nur nicht der Schein!«
Derselbe Mann, dessen Witz zu scharf war, als daß er seiner neuen Heimat nicht verdächtig geworden wäre (aber dem Musiker verzeiht man Esprit eher als andern Leuten), erkannte bald einen andern, scheinbar empirischen Tatbestand als fundamentalen. In der Meinung, einen guten Witz zu machen, bemerkte er eines Tages, er habe herausgefunden, daß »zwischen Sozialismus und Obst ein antagonistischer Widerspruch« bestehe. Es bedarf einer gewissen theoretischen Unterweisung, um die Tragweite dieser Aussage zu verstehen. Nach marxistisch-leninistischer Vorstellung ist die kapitalistische Gesellschaft durch einen antagonistischen, nämlich im Rahmen dieser Gesellschaft unbehebbaren Widerspruch gekennzeichnet: den Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit, zwischen der privaten Verfügung über die Produktionsmittel und der gesellschaftlichen Aneignung der Produkte. Der sozialistischen Gesellschaft, die diesen systemsprengenden Grundwiderspruch – die Sprengung eben sollte die Revolution sein – aufgehoben zu haben glaubte, wurde zugestanden, ihrerseits nicht widerspruchsfrei zu sein; sonst wäre man ja schon im Kommunismus gewesen. Aber die ihr freundlicherweise zugebilligten Widersprüche wurden als nichtantagonistische deklariert, evolutionär lösbar durch die sachgemäße Lenkung der neuen, sozialistischen Gesellschaft. »Antagonismus und Widersprüche sind durchaus nicht dasselbe«, hatte Lenin gesagt und Mao Tse-tung in einer

vielgelesenen kleinen Schrift bekräftigt: »Das erstere verschwindet, das zweite bleibt im Sozialismus.«[1]

Eislers spontane Einsicht in den antagonistischen Charakter des Widerspruchs von Sozialismus und Obst schlug dieser schönen Theorie den Boden aus. Das Witzwort war buchstäblich wahr: Die neue, vermeintlich höher organisierte, alte Widersprüche wirksam behebende (und dadurch die Gesellschaft auf die Dauer zum Stillstand bringende) Gesellschaft zeigte sich außerstande, die Versorgung der Bevölkerung mit Obst und Gemüse sicherzustellen. Das war eine Frage der technisch-organisatorischen Infrastruktur, und sie war auf planwirtschaftlich-staatsmonopolistischer Grundlage nicht zu lösen; leichtverderbliche Waren überstiegen die Koordinationsfähigkeit des Distributionssystems. Daß man in so manchem Dorfkonsum, so mancher Kaufhalle (Kaufhalle ist übrigens ein besseres Wort als Supermarkt, ich empfehle es, als etwas Einzubringendes, zur Übernahme) nichts so reichlich wie Spirituosen, Schnaps, Sekt, Wein antraf, war nicht als planmäßige Verführung zum Alkoholismus zu verstehen, sondern die Folge der Alterungsbeständigkeit des Alkohols: auf den überdehnten Transportwegen erreichten nur schwer oder gar nicht verderbliche Produkte den Verbraucher mit einiger Zuverlässigkeit. Das auf dem minutiös koordinierten Ineinandergreifen selbständiger Erzeuger, Verteiler, Händler beruhende Distributionssystem der alten Ordnung zeigte sich als auf sozialistischer Basis nicht reproduzierbar. Eben daran ist die neue Ordnung schließlich zerbrochen. Der Widerspruch zwischen Fabrikant und Arbeiter, Kapital und Arbeit in der bürgerlichen Wirtschaft hat sich als nichtantagonistischer, systemerhaltender herausgestellt. Der Widerspruch zwischen den Anforderungen einer entwickelten Produktion und der hierarchisch-zentralistischen Form ihrer Organisation, damit aber zugleich zwischen den Interessen der herrschenden bürokratischen Schicht und den Interessen der Gesellschaft, hat sich als antagonistisch, als systemsprengend erwiesen. »In einer Bombe«, sagte Mao Tse-tung, »existieren bis zu ihrer Explosion die Gegensätze infolge bestimmter Bedingungen zeitweilig in einer Einheit nebeneinander. Und erst beim Eintreten neuer Bedingungen (Entzündung) erfolgt die Explosion.«[2]

Sprachregelung

Um die Mitte der siebziger Jahre versuchte sich die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands von Deutschland zu lösen, dem Substantiv, das sie selbst im Namen führte, wie dem Adjektiv, das den Staat bestimmte. Zuvor

war der Satz aus der Verfassung gestrichen worden, der die Republik im ersten Artikel als einen »Staat deutscher Nation« unanfechtbar bestimmte. Nun hätte man den Staat eigentlich umbenennen müssen, aber wie? In Saxoborussische Sozialistische Republik, SBSR? Soweit ging der Mut nicht, also setzte man das Kürzel DDR gleichsam an die Stelle des Adjektivs, das ihm eingesenkt war; aus der Deutschen Akademie der Künste wurde die Akademie der Künste der DDR, der Deutschen Akademie der Wissenschaften erging es ebenso, entsprechend dem Schriftsteller- und dem Komponistenverband. Wer hat das Wort *Sprachregelung* erfunden? Ist es Lingua Tertii Imperii, eine Erfindung aus Goebbels Küche? Im Wörterbuch der Brüder Grimm, Band 10/1, Leipzig 1905, ist das Wort unvorhanden; das *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*, Berlin (DDR) 1978, führt es auf, aber ohne Beleg; in etymologischen Nachschlagwerken auch neuester Zeit fehlt es durchaus. Vermutlich stammt die Vokabel aus militärischer Sphäre; sie mag den Presseabteilungen der Stäbe des Ersten Weltkriegs entsprungen sein und von hier aus ihren Siegeszug durch das 20. Jahrhundert angetreten haben. Denn die Idee, Sprache regeln zu können, nämlich um einer Regelung der Wirklichkeit willen, ist zwar schon früheren Zeiten gekommen, aber sie ist ihnen nicht zum Begriff gediehen. Die Sprache fand noch kein Wort für ihre Regelung.

Die Illusion, mit Sprachregelung Wirklichkeitsregelung zu betreiben, genauer gesagt: zu ersetzen, ist, so erfinderisch sich schon die Propagandamaschine des Hitlerstaates erwies, doch erst im Haupt- und Staatssozialismus zur Blüte gediehen. Die Nazipropaganda betrieb eine zielgerichtete Verbalverstellung der Wirklichkeit; das Wissen darum, daß sie log, machte sie erfinderisch. Anders in den politischen, ideologischen, akademischen Apparaten des Staatssozialismus. Hier war das Bewußtsein der inständig betriebenen terminologischen Illusionsfabrikation deutlich unterentwikkelt; man agierte im ernstlichen Bewußtsein dessen, was man *wissenschaftliche Weltanschauung* nannte. Jede Sprachregelung trat auch gegenüber sich selber mit dem Anspruch gesicherter Erkenntnis auf; der ideologische Schein wurde auch für die, welche ihn, unter ständiger Berufung auf die Kirchenväter, Klassiker genannt, produzierten, undurchdringlich, insofern sie ihn im Namen von Wissenschaft produzierten, mit der Vorgabe, die Entwicklungsgesetze der Gesellschaft zu vollziehen, die nicht zufällig, sondern völlig gesetzmäßig mit dem Machtinteresse der Partei übereinstimmten.

Dieser Science-fiction-Charakter, eine Wissenschaftlichkeit des Als-ob, verbindet das protosozialistische System mit dem mittelalterlich-scholastischen, mit dem es auch in anderer Hinsicht – der ständisch-korporativen

Gesellschaftsorganisation – Ähnlichkeit hat. Brecht fand, allerdings mit anderer Absicht, ein schönes Wort dafür: Tuismus. Es gehörte zu den Spezifika des Systems und lag noch jener Wortgläubigkeit zugrunde, die um das Jahr 1970 in den Fraktionen der westdeutschen Jugendbewegung merkwürdige Blüten trieb: die voluntaristische Bewältigung von Wirklichkeit durch die Erfindung, Aussetzung, Festschreibung von Objektivität suggerierenden Abstrakta. Sie dienten einer Welterklärung, in der – nach der elften von Marx' Feuerbach-Thesen – die von dem Erklärenden beabsichtigte Veränderung der Welt als Prämisse immer schon mit enthalten war.

Was der sowjetische Ökonom Ruslan Grinberg im Blick auf die Gorbatschowsche Reformpraxis als die Methode *Versuch und Irrtum* beschrieb, regulierte auch dieses Verfahren: die falschen Worte wurden, wenn man merkte, daß sich ihnen die Wirklichkeit überraschenderweise nicht fügte, durch neue falsche Worte ersetzt, ein Vorgang, der starke Ähnlichkeit mit dem berühmten Wettlauf zwischen Achill und der Schildkröte hatte – jenem verhängnisvollen Wettlauf, bei dem der schnelle, starke, hochgerüstete Held das träge, schwerfällige, tapsige Tier nie erreicht, weil er immer nur den Punkt anvisiert, von dem dieses sich gerade fortbewegt. Die Partei hielt sich für Achill, die Wirklichkeit war die Schildkröte – nie kamen beide zusammen. Denn die Schildkröte, so tapsig sie war, lief immer weg, wenn Achill gerade den Punkt anvisiert hatte, von dem er meinte, daß sie sich an ihm befinde. Meistens war auch das noch Illusion, und so kam die Stunde, wo Achill die Schildkröte ganz aus dem Auge verloren hatte. Da warf er seine Waffen weg, setzte sich hin und beklagte sein Schicksal.

Zenon, dem wir die Geschichte von Achill und der Schildkröte verdanken, war eine Leuchte der Philosophenschule von Elea, die auf der Einheit und Unveränderlichkeit der Welt insistierte und viel Scharfsinn darauf verwandte, Vielheit, Bewegung und Pluralität als Illusionen zu entlarven. Es ist nicht wenig bezeichnend, daß das Zenonsche Paradoxon *so* hervorragend geeignet ist, das Verhältnis von Einheits-Partei und Wirklichkeit zu beschreiben, daß es von daher geradezu als verifiziert erscheint.

Zu den Wirklichkeiten, an denen die Sprachregelung schneller abprallte als in anderen Fällen, gehörte der Umstand, daß auch das vielstrapazierte Kurzwort DDR nicht vergessen machen konnte, daß es sich um eine – deutsche Republik handelte. Die weitere Denationalisierung der Namen scheiterte, wie westliche Blätter damals meldeten, an parteiinternem Widerstand; sie machte halt vor der Deutschen Staatsoper und der Deutschen Staatsbibliothek und hielt inne auch vor dem Namen der Hauptpartei selbst, die schon erwogen hatte, sich KP der DDR zu nennen, und dem ihres Zentralorgans. Hatte man hier zu stutzen angefangen? Der Zeitungs-

titel hätte herausfordernd geklungen: Neue Deutsche Demokratische Republik.

Zentralorgan

Auch der Untertitel hatte es in sich. War der Haupttitel, *Neues Deutschland*, zum Leerzeichen, zur bloßen Hülse geworden, so barst die Unterzeile von Bedeutsamkeit: *Organ des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands*. Das allgemein übliche Kurzwort *Zentralorgan* für das beherrschende Blatt wurde erst in der kurzen Ära des mauersprengenden Egon Krenz zeitungsoffiziell; aus dem Organ des Zentralkomitees war das *Zentralorgan der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands* geworden. Was ist ein Zentralorgan? Mein Meyersches Taschenlexikon, Mannheim 1987, weiß es nicht zu sagen. Aber mein großer alter Meyer, Leipzig 1897, weiß Bescheid: »*Zentralorgan*, ein Organ, welches für andre von gleicher Funktion der Hauptteil ist, wie das Herz für das Gefäßsystem, Gehirn und Rückenmark für das Nervensystem.« In *Meyers Neuem Lexikon*, Leipzig 1964 (das war auf dem Höhepunkt der Ulbricht-Ära), ist aus dem medizinischen Begriff ein zeitungspolitischer geworden: »*Zentralorgan*, offizielles Presseorgan einer Partei, Massenorganisation oder anderen Institution, meist am Ort der zentralen Leitung herausgegeben. Das Z. vermittelt in erster Linie den Funktionären und darüber hinaus der gesamten Bevölkerung den Standpunkt der zentralen Leitung...«
Wie das EN-DE das Zentralorgan der Einheitspartei war, ein Instrument nicht sowohl der Unterrichtung als der Anleitung, nämlich für die Funktionäre, die wiederum die »gesamte Bevölkerung« anleiteten, so verstand sich die Einheitspartei als das Zentralorgan der Gesellschaft, durchaus in dem medizinischen Sinn: als Herz und Hirn eines sozialen Körpers, den man sich im Bilde des menschlichen Körpers vorstellte. Wo aber der Körper der Ausbeutungsgesellschaft, dem ruchlosen Gebot des galoppierenden Mehrwerts gehorchend, sich in zügelloser Zuckung bald hierin, bald dorthin wirft, hin- und hergerissen zwischen Krieg und Krise, Krise und Krieg, ist ihm mit der sozialistischen Revolution gleichsam das Zentralorgan implantiert, dessen er vorher ermangelte. Nun kann es zwar noch zu Widersprüchen zwischen Hand und Fuß, Zehen und Ohrläppchen kommen, aber da ein Zentralorgan sinnreich waltet, ist es solchen Diskrepanzen nicht mehr bestimmt, das Ganze zu affizieren: erst durch das Zentralorgan wird aus dem Körper ein Organismus.
Was für eine schöne, unwiderstehliche Vorstellung von der Einrichtung der

menschlichen Gesellschaft, und was für eine besonders schöne Vorstellung, wenn nicht gar dem Zentralorgan selbst, so doch dem von ihm gesteuerten Nervensystem anzugehören, das den ganzen Körper bis in seine feinsten Glieder anleitend, befehlgebend durchdringt! Leider trat dem Bild von dem Gesellschaftskörper und seinen organisch leitenden Systemen (es ist ein kybernetisches Modell und andererseits eine Metapher des frühbarocken Absolutismus) ein Bild in den Weg, das einer ganz andern Sphäre angehörte. Was als zentrales Organ über einen Organismus zu gebieten gedachte, faßte sich selbst zugleich und vornehmlich als – Apparat, also ein völlig unorganisches Gebilde aus Rädern, Zahnstangen, Kurbelwellen, Transmissionsriemen. Die Gesellschaftsvorstellung, die hinter dem Parteistaat, der Parteimonarchie stand, entstammte nicht ihrem theoretischen Anspruch, aber ihrer praktischen Ausbildung nach dem Arsenal des mechanischen Materialismus aus dem mittleren 19. Jahrhundert – jener Hoch-Zeit der Dampfmaschine, die von der Ausbreitung der Eisenbahn bestimmt war und am Ende des Jahrhunderts von dem Zeitalter der Elektrizität und der Chemie abgelöst wurde. Mechanische Maschinen, die eine bestimmte Größe überschreiten, werden unlenkbar; sie werden funktionsunfähig und treten, Denkmale ihrer selbst, in die ästhetische Sphäre ein. Der Konstrukteur muß seinen Platz am Reißbrett aufgeben, er tritt vor den ächzenden Koloß und zückt hier die Ölkanne, dort den Schraubenschlüssel, die eine Schraube anziehend, eine andere lockernd – es hilft nichts, und es entsteht sogar der Eindruck, es sei seine ziellos bessernde Tätigkeit, die die Übel verursache. Die Reform besteht dann darin, daß der Mann im weißen Kittel Ölkanne und Schraubenschlüssel niederlegt und sich in das Gehäuse seiner Projekte zurückzieht, die Maschine dem Selbstlauf überlassend. Sie wird ächzen und stöhnen, ein Rütteln wird durch ihren stählernen Leib gehen, dann wird sie nach einem inwendigen Krachen auf einmal – stille stehen.

Brecht ließ die Krise der Staatsmechanik durch den Erfinder der wissenschaftlichen Mechanik diagnostizieren. In der ersten Fassung seines »Galilei«, die erst vor zwei Jahren der Öffentlichkeit wieder zugänglich geworden ist, läßt sich Galileo Galilei in der Landhaushaft der Inquisition von Virginia, seiner Tochter, jene Stelle aus der Einleitung seines neuen Buches vorlesen, die sich mit der Frage beschäftigt, »warum zu große Maschinen leicht zerbrechen«. Virginia wendet ein: »Diese Stelle hast du schon mehrmals gehört.« Galilei: »Ich frage mich, ob sie verstehbar ist.« Virginia findet sie »sehr leicht« und liest sie ein weiteres Mal, es ist eine von Brecht in wörtlicher Übersetzung übernommene Passage aus den *Discorsi*, die in die Feststellung mündet: »Die gemeine Annahme, daß große und kleine Maschinen gleich ausdauernd seien, ist offenbar irrig.« Galilei nach der Le-

sung: »Ich frage mich, ob diese Stelle wirklich verstanden wird.« Sie war so gut zu verstehen, daß sie Brecht in der späteren Fassung des Stücks wegließ. Sie war ein Plädoyer für die kleinen Maschinen, ein Plädoyer für – Föderalismus. Brecht sah in seinem Leben eine große Maschine zerbrechen. Wir erleben, wie die zweite zerbricht. Ist eine dritte im Bau?

Das Maschinenbild vom Apparat war das bestimmende der real existierenden Staatsmechanik. Aber auch von dem Organbild kam das sozialistische Wesen nicht los: es wimmelte in ihm von Organen. Es gab Parteiorgane und Kontrollorgane und die bewaffneten Organe, gab staatliche und nichtstaatliche, über- und untergeordnete, ausführende und zuständige und vor allem zentrale Organe. »Sich an die Welt mit klammernden Organen« zu halten – Fausts an den verwunderten Wagner gerichteter Vers war von der herrschenden Apparatur durchaus mißverstanden worden. Sie griff, der Unzulänglichkeiten ihrer Mechanik nur zu bewußt, verbal immer wieder zu einem Organbild, das zuletzt nur Greifarme meinte: der Polyp als die vollendete Synthese aus Organ und Apparat.

Wie verfänglich auch das Organbild ist, wissen wir aus den Klassenkämpfen des alten Rom. Plutarch und Livius haben die Geschichte berichtet, Shakespeare hat sie zu einer Zeit, da die Körperanalogie für Staat und Gesellschaft in frühabsolutistischer Blüte stand, in sein Trauerspiel von Coriolan eingefügt, Brecht sie dort übersetzt – die Geschichte vom Bauch und den Gliedern, die dazu dient, den Widerstandswillen der aufständischen Plebejer einzulullen und ihren Gehorsam gegenüber der herrschenden Klasse als Naturnotwendigkeit zu fingieren: die Glieder, so die Moral, können sich nicht gegen den Bauch auflehnen, ohne den ganzen Leib zu zerstören. Das Organbild als Apologie der unkontrollierten Hierarchie – die Plebejer lassen sich durch die Fabel des Menenius vom Auszug abbringen, aber sie bestehen auf Mitbestimmung im inneren Zirkel der Macht: zwei einspruchsberechtigte Tribunen werden ihnen zugestanden. Sie hätten, dies zu befördern, ihrerseits das kybernetische Modell des Organismus in Anspruch nehmen können. Denn wenn das Haupt die Schmerzsignale der Glieder nicht mehr empfängt, wird mit den Extremitäten der ganze Staatsleib absterben.

Die Organe haben gearbeitet. Der Apparat lief auf Hochtouren. Es hat alles nichts genutzt. Die Große Maschine ist zerbrochen. Kein Konstrukteur läuft mehr mit der Ölkanne herum, zieht hier eine Schraube fester, fügt dort ein neues Rädchen ein, vermeinend, es fehle an solchen. Das Gebilde wird in seine Teile zerlegt. Die es bewohnten, werden freigesetzt; aus seinem Innern gelangen sie plötzlich nach außen. Ein erschrockener Blick trifft die nie gesehene Wirklichkeit.

Der Begriff der Anerkennung, wie er bei dem jungen Hegel, vor allem im »System der Sittlichkeit«, als zentrale gesellschaftstheoretische Kategorie erscheint[3], erweist sich als Schlüsselbegriff für den zwischen Emanzipation und Machtergreifung, zwischen der Erweiterung und der Umstoßung des gegebenen Rechtssystems hin und her gerissenen sozialen Prozeß, dessen einer Pol in dem sozialistischen Monopolstaat Gestalt annahm. Verweigerte Anerkennung, so zeigt sich, führt in Situationen krisenhafter Zuspitzung fast automatisch zu dem Versuch, die Probleme brachial zu lösen: die Verhältnisse auf den Kopf zu stellen und damit ins Ausweglose zu regredieren. Wie die Verweigerung der Anerkennung zu einem Problem der politischen Führung gegenüber der gesamten Bevölkerung werden kann, zeigt die Geschichte der DDR. Die Grenzschließung von 1961 wurde als ein Akt politischer Notwehr nach langen Jahren der Nichtanerkennung des kleineren durch den größeren deutschen Staat in weiteren Teilen der Bevölkerung akzeptiert, als es sich jene Politiker der Bundesrepublik, die nicht einmal die Briefe ihres östlichen Nachbarn hatten in Empfang nehmen wollen, eingestehen mochten. Die Verweigerung des *Burgfriedens* (die Regierung der DDR hatte ihn der Bundesrepublik Ende der fünfziger Jahre angetragen, nachdem Vorschläge für eine Konföderation wortlos abgewiesen worden waren) bewirkte das Hochziehen der Zugbrücke; die rabiate Gegenwehr führte in eine Sackgasse. Denn in dem Maß, wie 1972 die Notwehrmaßnahme durch den Vollzug der Anerkennung hinfällig wurde und der Burgwerdung der Burgfrieden folgte, wurde die starre Grenze zum Zeichen der Nichtanerkennung des DDR-Bürgers durch seine eigene Regierung, den eigenen Staat, damit aber auch zum Zeichen von dessen Nichtanerkennung *durch sich selbst*. Die strategischen Köpfe der westdeutschen Sozialdemokratie, die die Anerkennung der DDR in schweren innenpolitischen Kämpfen durchsetzten, mochten dies eben berechnet haben: daß mit der Zuerkennung politischer Gleichberechtigung die Selbsteinschließung des Staates nicht ökonomisch, aber politisch gegenstandslos würde. Die in der Aufrechterhaltung dieser Selbsteinschließung liegende Nichtanerkennung des Staatsbürgers durch seine eigene Regierung war politisch darum so brisant, weil sie eine stumme Volksfront quer durch alle Schichten, alle Berufe aufrichtete. Es war ein Akt wacher politischer Empfindlichkeit, als das Politbüro 1984 ein nach langen Querelen endlich genehmigtes Interview-Buch über die Obstbauern von Werder doch noch verbieten ließ, in dem ein kleiner Parteifunktionär sein Unbehagen daran artikuliert hatte, daß ihm ein Visum ins NSW – das *nichtsozialistische Währungsgebiet* – verweigert

worden war. Volk und Partei, nämlich das Gros ihrer Mitglieder, hatten in diesem Punkt dasselbe Interesse.
Die in den Reisebeschränkungen liegende Anerkennungsverweigerung der eigenen Bevölkerung gegenüber wurde verschärft durch den außenwirtschaftlichen Minderwert der eigenen Währung, der das Visum, wenn es denn erteilt wurde, sogleich wieder entwertete. Der mit ökonomisch destruktiven Mitteln auf hohem Niveau gehaltene Binnenwert derselben Währung konnte diesen Unwert nach außen – ein Anerkennungsdefizit für den sich außer Landes begebenden Bürger – auf die Dauer nicht ausgleichen. Nämlich von dem Augenblick an nicht mehr, wo auch dem vielfach begünstigten Arbeiter klar wurde, daß der auf Subventionen beruhende hohe Binnenwert seiner Währung zu einem so starken Absinken von Produktionskraft und Erzeugnisqualität geführt hatte, daß eine dritte Diskriminierung ins gesellschaftliche Bewußtsein trat: das Absinken des technologisch-ökonomischen Standards auf das Niveau eines Schwellenlandes, wenn nicht darunter. In der Sauna eines großen Berliner Hotels hörte ich vor etwa zwei Jahren die Witzfrage erörtern, warum der Wirtschaftsoberleiter des Landes demnächst den Nobelpreis für Medizin erhalten werde. Die Antwort: ihm sei eine nie dagewesene Organtransplantation geglückt – die DDR »aus dem Herzen Europas an den Arsch der Welt« zu versetzen. Beides, der Witz selbst ebenso wie die Unbefangenheit seines Vortrags, die so groß war, daß Furchtlosigkeit das falsche Wort wäre (trotz seiner immensen Vergrößerung fürchtete man jenen Apparat nicht mehr, der einen entsprechenden Witz dreißig Jahre zuvor streng geahndet hätte) – beides deutete darauf, daß die Tage des Regimes gezählt waren. Daß niemand auf diesen Gedanken kam, gehörte zu den Voraussetzungen seines Wirklich-Werdens.
So ist auch diese Revolution im Sinn des Kantschen Wortes eine zuerst und vor allem von moralischen Antrieben bewegte gewesen. Kant bezieht sich im 6. Satz der dem *Streit der Fakultäten* zugehörenden Abhandlung über die Frage, »ob das menschliche Geschlecht im beständigen Fortschreiten zum Besseren sei«, auf die »Denkungsart der Zuschauer«, die sich – gemeint sind die deutschen Zuschauer der Französischen Revolution – so uneigennützig-tapfer äußere, »eine Teilnehmung dem Wunsche nach« bekundend, die persönliche Gefährdung nicht scheue, daß daraus, unabhängig von dem Wesen und Gelingen jener Revolution, auf »eine moralische Anlage im Menschengeschlecht« geschlossen werden könne: nur eine solche vermöge das Phänomen zu erklären. In unserer frisch bewegten Erfahrung hatten wir es nicht nur mit sympathetisch-riskant mitgehenden Zuschauern – wir hatten es mit Akteuren zu tun; umso mehr gilt die Kantsche Deutung. Der

Ausruf des Stoikers: »Nun werden die Mieten teurer und der Strom und die Post und die Straßenbahn – und dafür sind nun Hunderttausende auf die Straße gegangen!« bezeichnet genau diesen moralischen Antrieb einer Volkserhebung, die Klopstocks untröstliches »Sie und nicht wir« von 1789, das, als enthusiastische und nicht eben ungefährliche »Teilnehmung dem Wunsche nach«, selbst ein Beleg für die Kantsche Deutung war, hinter sich ließ: Wir und nicht andere, so konnte sich das Volk der Deutschen in der Deutschen Demokratischen Republik im Herbst 1989 sagen. Es demonstrierte gegen den schwer zementierten Zustand der Nichtanerkennung durch seine eigene Regierung und tat es, obwohl es wissen konnte, daß die subventionierten Bedingungen, die seinen Lebensstandard sicherten, mit der Regierung des Unvertrauens dahin sein würden.
Da die eine, haltlose, da falsch befestigte Form nun zerbrochen ist und eine neue, größere sich bildet, wird das Problem der Anerkennung sich anders, aber mit nicht geringerem Gewicht stellen. Es wird um die Anerkennung jenes Teils der deutschen Lande gehen, der nun als *proletarius*, mit leeren Händen, preisgegebener Existenz, vor den Tisch des reichen Mannes tritt. Der gibt ihm das Papier, das Mauern niederlegt und die Welt aufschließt; zugleich zieht er den Teppich weg, auf dem jener stand. Wenn die Krise, die daraus erwächst (sie wird sich in den kommenden Monaten zuspitzen), in einem Klima der Anerkennungslosigkeit ausgetragen werden sollte, so könnte dieselbe Emanzipationsenergie, die sich im letzten Herbst zum Erstaunen der Welt zeigte, neue Richtungen einschlagen, neue Akzente gewinnen, bei denen wiederum der materielle Vorteil geringer wöge als die Erfahrung der Diskriminierung. Thomas Rosenlöcher, der Dresdner Lyriker, hat Anfang März, vor den Wahlen, in einer Tagebuchnotiz die Stimme des Volkes verzeichnet; vor Karlis Bierbude in Kleinzschachwitz vernahm er das Wort: »Ni mehr minderwertsch sein.«[4] Das war die Losung der deutschen demokratischen Revolution. Daß sie, Öffnung bewirkend, nicht zum Vorspiel neuer Entmündigung wird, ist jene Anforderung der Gegenwart, die über die Zukunft entscheidet.

Datschenkultur

Unter den Schlüsselworten, die Kopf und Untertitel des alten *Neuen Deutschlands* so umfassend verzeichneten, fehlte außer dem *Apparat*, der ohnehin immer gegenwärtig war, ein sonderlich charakteristisches: das *Objekt*. Die Vergegenständlichung dieses Wortes ist so wenig ein Scherz wie die vielberufene *Sättigungsbeilage* einer Gastronomie, die in der deutschen

Sprache zwar einen Oberbegriff für Äpfel, Feigen und Johannisbeeren, nicht aber für Reis, pommes frites und Salzkartoffeln fand und ihn sich daraufhin beilegte: *Sättigungsbeilage*. Die gegenständliche Aufladung des philosophischen Terminus *Objekt*, der schon den Mystikern des späten Mittelalters zur Hand war, entsprang derselben Not; wie nennt man ein Gebäude, das alles mögliche sein kann: Verwaltungszentrale, Ferienheim, Sportstätte, Fabrik, Kaserne, Landwirtschaftsbetrieb, Verkaufsstelle (ein DDR-Synonym für Ladengeschäft), und auf einem Grundstück steht, das von einem Zaun umschlossen ist? Man nennt es Objekt und meint damit eine geschlossene Welt, die einem Leiter, dem *Objektleiter*, untersteht und von wachhabenden Organen, seien es zivile Pförtner, seien es uniformierte Wächter, vor dem Betreten Unbefugter bewahrt wird. Der in Gemütstiefen verankerte Anspruch der marxistischen Lehre, in der Gewißheit zu sein, im Einklang mit den *objektiven Bewegungsgesetzen* der Gesellschaft wie der Weltmaterie oder, wie es in der Präambel der Verfassung der DDR von 1968 heißt, »in Übereinstimmung mit den Prozessen der geschichtlichen Entwicklung unserer Epoche«, schuf sich ein Sprachdenkmal eigener Art: *Objekt* als Synonym für einen Bezirk räumlich-konkreter Autarkie, in dem der Objektleiter für jede Regung verantwortlich ist. Eine politische Klasse, die sich selbst als Subjekt objektiver Gesellschaftsgesetze bestimmte und daraus das Recht ableitete, alles in ihr und außer ihr als Objekt zu behandeln, objektivierte zuletzt die räumlich bestimmbaren Einheiten ihrer Herrschaft: ein Objekt das kleinste Ferienheim wie das größte Ministerium, ein Objekt, umzäunt und beaufsichtigt, der ganze Staat.

Zu dem Objekt-Begriff der entwickelten sozialistischen Gesellschaft gehört die Kontrolle ebenso wie die Autarkie, für die Walter Ulbricht in politökonomisch bedrängter Zeit das schöne Wort *Störfreimachung* erfand; es ging damals um die Abhängigkeit der DDR-Wirtschaft von westdeutschen Lieferungen. Der Kölner Soziologe Erwin K. Scheuch beschreibt das immanente Autarkiestreben sozialistischer Betriebe als Folge eines veralteten Begriffs von Industrieorganisation: »Unter den Bedingungen des real existierenden Sozialismus ist es für die jeweiligen Leitungen vernünftig, ein immer weiteres Wachstum von Betriebsgröße oder Zuständigkeiten anzustreben. Je größer ein Betrieb ist, um so eher kann er die gesellschaftliche Arbeitsteilung im eigenen Mini-System wiederholen. Betriebe unterhalten eigene Ladenlokale, möglichst alle Sparten des Handwerks und treten mit anderen Betrieben in Realtausch.«[5]

Autarkie gehörte *nicht* zu den Signal- und Schlüsselworten des monopolsozialistischen Systems. Die Vokabel vertrug sich weder mit der Unterstellung des Landes unter ein Bündnissystem noch mit dem Zentralismus sei-

ner Binnenstruktur; es war – als Wort – so ungeläufig wie Autonomie. So quer aber Autarkie zu der hierarchischen Organisation des sozialökonomischen Lebens stand – es war die Folge dieser Organisation, tendenziell autarke, obschon straff angeleitete Funktionskomplexe hervorzubringen. So im Ganzen der Staatswirtschaft, die infolge des Nichtfunktionierens supranationaler Arbeitsteilung im RGW fast alle Konsumgüter selbst herstellen mußte (diese einstige Stärke, eine Hauptleistung der DDR-Variante des Staatssozialismus, macht heute ihre entscheidende Schwäche aus), wie im einzelnen Groß- und Kleinbetrieb. Auch hier führte die Unterentwicklung übergreifender Arbeitsteilung zur »Störfreimachung« durch Bündelung möglichst vieler Produktionsfunktionen in der gegebenen Einheit. Dies bis hin zu der kleinsten Einheit des gesellschaftlichen Lebens, dem einzelnen Bürger. Auch er versuchte ein Maximum arbeitsteiliger Funktionen auf sich zu vereinigen oder an sich zu binden. Wenn man schon nicht selbst mauern konnte, war es auf jeden Fall nützlich, einen Maurer zum Freund zu haben – *do it yourself* als das inwendige Prinzip der Gesamtökonomie.

Noch die Datschenkultur, die, ob sie sich zu Lande oder am Wasser zeigt, das Erstaunen des West-Besuchers ist, also der Drang jeder Familie nach dem eigenen Ferienhäuschen auf dem *Wochenendgrundstück*, das lange Zeit relativ leicht zu haben und billig zu pachten war, ist ein Stück realisierten Autarkiestrebens, einer individuellen Störfreimachung gegenüber den Unbilden des funktionsuntüchtigen Hotel- und Restaurationswesens: nur auf dem eigenen Grund und Boden, in dem selbstverantworteten kleinen Bezirk war man am Wochenende und in den Ferien sicher, daß »alles klappte«. »Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn« – wenn man diese vom Teufel alsbald geahndete Vision massenhafter Meliorisationsfron im Sinn von Individualparzellierung faßt und sowohl das Volk wie Grund und Boden in kleinste Einheiten, die Datsche und ihre Nutzerfamilie, zerlegt, könnte man darauf kommen, daß sie in der DDR, dem Lande, dessen Beschaffenheit sein einsamer Lenker als »Sozialismus in den Farben Schwarz-Rot-Gold« faßte (auch dies eine Autarkieformel), verwirklicht worden sei, nämlich in ihrer ursprünglichen Fassung, die nicht von freiem Volk, sondern von »wahrhaft eignem Grund und Boden« spricht.[6] Noch die ominöse Wandlitz-Siedlung samt ihren jagdschloßartigen Ab- und Auslegern stellt sich als ein charakteristischer Auswuchs der Datschenkultur dar: Fluchtburgen aus der Sphäre nichtfunktionierender Vergesellschaftung, wie sie die Führer den Geführten und die Geführten den Führern nachmachten.

Eine Gesellschaft stagnierender Arbeitsteiligkeit wird hinter ihrem eigenen Rücken – denn sie zielt ja auf stringente Zentralisation und blockiert eben

dadurch das Ineinanderspielen sich differenzierender Funktionen – unter den Objekten der Zentralisation einen solidarischen Individualismus der persönlichen Lebens- wie der betrieblichen Erzeugungsform hervorbringen, der als ein hohes soziales Gut anzusehen wäre, wenn er nicht das Resultat zurückgebliebener Verhältnisse wäre. Zwar sind Fortschreiten und Zurückbleiben, auf den Zivilisationsprozeß zunehmender technologischer Differenzierung und Abstrahierung bezogen, kein kulturelles Kriterium; das zeigt auch die vielfache künstlerisch-kulturelle Fruchtbarkeit der so beschriebenen Gesellschaft. Sie werden es aber insofern, als nach einer lakonischen Formulierung von Kurt Biedenkopf Gesellschaften, die sich nicht entwickeln, zerfallen. Wie solche Zerfallsprozesse kulturelle Energien freisetzen, die den Zerfall objektiv beschleunigen, indem sie subjektiv von ihm zehren, ist eine kulturhistorische Erscheinung, die sich auch an der DDR studieren läßt.

Rheingold

Von Staats-Kunst ist im Blick auf die Kunst der DDR neuerdings auch (und gerade) dann abschätzig die Rede, wo es sich um Hervorbringungen handelt, die der Obrigkeit des Landes durchaus Beschwer machten. Der Kunst-Anstoß (das Anstoßen an Kunst) deutete dann jeweils auf einen eklatanten Mangel an Staatskunst; dabei war hier wohl nur der Drang am Werk, die Kunst (und die Wahrheit) für sich zu behalten. Wann war es, daß der behördliche Begriff *Einsichtsgebiet der Protokollstraße* aufkam? Protokollstraßen, das waren Magistralen, durch die zuweilen Staatsleiter, Staatsgäste fuhren; wenn die Häuserfronten solcher Straßen renoviert wurden, dann wurden die Häuser der Nebenstraßen nur insoweit auch renoviert, als der Auto-Einblick von der Hauptstraße reichte, so daß – bei Einbahnstraßen – in Fahrtrichtung ein erheblich tiefer in die Nebenstraße hineinreichendes Stück frisch gestrichen wurde als entgegen der Fahrtrichtung, im Rücken der vorüberbrausenden Besucher. Die Ästhetik des Staates war von einem schier künstlerischen Bedacht.
In einem Reisebericht der *Zeit* vom Sommer 1986, der sich heute lustiger liest als damals, hat Theo Sommer den Begriff »Gesamtkunstwerk« auf das Land DDR angewandt, und es ist naheliegend, ihm nun das Epitheton »mißglückt« oder »gescheitert« voranzustellen. Dagegen spricht eine Parenthese von Peter Hacks; in einem Essay, der Karl von Kamptz, den preußischen Polizeichef von 1819, mit Gründen gegen den Turner Jahn und den Dichter Hoffmann verteidigt, konstatiert er lakonisch: »Der Staat, unstrei-

tig, er macht Fehler. Das ist sein Vorzug gegenüber der Gesellschaft. Die Gesellschaft macht keine Fehler, sie ist der Fehler.«[7] Das ist der hohe Standpunkt der reinen Staatskunst, aber noch aus einem andern Grund scheint es abwegig, von der DDR als dem gescheiterten Gesamtkunstwerk zu sprechen. Der Begriff ist theatralisch-musikalischer Sphäre entnommen; er bezieht sich auf Kunstwerke, bei denen, anders als in Werken der bildenden Kunst und der Architektur, die Zeit eine konstitutive Rolle spielt: sie begeben sich in der Zeit, das heißt: sie haben Anfang und Ende. Zu einem gelingenden Gesamtkunstwerk gehört nicht nur, daß es zu einer bestimmten Zeit anfängt, sondern mehr noch, daß es zur rechten Zeit, nicht früher und nicht später, aufhört. Eben das kann man von der Deutschen Demokratischen Republik sagen.

Zu Anfang des dritten Aufzugs der »Götterdämmerung« gibt es eine Szene, in der Siegfried, von einem Alben irregeführt, wie er meint, der Rheintöchter ansichtig wird, die *den Ring* von ihm erbitten, indem sie ihm dessen fluchbeladene Herkunft erklären. Aber Siegfried weiß: »Einen Riesenwurm erschlug ich um den Ring«; er gibt ihn nicht aus der Hand. Wie, wenn er der wohlbegründeten Bitte der drei nachgekommen wäre? Dann wäre die Welt auf einmal in Ordnung gewesen, aber könnte man das Gesamtkunstwerk noch als gelungen betrachten? Siegfried behält den Ring, so wie Honecker und Sindermann und Mielke und Stoph, die ganze Gibichungengesellschaft, sich nicht von der Macht trennen mochten; sie hatten um ihretwillen ja »einen Riesenwurm«, den Hitlerfaschismus, erschlagen, oder doch erschlagen helfen, oder waren doch seinen Schwanz- und Krallenschlägen mit knapper Not entkommen. Mochten die Rheintöchter noch so klug und lieblich zur Reform raten – sie blieben harthörig, denn sie wußten: das hätte bedeutet, den von dem Riesenwurm, dem Faschismus herrührenden Ring fortzugeben, und die Vorstellung wühlte in ihnen, daß nicht die Rheintiefe und ihre nixenhaften Bewohner, sondern der alte, feuerspeiende Tatzelwurm ihn wiedergewinnen würde. Sie waren *die Gefangenen ihrer Beute* – nun sind sie sie los und anders Gefangene. Und die die Ring-Beute an sich nehmen, sind weder Drachen noch Nixen, aber vom Rhein. »Die Männner und Frauen schauen in sprachloser Erschütterung dem Vorgange und der Erscheinung zu.«

Unter dem Gibichungen-Kollektiv, das den Drachenring an sich genommen hatte, gab es Hagen und Gunther und allerlei Mannen; Siegfriede wurden selten gesichtet. Auch hatten sie – das war der Wurm, der an ihnen nagte – den Drachen so wenig selbst erschlagen, wie Gunther, der Gibichungen-König, sein Weib selbst gefreit hatte. Das hatten andere getan; von denen war ihnen der Ring angesteckt worden. Es war ein verliehener, gelie-

hener Ring, und trotz vieler starker Worte zur Zeit der Verleihung wie »ewig« und »unverbrüchlich« war doch niemals gesagt worden, daß er für alle Zeiten übereignet worden sei: die Tragedauer war, wie bei einem schlüssigen Gesamtkunstwerk, von der Entwicklung der Umstände abhängig. »Die Frist ist um«: nach mehr als vierzig Jahren war die Zeit abgelaufen und war es um so mehr, als »die Männer und Frauen« nicht mehr mitmachen wollten; sie wollten Frieden mit dem Rhein haben. Das lag auch dem eigentlichen Drachentöter und Ring-Inhaber im Sinn; er nahm Alberichs Goldreif wieder an sich, um ihn – in die Flut zu werfen? Wir stehen noch mitten in dem Vorgang. Schon kommt das freigewordene Rhein-Gold über uns, aber die Verhandlungen über die Einzelheiten der Ringübergabe dauern noch an. Das Gibichungen-Kollektiv hat sich indessen zurückgezogen; es zeigt sich, ohne Ring und ohne Mannen, auf seine natürliche Größe reduziert. Das ist kein tragisch-düsterer Schluß, mit fliegenden Raben, flammender Halle. Ein heiterer ist es freilich auch nicht. Nach dem Genre, das ihm entspricht, wird noch gefahndet.

Die Grenze

Es ist schwer, der Schlüssigkeit der Gleichnisse wieder zu entkommen. Sicher ist, daß der Kunststaat, die Deutsche Demokratische Republik, in dem Augenblick in die Kulissen der historischen Bühne zurücktritt, da er die Aufgabe erfüllt hat, die ihm auf dieser zugewiesen war. Diese Aufgabe war nicht – oder war es nur scheinbar und vorwändig, was nicht heißt, daß nicht viele Leute lebhaft daran glaubten –, einen wesentlichen Beitrag dazu zu leisten, daß sich die Proletarier aller Länder vereinigten. Über den wenig rauschenden Blättern der Zentralorgane war diese Losung als ein Gedankenstumpf aus alten Zeiten stehengeblieben; Heiner Müller hat mit Recht darauf verwiesen, daß es um die Idee der Weltrevolution schon getan war, als sich die selbstberufenen Leiter des Weltproletariats dazu entschlossen, den Leichnam ihres Führers zu mumifizieren. Wer das deutsche Proletariat vermittels der DDR mit den Proletariern aller Länder hätte vereinigen wollen, der hätte jenem schwerlich einen großen Teil der mühsam wiederhergestellten Werkbänke als Kriegsentschädigung abmontiert und es auf den verbliebenen viele Jahre lang Reparationslieferungen herstellen lassen. Der hätte auch schwerlich immer dann, wenn die planenden Leiter der Werktätigen in der Deutschen Demokratischen Republik daran gingen, Industrien zu gründen, die auf den technischen Höchststand zielten: eine Flugzeugwerft am Ende der fünfziger, einen Mikroelektronik-Konzern am Ende der

sechziger Jahre, eben dies zu verhindern gewußt, sei es durch Intervention vor Ort (die Nullserien-Flugzeuge stürzten ab, danach wurde das Ganze verschrottet), sei es durch die Entthronung des Gesamtleiters. (Walter Ulbricht stürzte anno 71 mitsamt seinem *Neuen Ökonomischen System* und seinem Großprogramm zur Entwicklung von Computern ab; danach wurde das Ganze verschrottet.) Es zählt zu den rührenden Momenten in der Geschichte des Gibichungen-Kollektivs, wie sein greiser, am falschen Organ operierter Leiter vor dem aus Moskau zur Vierzig-Jahr-Feier angereisten größeren Leiter in kollektiver Sitzung einen jüngst entwickelten Megabit-Chip rhetorisch hochhält, um die Richtigkeit seiner Politik zu erweisen. Der Mann, der sich das kleine, tolle Ding auf den Teller der Erfolge legte, war derselbe, der achtzehn Jahre zuvor nicht zuletzt dazu eingesetzt worden war, sicherzustellen, daß sein Land nicht eine Schlüsselindustrie – eben die mikroelektronische – entwickle, von der womöglich auch die Sowjetunion abhängig geworden wäre. Er hatte diesen Auftrag mit schöner Rigorosität ausgeführt und sich fünfzehn Jahre später aus freien Stücken den Gegenauftrag erteilt. Mit einer Art Zungenschnalzen soll der Leiter des Ostens die Leistung gewürdigt haben, die, obschon sie nur auf dem Papier stand, vierzehn Milliarden gekostet hatte. Wer zu spät kommt, den straft das Leben.

Nicht, früher als andre klug zu sein (Goethe meinte dies 1786 von den Venezianern), war die Mission der Deutschen Demokratischen Republik, obwohl es ihr da und dort gelang. Wo andern, größeren Orts gar nichts da ist, woran die Umwandlung von Staat und Wirtschaft strukturell anknüpfen könnte, zeigten sich in der DDR immerhin die sogenannten Blockparteien, einen so merkwürdigen Anblick diese in der ungewohnten – und schnell wieder abgelegten – Rolle des Protagonisten boten, und es zeigten sich viele kleine private Handwerker und Geschäftsinhaber, so schwer gerade diese von der Halbierung ihres Betriebsvermögens getroffen werden. Nicht, besonders klug oder besonders effektiv zu sein, obwohl dies stellenweise gelang, war die dem kleindeutschen Staat zugedachte Aufgabe; diese lag auf einem andern Gebiet. Sie ergab sich nicht aus ihm selbst, sondern aus seinem Nachbarn, der ihn nun eingeholt hat, nachdem er ihn längst überholt hatte, ganz nach der von Ulbricht für den Sozialismus ausgegebenen Losung: *Überholen ohne einzuholen.* Diese Aufgabe war die eines Sperriegels. Daß dieser Sperriegel, erst nur staatlich-politisch formiert, sich nach zwölf Jahren in Beton übertrug, war nur der äußere Ausdruck einer Rolle, zu der das westliche Groß-Teil-Deutschland Anlaß gab. Denn es war während der ersten zwölf Jahre seines staatlichen Bestehens nicht bereit gewesen, sich mit den territorialen Ergebnissen des Zweiten Weltkriegs abzufin-

den. Daß das nicht leicht war, wäre leichtfertig zu leugnen. Es gehört zu den exzentrischen Infamien des Gibichungen-Kollektivs, daß seine Anführer Anfang des Jahres 1953 jenen Minister, einen christlich-demokratischen Politiker von Rang und Persönlichkeit, ins Gefängnis warfen und erst elf Jahre später freiließen, der als erster deutscher Außenminister am 6. Juli 1950 den Grenzvertrag mit Polen in Görlitz für die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik unterzeichnet hatte.

Das wird Georg Dertinger damals nicht leichtgefallen sein. Aber es ging von Anfang an um nichts so sehr wie um diese Grenze, die neue deutsche Ost-, die neue polnische Westgrenze, die mit der 1945 neugezogenen sowjetischen Westgrenze untrennbar verknüpft war. Bei dem Vormarsch ihrer Truppen hatte sich die Sowjetunion entlang einer Linie, die, ohne wirksam zu werden, 1919 von dem britischen Außenminister Curzon markiert worden war, jene Gebiete (etwas weniger als sie) wieder angeeignet, die sie 1921 nach dem russisch-polnischen Krieg an Polen hatte abtreten müssen, ein Gebiet von 180 000 qkm, das Stalin zum großen Teil bereits durch seinen Pakt mit Hitler wieder zugefallen war. Zugleich hatte die Sowjetunion den größeren Teil der ihr von den USA und Großbritannien auf der Konferenz von Jalta im Februar 1945 zugleich mit der Curzon-Linie zugesprochenen deutschen Besatzungszone – fünf preußische Provinzen von zusammen 114 549 qkm (die DDR hat eine Fläche von 107 576 qkm) und mit einer Bevölkerung von zehn Millionen Deutschen – an Polen abgetreten, das seine neuen, durch die Trecks der deutschen Einwohner bereits halb entvölkerten Gebiete mit den Bewohnern der ostpolnischen, an die Sowjetunion verlorenen Territorien zu besiedeln begann.

Daß siegreiche Staaten sich die Provinzen der Unterlegenen aneignen, ist alter Kriegsbrauch. Stalin bewegte sich damit um so mehr in den Bahnen der Tradition, als der nun niedergeworfene Staat den Krieg als reinen Eroberungskrieg entfesselt und geführt hatte. Neu war die Verbindung von Territorialübereignung mit der Ausweisung und Vertreibung der eingesessenen Bevölkerung. Stalin kann als der Urheber dieser historischen Neuerung angesehen werden; er hatte die Deportation ganzer Völkerschaften schon vor 1933 praktiziert. Hitler hatte seinen Lehrmeister im Umgang mit Völkern zu übertreffen gewußt: nicht die Deportation ganzer Völkerschaften in fremde, unwirtliche Gebiete, sondern die Versklavung und Vernichtung ganzer Völker und Volksteile war das überbietende Programm seines Einfalls in den slawischen Osten. Daß nach solcher Erfahrung dem Sieger, dessen Völker ungeheure Opfer gebracht hatten, Landzueignung und Menschenvertreibung in großem Umfang – Vertreibung nicht in gänzlich

fremde, sondern spracheigene Gebiete – eine berechtigte Maßnahme schien, kann nicht erstaunen.

Daß es seine beiden Kriegsverbündeten – Großbritannien und die Vereinigten Staaten – erstaunte, zumal durch die Vertreibung von Millionen große wirtschaftliche Probleme für die westlichen Besatzungszonen entstanden, wurde auf der Potsdamer Konferenz am 21. Juli 1945 laut.[8] Dennoch sanktionierten sie in der Abschlußerklärung dieser Konferenz die von Stalins Truppen geschaffenen Tatsachen, indem sie mit der Sowjetunion darin übereinstimmten, »daß bis zur endgültigen Festlegung der Westgrenze Polens die früher deutschen Gebiete östlich der Linie, die von der Ostsee unmittelbar westlich von Swinemünde und von dort die Oder entlang bis zur Einmündung der westlichen Neiße und die westliche Neiße entlang bis zur tschechoslowakischen Grenze verläuft, ... unter die Verwaltung des polnischen Staates kommen und ... nicht als Teil der sowjetischen Besatzungszone in Deutschland betrachtet werden sollen«.[9] Zugleich stimmten sie »im Prinzip« »der endgültigen Übergabe der Stadt Königsberg und des umliegenden Gebiets«, also des nördlichen Teils von Ostpreußen, an die Sowjetregierung zu. Der gleichzeitig formulierte Vorbehalt, »daß die endgültige Festlegung der Westgrenze Polens bis zur Friedenskonferenz zurückgestellt werden« solle, war umso unkräftiger, als in demselben Abkommen der drei Siegermächte unter Ziffer XIII auch »die Überführung der deutschen Bevölkerung oder Teile derselben« aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn beschlossen wurde. Die avisierte Friedenskonferenz aber wurde – jedenfalls von den Amerikanern – schon damals in weite Ferne gerückt. Sollte diese Friedenskonferenz die präzis formulierte und faktisch vollzogene Grenzziehung dahingehend revidieren, daß die ausgesiedelten Deutschen in ihnen wieder zugesprochene Gebiete hätten zurückgesiedelt werden sollen? Das konnte niemand im Ernst annehmen, und niemand nahm es im Ernst an, nicht einmal die von CDU-Regierungen immer wieder bestärkten westdeutschen Vertriebenenverbände, die sich an den Vorbehalt einer Friedenskonferenz über das den Potsdamer Beschlüssen zugrundeliegende »Deutschland in den Grenzen von 1937« wie an einen Hebel der Grenzrevision klammerten. Die am 2. August 1945 von Truman, Attlee und Stalin im Namen ihrer siegreichen Staaten unterzeichnete Deklaration war die endgültige Grenzziehung, und sie bedurfte nicht, wie der Versailler Vertrag von 1919, der Gegenzeichnung und Ratifizierung durch den geschlagenen Gegner. Insofern dieser am 7. und 8. Mai 1945 bedingungslos kapituliert (»surrender unconditionally«) hatte und danach – am 23. Mai – in dem Restbestand seiner staatlichen Vertretung aufgelöst worden war (auch dies ein geschichtliches Novum), war die über ihn verhängte

Gebietsabtrennung und Bevölkerungsvertreibung rechtskräftig im Sinne des Völkerrechts.
Die Bildung von Besatzungs*staaten* wurde auf der Potsdamer Konferenz nicht beschlossen, aber vorprogrammiert, dadurch, daß jede der drei (später wurden es vier) Besatzungsmächte die Regierungsgewalt in der ihr zugefallenen Zone allein ausüben sollte und nur in den alle Zonen betreffenden Angelegenheiten gemeinsam. Da zugleich beschlossen wurde, daß bei der Requirierung von Reparationen in Gestalt von industriellen Ausrüstungen und Warenlieferungen sich jede der drei Mächte an ihre eigene Zone zu halten habe (mit gewissen Überschneidungen zugunsten der Sowjetunion, die aber nicht realisiert wurden), war die ökonomische, also auch die politische Separierung dieser Zonen voneinander gewissermaßen vorbestimmt[10], umso mehr, als der gleichberechtigte Wiedereintritt des deutschen Volkes in die Völkerfamilie an einen fernen Zukunftshorizont gemalt wurde. »Die Alliierten«, hieß es in Punkt III der Potsdamer Erklärung, »wollen dem deutschen Volk die Möglichkeit geben, sich darauf vorzubereiten, sein Leben auf einer demokratischen und friedlichen Grundlage von neuem wiederaufzubauen. Wenn die eigenen Anstrengungen des deutschen Volkes unablässig auf die Errichtung dieses Zieles gerichtet sind, wird es ihm möglich sein, zu gegebener Zeit seinen Platz unter den freien und friedlichen Völkern der Welt einzunehmen.«

Friedensprozeß

Diesem Punkt nähern wir uns nun nach fünfundvierzig Jahren. Die Geschichtsschreibung hat zuweilen auf die ungleiche Behandlung Japans und Deutschlands nach der Niederlage hingewiesen: Japan, das, außer dem Verlust von drei unwirtlichen kleinen Inseln, Territorium und Kaiser und damit seine nationalstaatliche Identität behielt – Deutschland, das beides verlor. Die Nichtzerstückelung Japans war eine Folge der beiden Atombombenabwürfe; sie sicherten der Inselgruppe die eine, amerikanische Besatzungsmacht. Deutschlands Zonenaufteilung war durch seine kontinentale Mittellage und die Doppelfront der Sieger fast unabweisbar gegeben.
Die beiden Staaten, die aus seinen Besatzungszonen hervorgingen, unterschieden sich in ihrem Verhalten gegenüber der polnischen und damit der sowjetischen Westgrenze. Die Deutsche Demokratische Republik ratifizierte diese Grenze jenseits des Rahmens eines Friedensvertrags im ersten Jahr ihres Bestehens. Die westdeutsche Bundesrepublik verweigerte die Anerkennung ihrer eigenen Ostgrenze – der zur DDR – ebenso wie der polni-

schen bzw. der sowjetischen Westgrenze während der ersten zwei Jahrzehnte ihres Bestehens.[11] Dieser Umstand – und erst in zweiter, abgeleiteter Linie die Verschiedenheit der inneren Verfassung nach dem Modell der jeweiligen Besatzungsmacht – hat beiden Staaten eine so übermäßig lange Dauer verliehen, daß das Bewußtsein ihrer künstlichen, transitorischen Beschaffenheit sich – jedenfalls auf der Seite des westdeutschen Staatsvolkes – immer mehr verlor. Eben dies rückt ihre Vereinigung nun in den Bereich des weltpolitisch Möglichen.

Der Hegelsche Schlüsselbegriff der Anerkennung erweist sich als Schlüsselbegriff auch der deutschen Nachkriegsgeschichte. Die Dialektik der Anerkennung, die deren Verlauf auf mehreren, ineinander verschränkten Ebenen bestimmt, läßt sich auf den Prozeß der Anerkennung der mit dem Ende des Hitler-Krieges geschaffenen territorialen Lage zurückführen. In der Mitte dieses Prozesses – sechzehn Jahre nach der Potsdamer Deklaration, vierzehn Jahre vor der Schlußakte von Helsinki – hat die Grenzschließung von 1961 eine wesentliche Rolle gespielt; ganz offenbar war sie die Voraussetzung dafür, daß in der Bundesrepublik jene Umgruppierung der inneren Kräfte und des politischen Selbstverständnisses eintrat, die aus einem Staat mit demokratischer Struktur, aber deutlich autoritär-restaurativen Zügen während der sechziger und siebziger Jahre einen Staat machte, den ein Exponent seiner mittleren, sich in der außerparlamentarischen Opposition der sechziger Jahre artikulierenden Generation, der Essayist Michael Rutschky, in einem neueren Aufsatz »Mein Westdeutschland« nennen konnte.[12]

In dem Maß, wie das Westdeutschland Adenauers, diese Erneuerung des napoleonisch protegierten Rheinbunds von 1806 unter den Auspizien einer andersartigen russisch-französischen Teilung des Kontinents, sich nach 1961 durch kritische Phasen hindurch – die *Spiegel*-Affäre von 1962 war einer der Wendepunkte – in einem Prozeß wechselseitiger Anerkennung der um die Macht ringenden Schichten und Gruppen zu einem Staat umbildete, der seine eigene Begrenztheit ertragen lernte, so wie er es ohne grundstürzende Krise ertrug, daß die regierende Gründerpartei durch die Opposition abgelöst und dann (erst das war die endgültige Probe) wieder in die Regierung berufen wurde – in dem Maß, wie dieser auf einer innen- und einer außenpolitischen Ebene spielende Anerkennungsprozeß sich stabilisierte und die Voraussetzung einer neuen nationalstaatlichen Identität schuf, indem er sie aus dem Auge verlor, büßte der östliche Nachbar- und Riegelstaat nicht sowohl die Berechtigung (die war längst allseitig diplomatisch verbrieft) als den Sinn und Grund seiner Existenz ein. Denn diese Existenz hatte niemals auf ihm selbst beruht, sondern auf dem Verhältnis

seines westlichen Nachbarn, Zwillings, Widerparts zu einer Siegermacht, in deren Volk und Regierung die Schrecken des Krieges, der Choc der Beinahe-Auslöschung noch nach Jahrzehnten brannten. Zwei politische Führer der Sowjetunion, der Exekutor des Stalinschen Terrors ebenso wie der Mann, der diesen Terror stoppte und brandmarkte, Lawrentij Berija und Nikita Chruschtschow, sind vermittels der sowjetischen Armeeführung gestürzt worden, als sie Miene machten, sich der deutschen Frage durch Preisgabe der DDR zu einem Zeitpunkt zu entledigen, da die Bundesrepublik die europäischen Nachkriegsgrenzen noch nicht anerkannt hatte. Eben das mag den letzten Ausschlag auch bei der hauchdünnen sowjetischen ZK-Entscheidung über den Einmarsch in Prag im August 1968 gegeben haben. Erst als der Prozeß der Anerkennung so weit gediehen war, daß kein westdeutscher Druck mehr auf der Grenzbarriere lag (dieser Druck hatte sie immer stabilisiert), sondern im Gegenteil ein Sog: die Bewegung der Bundesrepublik auf die vollendete, sich selbst genügende Westintegration hin, gewann die Neubegründung deutscher Staatseinheit erstmals Aussicht auf Erfolg. Sie erfolgt jenseits des in Potsdam 1945 vage genug an den Horizont gemalten Friedensvertrags und jenseits der Restitution des 1945 und noch einmal 1947 – in Gestalt der formellen Abschaffung Preußens[13] – definitiv aufgelösten Deutschen Reiches. Der westdeutsche ebenso wie der sowjetische und auch der amerikanische Außenminister dürfen dabei Anspruch auf einen Friedenspreis machen. Von Gorbatschow ganz zu schweigen.

Anmerkungen

1 W. I. Lenin: »Bemerkungen zu N. Bucharins Buch ›Die Ökonomik der Transformationsperiode‹«, Moskau 1932, S. 14 (russisch).
2 Mao Tse-tung: *Über den Widerspruch*, Berlin 1956, S. 55.
3 S. Axel Honneth: »Moralische Entwicklung und sozialer Kampf«, in: *Zwischenbetrachtungen*, Festschrift für Jürgen Habermas, ed. Axel Honneth u. a., Frankfurt a. M. 1989, S. 563 ff.
4 Thomas Rosenlöcher: »Kreischbild mit Bundeskanzler«, in: *Sondeur*, Berlin (DDR), Heft 3, Juni 1990, S. 13.
5 Erwin K. Scheuch: »Der real verfallende Sozialismus«, in: *Merkur*, München, Heft 4, Juni 1990, S. 476.
6 Goethes Werke, Band 15/2, Weimar 1888, S. 157 (zu Vers 11 580).
7 *Neue Deutsche Literatur*, Berlin (DDR), Heft 445, Januar 1990, S. 16.
8 S. Charles L. Mee jun.: *Die Teilung der Beute*, Wien etc. 1977, S. 156 ff., und Ernst Deuerlein: *Deklamation oder Ersatzfrieden?*, Stuttgart etc. 1970, S. 122 ff.
9 Charles L. Mee jun., a. a. O., S. 325 f.

10 Vgl. Karl Dietrich Erdmann: *Die Zeit der Weltkriege*, 2. Teilband, Stuttgart 1976, S. 624.

11 Die offizielle westdeutsche Position der fünfziger und sechziger Jahre läßt sich unter dem lexikalischen Stichwort *Oder-Neiße-Grenze* ablesen, so im *Volks-Brockhaus*, Wiesbaden 1955, wo es heißt: »Oder-Neiße-Linie, die Demarkationslinie zwischen den polnisch verwalteten deutschen Gebieten und dem übrigen Deutschland ... Die O.-N.-Linie wurde im Potsdamer Abkommen von 1945 entgegen den Behauptungen von polnischer und sowjetischer Seite nicht als polnische Westgrenze anerkannt; deren Festlegung wurde vielmehr ausdrücklich der Friedensregelung vorbehalten. Ihre Anerkennung durch die Deutsche Demokratische Republik (seit 1950) bindet Gesamtdeutschland nicht« (S. 561).
Knaurs Lexikon, München 1956, formuliert entsprechend und setzt hinzu: »Anerkennung der O.-N.-L. als endgültige ›Friedensgrenze‹ durch die DDR im Warschauer Abkommen 1950; dagegen feierliche Verwahrung der Regierung und des Bundestags der BR« (Spalte 1135).
Dagegen *Meyers Taschenlexikon*, Leipzig 1964: »Oder-Neiße-Grenze: deutsch-polnische Friedensgrenze an Oder und Lausitzer Neiße, entsprechend den Richtlinien der Konferenz von Jalta und des Potsdamer Abkommens; durch Vertrag der DDR und der Volksrepublik Polen 1950 als Staatsgrenze markiert« (S. 718).

12 *Merkur*, München, Heft 494, April 1990, S. 269-281.

13 »The Prussian State together with its central government and all its agencies is abolished«, verfügte das Kontrollratsgesetz Nr. 46 am 25. Februar 1947 namens der vier Siegermächte (s. Ingo v. Münch: *Dokumente des geteilten Deutschlands*, Stuttgart 1968, S. 54).

Reimer Hinrichs
Patient DDR

Jeder Versuch, die Situation des DDR-Volkes im Sommer 1990 unter neurosenpsychologischen Gesichtspunkten zu verstehen, muß die Vergangenheit (Anamnese, Struktur, auslösende Konfliktsituation), die Gegenwart (Symptomatik, therapeutische Indikation) und die Zukunft (Prognose) einschließen; das Volk der DDR wird praktisch als Psychotherapie-Patient betrachtet, dessen biographische Anamnese unter psychoanalytischen Aspekten erhoben wird. Sinn der Sache soll sein, die historische und kollektive Dynamik verstehbar zu machen, durch die das Volk der DDR psychisch geprägt wurde. Es geht um die Antwort auf die Frage, ob die Re-Integration eines ganzen Volkes schonend, schadlos und angemessen vorgenommen werden kann – angemessen gegenüber einer vielfach labilisierten und belasteten kollektiven psychischen Infrastruktur.

In der Konstruktion des Versuches, die Psychodynamik der DDR zu verstehen, wird hilfsweise ein Familienbild skizziert, in dem das DDR-Volk das Kind und gleichzeitig der Patient ist, die sogenannte Index-Person der nachkriegsdeutschen Familie; ohne die Einbeziehung von Familiendynamik ist die seelische Situation eines Patienten nicht zu verstehen, weil Persönlichkeitsstruktur und Symptomatik sich aus seiner Vergangenheit entwikkeln – und insbesondere aus der Beziehungsdynamik zu den sogenannten frühen Objekten. Vorgeschlagen wird eine Rollenverteilung, die manches verzerrt, manches konstruiert, dafür aber arbeitshypothetisch ein einigermaßen übersichtliches Bild ergibt:

Der Patient: das Volk der DDR;
die geschiedenen Eltern:
der Vater: die SED-Regierung;
die Mutter: die Regierung der BRD;
der Bruder: das Volk der BRD;
der Vormund des Vaters: die UdSSR;
der Vormund der Mutter: theoretisch die Westalliierten, faktisch die USA;

der Familienmythos: das Dritte Reich, dessen Kriminalität, dessen Untergang und dessen Erbe diese Familienkonstellation haben entstehen lassen.

Die psychoanalytische Familientherapie weiß, daß eine antithetische Idealisierung, bei der DDR also die prononcierte Etablierung des Anti-Nationalsozialismus, dynamisch insofern problematisch ist, als daß das diabolisierte Ideal (der Nazis) verschleiert sich auch in der Antithese finden muß (Wiederkehr des Verdrängten). Evident wurde dies Abgewehrte in der ideologischen Zwangsjacke, die von der Wiege bis zur Bahre jeden DDR-Bürger einengte, in der Bespitzelung, in dem Bündnis von SED und MfS mit dem Terrorismus – und schließlich in der Abschottung der Grenzen.
Bezogen auf die Stellung des Patienten in der Geschwisterreihe (zur BRD) wird deutlich, daß es sich um die Situation des benachteiligten Bruders handelt, der wenig später geboren wurde (Oktober versus Mai 1949) und es schwerer hatte: Von Anfang an erhielt er weniger emotionale Nahrung und mehr ideologisches Futter als der westliche Bruder; das Volk der DDR war unter schlechteren Startbedingungen außerdem einem ungleich härteren Regime von väterlicher Seite ausgesetzt. Nun ist Härte in der Primärfamilie nichts notwendigerweise Ungünstiges, wenn sie konsequent und für das Kind verstehbar gehandhabt wird. Das Volk der DDR jedoch wurde einerseits ausgebeutet und infantilisiert, andererseits gleichzeitig zu früher Parentifizierung gezwungen; die DDR mußte ja partiell die UdSSR ernähren. Dies im Zusammenhang mit verschleiernder Ideologie führte beim Patienten zu einer verzerrten Realitätswahrnehmung und zu enormen Impulsdrosselungen auf oralen und (später) expansiv-aggressiven Antriebsebenen, mit der reaktiven Anstauung entsprechender Impulse in der Latenz, also im Bereich des Unbewußten und Abgewehrten.
Charakterologisch bildete sich in den ersten vier Lebensjahren der DDR eine sogenannte schizoid-depressive Hemmungsstruktur mit oraler Fixierung heraus, deren Komponenten holzschnittartig erläutert sein sollen:
Schizoid: Der kognitive und emotionale Zugang zur umgebenden Welt der Objekte entwickelte sich aus Angstgründen defizitär im Sinne von lückenhaft; depressiv: gemeint ist das Prinzip der Impulsdrosselung durch Induktion von Strafangst, die Leidensform des Drucks, das Prinzip des im Wortsinne deprimierenden Von-oben-niedergedrückt-worden-Seins (depressus); Hemmungsstruktur: die Hemmung überwiegt (gegenüber der Haltung), aus Angstgründen bestimmt das Abwehrende das Erscheinungsbild und Verhaltensmuster, während das Abgewehrte (der Impuls) niedergehalten wird, in dieser tieferen Ebene aber schmort und lebendig bleibt,

ohne an die Oberfläche zu können. Orale Fixierung: wenn besonders auf dem Gebiet des »Ich will haben« traumatische Versagungen erfolgen, fixieren sich die latent gehaltenen Impulse in diesem Bereich. Bei reaktiver oberflächlicher Bescheidenheit staut sich in der Latenz, der Ebene unter dem Bewußtsein, ein enormes Potential an oral-kaptativer Gier und oral-aggressiver Wut.

17. Juni 1953: Gegen Ende der phallischen Phase (4. Lebensjahr), in der sich entwicklungsdynamisch der ödipale Konflikt zuspitzt, um – im gesunden Fall – überwunden zu werden, kam es zum typischen Aufbegehren gegen Vater Staat; die Reaktion des Vaters bestand in gewaltsamer Niederwerfung mit Hilfe des Vormunds – aus der Sicht des Kindes eine klare Traumatisierung mit neuerlicher Impulsdrosselung, reaktiv erzwungener Unterwerfung und reflektorischer Ausbildung intensiver Schuldgefühle; gleichzeitig verzerrte sich die väterliche Über-Ich-Instanz und erhielt sadistische Züge, die in der Internalisierung des DDR-Volks-Ich entsprechend masochistisch gefärbt wurden. Abgeschwächte Re-Traumatisierungen erlitt Mit-Mündel Ungarn im Oktober 1956.

13. August 1961: Der Zeitraum zwischen frühkindlicher Sexualblüte und Pubertät (5.-12. Lebensjahr) ist entwicklungspsychologisch normalerweise geprägt von der Ausbildung ich-konformer, sozial akzeptierter Abwehrformen gegenüber ursprünglich libidinös und sexuell determinierten Wunsch- und Angstinhalten, dient also der Integrierung sozialer Normen, der Verfestigung und Modifikation internalisierter Über-Ich-Inhalte, ist wesentlich durch soziales Lernen geprägt. In der DDR wurde in dieser Zeit »aufgebaut«; die Theorie des Sozialismus war jetzt faktisch (wenn auch nicht freiwillig) verinnerlicht, gefährliche Wunschinhalte waren per Verdrängung unschädlich gemacht, unpassende Aspekte der Realität wurden weitgehend verleugnet. Weitgehend, jedoch nicht vollständig, denn es gab weiterhin die Hintertür Westberlin, ein ständiges reales Versuchungsangebot gegenüber den unerlaubten Wünschen. Der väterliche Staat muß geahnt haben, daß spätestens in der pubertären Schwellensituation des Volkskörpers DDR, also ab 1960, erhebliche expansive und protestierende Stürme zu erwarten sein würden; er baute die Berliner Mauer pünktlich im zwölften Lebensjahr seines unzuverlässigen Kindes.
An psychogener Symptomatik bestand bereits zu dieser Zeit in der DDR eine manifeste Angstneurose sowie eine reaktive Depression. Beide Muster (Angst und Depression) färben gleichermaßen das aktuelle Erleben, unterscheiden sich jedoch in der zeitlichen Struktur ihrer Inhalte. Sofern die

Angst nicht frei flottiert, beziehen sich ihre Inhalte in der Regel auf Zukünftiges, während die Inhalte depressiven Erlebens typischerweise in der Vergangenheit liegen.
Außerdem lagen symptomatisch vor: sensitive Erlebnisverarbeitung mit paranoiden Zügen (realer Kern: Bespitzelung), abgesunkene Grundstimmung, Antriebsverarmung und sekundäre Tagträumereien. Die orale Fixierung – Ausdruck des depressiven Strukturakzents – zeigte sich u. a. in der kollektiven Verfressenheit und im Alkoholabusus; es handelt sich hierbei um regressive Ersatzsymptome, durch die dem Vater (Staat) gezeigt wurde, was er dem Kind zufügte: Abspeisung statt emotionaler Nähe. Wissensdurst und Lesehunger waren Versagungen ausgesetzt, die entsprechenden Triebziele verschoben sich auf die Ebene des Kühlschranks. Weitere Folgeerscheinungen der jetzt bereits chronifizierten neurotischen Fehlentwicklung zeigten sich in Bequemlichkeitshaltungen, Arbeitsstörungen und Fatalismus.

21. August 1968: Der Prager Frühling überraschte die DDR in ihrer Adoleszenz (19. Lebensjahr), einer Schwellensituation, in der entwicklungspsychologisch normalerweise Berufs- und Partnerwahl getroffen werden und eine Ablösung vom Elternhaus stattfindet. Die DDR-Soldaten wurden statt dessen an die Seite der russischen Panzer gestellt; das Volk wurde also (vom Vater) gezwungen, sich agitatorisch mit dem Aggressor zu identifizieren, und mußte per Verschiebung aggressives Material ausagieren, das primär allerdings an die Adresse des Angreifers (Vormund und Vater) gerichtet war.
In den siebziger Jahren blieb an der kollektiven Bewußtseinsoberfläche der DDR alles beim alten, in der Latenz änderte sich jedoch viel, nachdem beim Bruder BRD 1969 der Regierungswechsel zugunsten der Ostpolitik Brandt/Scheel stattgefunden hatte. Um im Bild zu bleiben: Die geschiedene Mutter näherte sich der väterlichen Familienseite an, vorerst über deren Vormund (UdSSR). Neurosenpsychologisch bedeutete dies für die DDR einen Ambivalenzkonflikt: Wurde jetzt eine Annäherung des Patienten an den abgespaltenen – mütterlichen und brüderlichen – Familienanteil und dessen Vormund USA möglich (Versuchung, Wunschseite) – oder würde die veränderte Mutter den Patienten ablehnen und ihn an seinen Vormund (UdSSR) verraten (Versagung, Angstseite)? Dies blieb lange offen; immerhin entzerrten sich durch die Kontakte Breschnew/Brandt die bis dato sadistischen Züge der UdSSR ein wenig; Sadismus und Mißtrauen der väterlichen (DDR-Regierungs-)Gewalt blieben jedoch unverändert.
Ganz allmählich erfolgte – dank der länger werdenden Leine des russischen

Vormunds – eine vorsichtige Mobilisierung der ehemals verpönten und bedrohten Wünsche und Impulse nach Lebensqualität und Expansion; diese Mobilisierung fand vorwiegend auf dem Gebiet von Kultur und Wirtschaft statt; die Grenzen wurden eine Spur durchlässiger. Die psychische Hemmungsstruktur des Patienten jedoch blieb wegen der Chronifizierung des Krankheitsbildes bestehen.
Der Beginn der achtziger Jahre war von Verwirrung geprägt: Die Mutter trat (im Oktober 1982) die Wende nach rechts an, entfernte sich also wieder – und wurde hierin vom Bruder (durch die Bundestagswahl am 6. März 1983) unterstützt, das war die Enttäuschung. Gleichzeitig wankte aber das Bild des russischen Vormunds und wurde schwach, das war die Versuchung: Die unbewußten, weil abgewehrten Todeswünsche gegenüber dem sadistischen Vormund erfüllten sich – seine Repräsentanten waren plötzlich kranke Greise und starben, nicht einer, sondern drei: Breschnew, Andropow, Tschernenko, und dann kam, am 11. 3. 85, Gorbatschow. Der Vormund wurde menschlich.

9. *November 1989:* Jetzt konnte sich die eigentliche Vatertötung vorbereiten, sie fand statt am 19. 10. 89, als Honecker gestürzt wurde, kurz darauf fiel die Mauer.
Neurosenpsychologisch war dies eine prekäre Sache, da zwei gegensätzliche Wünsche gleichzeitig in Erfüllung zu gehen schienen, nämlich die Wünsche nach Befreiung und die nach Vereinigung. Es sollte sich zeigen, daß der Patient aus psychotherapeutischer Perspektive von dieser Versuchungssituation überfordert war. Unter dem Gesetz des Wiederholungszwangs konstellierte er nämlich auf einer tieferen Ebene das, was er schon kannte: Er wählte (am 18. 3. 1990) eine Situation, die scheinbar eine ersehnte Veränderung bedeutete, dynamisch jedoch eine Wiederholung war: die neuerliche Überformung durch einen überprotektiven, einengenden Organismus, verbunden mit der Erduldung verschleierter Tyrannei und der Erstickung souveräner Impulse – gewählt wurde die Westmark.
Daß ein Patient ohne therapeutische Begleitung in einer Konfliktsituation die Wiederholung agiert, statt die eigene seelische Souveränisierung vorzubereiten, ist ja kein Wunder. Wie ging es dem Patienten mittlerweile? Bei der jetzt 40jährigen DDR bestand eine schizoid-depressive Hemmungsstruktur mit oraler Fixierung; symptomatisch lagen vor: manifeste Angstneurose, chronifizierte reaktive Depression, Arbeitsstörungen, mangelnde Menschenkenntnis, Mißtrauenshaltung, reaktive orale Suchttendenzen, Bequemlichkeitshaltung und Antriebsverarmung; erhebliche psychische Kräfte waren bereits aufgebraucht zur Bindung und Abwehr der Traumati-

sierungen und Enttäuschungen aus der Kindheit und Adoleszenz. Sie fehlten bei der psychischen Bewältigung der jetzt entstehenden Konfliktsituation. Wie sah diese dynamisch aus?
Es handelte sich um eine expansive Versuchungssituation mit der Möglichkeit der Wunscherfüllung all dessen, was früher verpönt und verboten war. Vor allem war es eine Versuchung im Hinblick auf die gleichzeitige Erfüllung gegensätzlicher Wünsche: Befreiung und Vereinigung. Warum konnte dies nicht bewältigt werden? Einmal fehlte die Kraft, wie gerade gesagt: Erhebliche seelische Kräfte waren in Abwehrmechanismen gebunden oder in Angst verwandelt, so daß die Voraussetzungen für Entscheidungsfreiheit fehlten, wie bei jeder neurotischen Struktur.
Außerdem stellt eine solche aggressiv-expansive Versuchungssituation (Befreiung) nicht nur gleichzeitig eine regressive Versuchung dar (Vereinigung), sondern ebenfalls gleichzeitig eine regressive Versagungssituation. Es drohte der plötzliche Verlust all dessen, was man wenigstens hatte: Verlust der bekannten Sicherheit am Arbeitsplatz, innerhalb der Familie, innerhalb der sozialen Peer-Group. Das Risiko der Freiheit begann, Angst zu machen. Alles änderte sich; nichts stimmte mehr; es ging auch zu schnell. Weder auf das Tempo noch auf die Dimension der revolutionären Entwicklung konnte unser geschwächter, verstörter und retardierter Patient vorbereitet sein. Eine Reizüberflutung wirkt in der Regel dann besonders pathogen, wenn vorher chronischer Reizmangel herrschte.

Jede therapeutische Aufgabe wäre hier langfristig anzusetzen. Das Wesentliche wäre zunächst der Aufbau einer tragfähigen therapeutischen Beziehung, damit sich allmählich Vertrauen aufbauen kann; dies allein würde dauern. Behandlungstechnisch wäre der Akzent lange stützend, bevor der Schritt sukzessiver Aufdeckung riskiert werden könnte.
Die therapeutische Aufgabe würde dann darin bestehen, behutsam von der Oberfläche aus allmählich tiefer zu gehen; das Leid müßte gewürdigt werden; das Ungelebte und das Versäumte müßten betrauert werden. Die Dynamik und die eigenen Anteile an Genese und Verlauf der Erkrankung müßten vorsichtig aufgerollt werden; dies liefe auf eine für den Patienten zwar sehr unbequeme, therapeutisch jedoch wirksame Beleuchtung der Frage hinaus: »In welcher Weise und warum habe ich unbewußt, aber aktiv an dem Muster mitgestrickt, unter dem ich leide?« Andererseits sollte auch der Stolz auf das, was trotz allem geleistet wurde, breiten Raum bekommen; die Frage nach der Versöhnung mit den pathogenen Elternteilen, die ja häufig auch neurotisierte Kinder ihrer eigenen Eltern sind, dürfte sich in

einer Therapie mit dieser Vorgeschichte ebenfalls stellen, allerdings erst nach dem Ausschwingen der Enttäuschungswut, nach Stärkung der Ich-funktionen und nach der dosierten Entfaltung eigener Impulse, also relativ spät.
Zu all dem ist aber jetzt keine Zeit. Eine psychische Therapie kommt für die DDR nicht in Frage. Die Mutter und die Aufkäufer warten nicht, bis die DDR seelisch gesund ist und sich selbst aufbauen kann. Wie ist dann die Prognose zu stellen?
Somatisch, quoad vitam, ist die Lebenserwartung der DDR unter der Bedingung nahezu normal, daß der Organismus der Bundesrepublik die Ernährung übernimmt. Auf deutsch heißt das allerdings auch, daß die psychohygienische Prognose der DDR katastrophal ist, ungünstig, fatal, infaust. All das, wofür die Opposition in der DDR vor dem 9. 11. 89 gekämpft hat, ist schon jetzt weggesaugt von der dynamischen Kraft der Kapitalgeber und der Schieber. Die eigene Identität, das Zerbrechliche, das, was leben lernen wollte, was gesund werden wollte, ist schon jetzt tot, die Vereinnahmung durch die BRD findet ja statt, seitdem die Westmark-Transporter die DDR überrollen.
Vorbei ist die Chance zur Autonomie, zur psychischen Gesundung, zur alloplastischen Anpassung, zur Veränderung der Realität durch eigene Kraft. Was bleibt, ist die autoplastische Anpassung an die BRD, also die neuerliche Deformation, die wiederum passiv erlittene Überformung durch einen mächtigeren Organismus, dessen Brot ich esse, dessen Lied ich darum singen muß. Das vorläufige Ende vom Lied mit dem Titel »Revolution der DDR« ist also das psychodynamische Shifting aus den Fesseln des strengen Vaters in die überprotektiven Arme der spendenden, versorgenden, aber auch fordernden, über-fordernden und einengenden (BRD-Regierungs-) Mutter, die psychodynamisch zum Monstrum wird, weil sie das seelische Selbst der DDR erstickt, während sie deren Organismus ernährt. So verhalten sich Mütter, die man früher schizophrenogen nannte, von denen man also annahm, daß sie bei der Indexperson eine Psychose induzieren können.
Typischerweise geschieht dies durch die Konstellierung einer sogenannten double-bind-Situation: Man bringt den Patienten in einen Konflikt, der auf gesundem Wege nicht zu lösen ist. Für die DDR heißt die double-bind-Botschaft der Bundesrepublik: »Wenn du werden willst, wie du sein könntest, mußt du verhungern; wenn du nicht verhungern willst, mußt du so werden, wie ich dich haben will.«
Die produktiv-psychotische Reaktion auf eine double-bind-Situation ist häufig verbunden mit der Entwicklung von Halluzinationen oder Wahn-

vorstellungen, z. B. scheinbar passiv durch Katatonie, die nach außen wie ein Totstellreflex imponiert, während innen eine Regression auf primärprozeßhafte, also magische Denkvorgänge stattfindet. Und so ist tatsächlich das sogenannte klinische Erscheinungsbild des DDR-Volkes heute:

2. Juli 1990: Nach dem Motto »Geld ist das beste Antidepressivum« wurde auf seiten des Patienten gewartet auf die magische Erlösung durch die Westmark, die alles in Ordnung bringen soll; der *Spiegel* schrieb am 25. Juni 1990, gewartet werde in der DDR »passiv und mit erhobenen Händen«: so ergibt man sich. Das ist nicht mehr nur Katatonie (mit innerem Sturm), das ist auch Selbstaufgabe.
Ein Antidepressivum ist ja nur dann hilfsweise wirksam, wenn es sich bei der Krankheit um eine sogenannte endogene Depression handelt, ein hilfloser Ausdruck der biologischen Psychiatrie, wenn sie weder weiß, warum jemand depressiv wurde, noch erkennen kann, wie die Depression aufzulösen wäre.
Bei unserem DDR-Patienten handelt es sich aber um eine polysymptomatische depressive Neurose, deren seelische Dynamik verstanden und bis zu ihren Quellen verfolgt werden kann; diese Depression ist psychogen und erlebnisreaktiv. Die Therapie der Wahl wäre hier kausal; sie würde bestehen in dem therapeutisch dosierten Angebot von Zeit, Liebe und Trauer mit dem Ziel der Nachreifung und der Autonomisierung des Patienten; behandlungstechnisch wäre nötig das differenzierte Schwingen zwischen den Polen Stützung und Aufdeckung. Dies würde auch bedeuten, daß Mutter und Kind gemeinsam und miteinander Spannungen und Gegensätze aushalten müßten, um sich später versöhnen zu können.
Wenn in einem solchen Fall jedoch ausschließlich medikamentös behandelt wird – und die Westmark wird zweifellos als Antidepressivum eingesetzt –, bleiben die Ursachen der Erkrankung unbehandelt und damit weiter pathogen. Typischerweise kommt es in solchen Fällen beim Patienten zur schleichenden Chronifizierung mit Persönlichkeitsabbau oder zur Verschiebung der Symptome, während das schlechte Gewissen der Mutter durch Abschiebung des Kindes an palliative Therapeuten abgewehrt wird, die dann rezeptieren oder die Berentung einleiten, eine besonders würdelose Form der Abspeisung – aber auch ein Netz. Dies ist das Raffinierte: Das gesunde Bedürfnis des Patienten nach Angstfreiheit und innerer Sicherheit wird extern gestillt (da kann er nicht mehr schreien) durch die Versorgung mit Nahrung und mit Netzen. Die Machtstrukturen bleiben unverändert, und wirklich erfüllt werden dabei nur die Wünsche der Mutter, die gerne dafür bezahlt, daß sie die Freiheit ihres Kindes – behält.

Ich kann mir zum Schluß die Analogie zum ödipalen Thema nicht versagen: Nachdem Ödipus den Vater Laios getötet und sich mit der Mutter Iokaste vereinigt hatte, strafte er sich durch Blendung, eine nach oben verschobene Kastration, einen Vorläufer des Suizides; er war nun auf dauernde Führung angewiesen. Ist die Situation der DDR heute soviel anders? Die Vatertötung ist schon erfolgt, die Vereinigung mit der Mutter wird gerade vollzogen. Wir werden sehen, um welchen Preis: Kastration oder Suizid. Geblendet wirkt die DDR schon jetzt.

Das neue Standardwerk zur deutschen Literatur

WALTHER KILLY
LITERATUR LEXIKON
Autoren und Werke deutscher Sprache

Bertelsmann Lexikon Verlag

Sie sparen DM 300.– und mehr mit Subskriptionsvorteil!

Walther Killy Literaturlexikon – so urteilt die Presse:

...unterstellen wir, daß auch die folgenden Bände einlösen werden, was der erste verspricht, so werden wir 1992 ein Lexikon der deutschen Literatur in Händen halten, wie wir zuvor noch keines hatten.

Neue Zürcher Zeitung

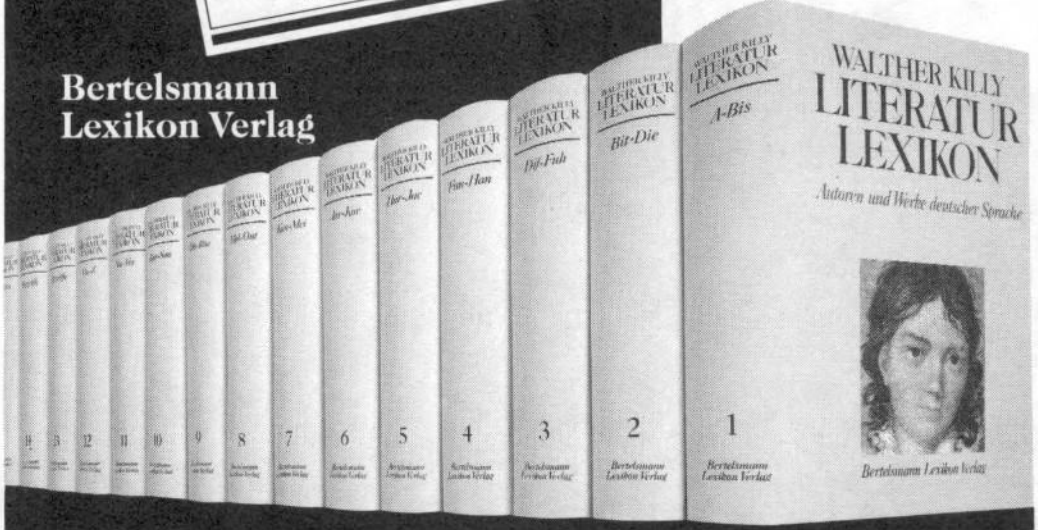
...eine imponierende Reihe gründlicher, zuverlässiger, oft hervorragender Darstellungen. Über Achim von Arnim kann man kaum irgendwo auf so knappem Raum in so glänzend genauer, poetisch und wissenschaftlich hellwacher Weise Aufschluß erhalten wie hier. Ähnliches ist von den Texten zu Walter Benjamin, Thomas Bernhard, Horst Bienek, auch Angelus Silesius und Jakob Bidermann zu sagen.

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Walther Killy (Hg.)
Literaturlexikon
Autoren und Werke deutscher Sprache in 15 Bänden,
je 520 Seiten, Format: 17 x 23,7 cm
Band 1–12 A–Z, je 76 farb. Bildseiten, Band 13 u. 14 Sachbegriffe, je 48 farb. Bildseiten, Band 15 Register und Nachträge.

Subskriptionspreis je Band
Ln. mit SU, DM 148,–
Gesamtpreis DM 2.220,–
Halbleder, DM 198,–
Gesamtpreis DM 2.970,–

Bertelsmann Lexikon Verlag



Das Jahrhundertwerk zur deutschen Literatur in 15 Bänden

Wolfgang Möller
Entfremdung
Eine Heilungsgeschichte

Nicht einmal 30 Jahre stand es, dieses achte Weltwunder, made in Germany. Ausdruck der Berliner Teilung, aber auch Ausdruck von Betonköpfigkeit und autoritärem Drill. Man konnte sich noch so sehr über die Mauer ärgern, Risse trug sie nicht davon. Unser unbeherrschbarer Zorn prallte an ihrer Glätte ab, und wir lernten, uns mit der dabei empfundenen Ohnmacht abzufinden. Und nun? Jeden Tag verschwindet sie mehr, und dieses tägliche Verschwinden setzt ganz andere Gefühle frei. Sie konfrontieren den Westberliner mit einer neuen Sicht seiner eigenen Angst: Haben wir uns selbst vom autoritätsdominierten Verhalten emanzipiert? Oder schlummern immer noch unbewältigte Konflikte in uns, die wir von den Vätern übernommen haben? Entdecken wir in den uns nun täglich begegnenden Mitbürgern aus dem anderen Teil der Stadt, daß wir ihnen vielleicht ähnlicher sind, als wir zu sein behaupten, daß unsere wenigen Autonomieschritte von den Vaterfiguren weg zu klein und zu zaghaft geraten sind? Oder erinnert uns die »Invasion aus dem Osten« vielmehr an noch frühere »Urkonflikte«, die wir lange in den tiefsten und verstecktesten Schubladen unserer Privatgeheimnisse verborgen hatten?

Renate H., eine 38jährige Friseuse aus Ostberlin, verheiratet, zwei erwachsene Töchter (21 und 19 Jahre alt), leidet seit November 1989 an einer schweren Depression. Ihr war keineswegs klar, was sie in ihren »Gefühlsschubladen« so mit sich herumtrug. Noch weniger schien sie zu wissen, daß es solche geheimen Fächer des Unbewußten überhaupt gibt.
Schüchtern, ängstlich, mit gesenktem Kopf und vorgebeugten, hängenden Schultern kam sie in die Westberliner Ambulanz. Sie ließ sich nicht abweisen, obwohl ihr erklärt wurde, daß DDR-Bürger nur in ganz dringlichen Ausnahmesituationen hier behandelt werden könnten. In ihrer Haltung blieb sie steif und unbeugsam. Sie schien ihr Leben zu verteidigen: die einzige Verteidigungslegitimation, die sie für sich akzeptieren konnte.
Seit November 1989 litt sie erneut an dieser Erkrankung, wie sie selber es ausdrückte, an der Unfähigkeit, ihre Familie zu lieben. Sie schien besessen

von dem Schuldgefühl, ihre Familie zerstört zu haben, weil sie ihre Lieben nicht mehr liebte, weil sie jedes emotionale Empfinden ihnen gegenüber verloren hatte. Viermal sei sie schon von der Familie weggelaufen, habe sich eine Flasche Schnaps gekauft, obwohl sie sonst nie Alkohol trinke, und habe sich dann einsam und verlassen, jammernd und verzweifelt in einen Wald gesetzt, um sich dort zu betrinken. Wegen dieser Ereignisse, die sie als sehr verwerflich empfindet und an deren Einzelheiten sie sich nur bruchstückhaft, teilweise überhaupt nicht erinnern kann, fühlt sie extreme Scham und Schuld. Sie kann sich diese schwer zu ertragende Schuld nicht anders erklären denn als Ausdruck eines in ihr schlummernden Impulses, die Familie zu zerstören. Besonders unerträglich sind ihr diese Erlebnisse dann, wenn sie sie mit ihrem zuvor gelebten Leben kontrastiert: mit dem idealen Selbstbild einer sorgenden, sauberen und ordentlichen Mutter, die sich wie eine große Schwester selbstlos und aufopfernd, in ungebrochener, kindlich anmutender Harmonie um die beiden erwachsen werdenden Töchter kümmert. Jetzt dagegen: Initiativverlust, schlechtes Gewissen, Grübelzwänge. Sie spürt, wie ihre Gefühle zu den Kindern »tot« sind. Sie vernachlässigt ihr Äußeres, kann nicht mehr arbeiten, leidet unter extremer Schlaflosigkeit (zwei bis drei Stunden Schlaf pro Nacht) und hat schwere Eßstörungen. Seit dem erneuten Ausbruch der Erkrankung hat sie 12 kg abgenommen. Sie ist zur Kettenraucherin geworden. Eine mehrwöchige psychotherapeutische Behandlung in Ostberlin blieb erfolglos. Ihre Verzweiflung ist dadurch gewachsen. Mit Hilfe des Ehemanns gelingt es ihr, die Ambulanz als Anlaufstelle ausfindig zu machen. Sie klammert sich an uns, als ginge es um Leben oder Tod, ja als legte sie ihr eigenes Leben in unsere Hand.

Renate war immer eine beliebte Friseuse, hörte sich die Sorgen der Kunden an, hatte genügend Taktgefühl und Einfühlungsvermögen, um anderen Menschen das Erlebnis zu verschaffen, daß ihre Sorgen abfallen. Diese Fähigkeit ist sensiblen und kindlich wirkenden Menschen eigen, deren Erwachsensein mit der bewahrten kindlichen Sorglosigkeit im Reifungsprozeß einen Bund geschlossen hat. Besonders häufig trifft man solche Menschen in der Unterschicht an, und sie erscheinen einem als typisch für Leute, die mit den Händen arbeiten. Eine gewisse Selbstlosigkeit ist ihr entscheidendes Charaktermerkmal; sie verschenken, ohne etwas zu fordern, und man ist geneigt zu glauben, daß sie einen größeren Reichtum in sich bergen als manche Mittelständler, weil sie die Erfahrung einer emotionalen Entleerung nicht kennen.
Wie wir an Renate sehen, ist dieser Eindruck eine Illusion. Ihre Krankengeschichte beginnt bereits 1978. Sie ist zu jenem Zeitpunkt acht Jahre verhei-

ratet, die ältere Tochter ist sieben Jahre alt, die jüngere vier, und sie arbeitet in einer Produktionsgenossenschaft für Friseure. Als sie einer Kundin die Haare färbt, gibt es einen Zwischenfall. Die Kundin entwickelt innerhalb von Minuten einen allergischen Hautausschlag. Frau R. gerät in Panik. Zwar trägt die Kundin keinen weiteren gesundheitlichen Schaden davon, aber Frau R. plagen seitdem schwere Zweifel und Selbstvorwürfe. Immer wieder schießt ihr der Gedanke durch den Kopf, sie habe etwas Unrechtmäßiges getan, einen Fehler begangen. »Ich habe mir das so zu Herzen genommen, konnte nicht mehr abschalten.« Bei der Arbeit begannen ihr zunächst die Hände zu zittern, später zitterte sie am ganzen Körper. Sie konnte nicht mehr als Friseuse arbeiten. Sie war krank. Sie suchte verschiedene Kliniken auf, »bis sie dann herausgefunden hatten, daß ich eine Neurose habe«.
Seitdem kam erstmalig die emotionale Erfahrung, von der Familie Abstand gewonnen zu haben. Doch diese Erfahrung wurde nicht etwa als erfolgreiche Individuation erlebt (was in der DDR-Psychotherapie auch nicht angestrebt wurde), sondern mit schweren Schuldgefühlen vermischt. Nicht enden wollende Zwangsgedanken waren ununterdrückbar. Nur Tranquilizer konnten noch dämpfen, führten dann dazu, daß Frau R. vorübergehende Gesundungsphasen erlebte, sich wieder vereint mit der Familie fühlte, aber dennoch immer bedroht blieb von der sie verfolgenden Angst, daß die Krankheitsphase akut über sie herfallen könnte, um sie zu lähmen und hilflos-ohnmächtig aus dem Leben herauszureißen.
Die Phasen des Sichgesundfühlens waren voller »Arbeitswut« und emotionaler Hingabe für die Familie. Sie schien wieder so wie vorher zu sein. Die Kunden waren durch sie getröstet, die Kinder konnten wieder uneingeschränkt sorglos sein, der Ehemann wurde wie im alten Preußen hofiert und versorgt. Das Leben schien wieder in Ordnung, oder vielmehr in der Ordnung des Ostberliner Systems, bewehrt durch die Mauer, die so stabil war, daß bis zum November 1989 die jetzt gefundene Behandlung von Frau R. nicht einmal im Traum vorstellbar war.

Frau R. kann nur nüchtern und kaum spontan über ihr eigenes Leben berichten, das deshalb wirkt, als sei es ihr selbst fremd.
Der Vater ist Verwaltungskaufmann, die Mutter Verkäuferin. Das Familienleben ist öde und lieblos. Die Eltern sind streng, sie fühlt sich durch sie zur Unselbständigkeit verdammt. Die Eltern nehmen ihr alle Probleme ab. Wenn sie einmal ihre eigenen Vorstellungen verwirklichen will, dann fallen sie oft über sie her. Sie fühlt sich in der Familie gegängelt und mißverstanden. Als mit 14 Jahren ihre jüngere Schwester geboren wird, entstehen Gefühle von Zurückgesetztsein und Benachteiligtwerden. In der Schule

leidet sie an Konzentrationsstörungen und Minderwertigkeitsgefühlen. Beim Vergleich mit Klassenkameraden schneidet sie in der eigenen Einschätzung immer schlechter ab. Doch ihre Schulleistungen sind mittelgut. Sie hat Interesse am Lesen und ist neugierig. Aber sie beendet die Schule mit der achten Klasse und beginnt dann eine Friseusenausbildung. 1968 lernt sie ihren jetzigen Ehemann kennen, den sie 1971 heiratet. Im gleichen Jahr wird die älteste Tochter geboren, drei Jahre später die zweite.
Die Ehe entspricht ganz ihren Vorstellungen. Auf ihre Kinder ist sie stolz, ihren Ehemann schätzt sie als Wunschpartner. Sexuelle Probleme werden ihr erst nach der Geburt der zweiten Tochter bewußt, als sie erstmals einen Orgasmus hat. Sexuelle Aufklärung in der Schule gab es nicht. Mit ihrer monatlichen Regelblutung geht sie mechanistisch und emotionslos um.

»Und als wir nun gemeinsam einen Blick auf den Baum warfen, da hatte er ein zusammengefügtes Aussehen, jeder Zweig war anders. Und darum werde ich dir erzählen, was ich bei der Zwanghaftigkeit deiner Klarheit spüre«, schrieb Virginia Woolf in *The Waves*. Genauso mag sich der Leser der Krankengeschichte in einer Situation befinden, die ihm eine klare Sicht der Hintergründe dieser Lebenskrise ermöglicht. Aber würde er, bei all seiner Intellektualität, nicht auf einen Mechanismus stoßen, den Virginia Woolf als »Zwanghaftigkeit der Klarheit« beschreibt? Wie kann es gelingen, daß ein so hoffnungsloser Lebensstillstand sich löst, damit ein innerlich verzweifelter und verstrickter Mensch sich aus seiner eigenen Krise heraus emanzipieren kann? Intellektuelle Klarheit ist offenbar fehl am Platze. Aber wie kann es geschehen, daß sich wieder alles zusammenfügt und sie, die als einzige im Mittelpunkt Stehende, erzählen kann, was sie im Innersten spürt?
Frau R. wählt während der folgenden Therapiestunden einen eigenen Weg. Sie träumt jede Nacht. Und mit jedem Traum scheint eine neue Welle von Subjektivität über sie hinwegzufluten, ihrem Leben wieder innere, subjektive Bewegung zu ermöglichen. Es schaukelt dabei aber merklich, es macht ihr Angst, ihre Schuldgefühle nehmen an Stärke zu. Aber sie hat genügend eigene Kraft, sich durch die Strömung hindurch zu retten. Sie zerbricht nicht, und sie geht nicht an sich selbst zugrunde.
Zuerst träumt sie nur über ihre Krankheitssituation. Doch bald beherrscht die Familie alle ihre Traumthemen. Sie will mit der eigenen Familie zur elterlichen und großelterlichen Familie zurückkehren. Aber sie kann es nicht.
Im Traum wünscht sie sich, daß ihre Kollegen ihr helfen mögen. Aber sie sind keine Ärzte und auch nicht als Operateure ausgebildet.

Ein Nachbar »liefert seine Tochter ab, denn es war nicht seine eigene«.
Ihre eigenen Kinder werden von der Behörde abgenommen, weil sie als Mutter krank ist.
Immer wieder begegnet sie in den Träumen Menschen, die sie zwar wiedererkennt, die ihr aber fremd bleiben.
Sie träumt von der Angst, Alkoholikerin oder tranquilizerabhängig zu sein. Wegen der Abhängigkeit wird sie in einem Krankenhaus aufgenommen. Dort wird sie wegen begangener Verbrechen befragt. Sie bekennt sich zu ihren Verbrechen, weiß aber nicht, um welche es sich handelt.
Doch im nächsten Traum folgt ein Schlüsselerlebnis. Sie ist bei den Eltern im Bad. Ihr Ehemann ist dort. Er badet. Sie nimmt ein Küchenmesser und öffnet ihm die Halsschlagader mit dem Messer. Sie wollte ihn töten, aber sie hat gleichzeitig starke Schuldgefühle. Darum will sie die versuchte Tötung ungeschehen machen und beginnt sofort mit der chirurgischen Versorgung der Wunde. Ein älterer Mann (Vater?) kommt herein und ermahnt sie, den Arzt zu benachrichtigen. Sie beruhigt ihn, denn sie hat ihren Mann bereits mit Antibiotika versorgt. »Im gleichen Moment sind viele fremde Menschen um mich.«
In der nächsten Nacht träumt sie, daß sie mit ihrem Mann in einem Schiff unterwegs ist. Noch sind die Menschen ihr fremd, auch die Umgebung. Man will ihr die Kinder wegnehmen.
In den nächsten Wochen kann Frau R. besser schlafen. Ihre Kinder berichten, daß sie mehrfach »wie früher« gewesen sei. Sie hat bereits vier Kilo zugenommen.
Im nächsten Traum gewinnt sie mit einem Fünfer im Lotto. Sie kann allen etwas kaufen – den Kindern und ihrem Mann – und für alle ein Auto, gebraucht natürlich.

Frau R. fühlt sich nun gesund. Doch was macht diese Krankengeschichte so anders im Vergleich mit den Westberliner Patienten?
Frau R. ist kein anderer Mensch als ihre Kolleginnen im anderen Teil der Stadt. Sie ist genauso hübsch, genauso fleißig, vielleicht etwas bescheidener. Aber mit großer Wahrscheinlichkeit hätte es einen solchen Verlauf einer Lebenswendung zur Gesundung hier bei uns nicht gegeben. Das liegt nicht etwa an der doch teilweise recht beklemmenden Autoritätshörigkeit der Patientin dem Arzt gegenüber. Etwas ganz anderes hat mich zutiefst berührt: die Hilflosigkeit dieser jungen Frau in der Lebenskrise. Sie hat keine psychologischen Theorien gelesen, hat noch nie etwas von Freud gehört, und Begriffe wie Identitätsfindung oder Selbstfragmentierung sind ihr gänzlich fremd. Sie erlebt ihre Krise pur: mit Ängsten und schweren De-

pressionen, mit dem Verlust ihrer Liebesfähigkeit. Mehr nicht. Und auch nicht weniger.
Aber sie nutzt eine große Chance in ihrer Therapie. Denn sosehr die Kenntnis psychologischer Begriffe, Theorien oder auch Phänomene bei der Bewältigung von Ängsten und Depressionen hilfreich sein kann, so unüberwindbar kann sie auch den wirklichen Einblick in das eigene Subjektive und damit in das Unbewußte versperren.
Frau R. gelingt mit dem unmittelbaren Einblick in ihr Unbewußtes eher ein Erkennen unbewußter Konflikte und damit auch schneller ein Sich-Lösen aus der eigenen Krise.

An dieser Stelle könnte die Krankengeschichte von Frau R. enden. Doch dem Leser wird ein Problem nicht entgangen sein: Immer wenn Frau R. einen Schritt zur weiteren Identitätsfindung vollzog, träumte sie auch, daß die Menschen um sie herum fremd seien.
Zwar spielt dieses Entfremdungsmoment in jeder Individualisierung eine Rolle, aber in diesem Fall ist es zentral: Wie kann sich die Emanzipation eines einzelnen Menschen ohne Fremdsein vollziehen, wenn er in einer gleichheitlichen Gesellschaft, in der jeder auf den anderen angewiesen und jeder von jedem abhängig ist, weiter leben muß, sich selbst förmlich in Einsamkeit heraushebend? Tauscht er nicht die gesellschaftlichen Zwänge gegen die Bürde von Fremdheitsgefühl?
Um dieses Phänomen genau zu verstehen, muß man sich vorstellen, welche Ängste und Aggressionen neutralisiert worden sind durch eine solch allgemeine Abhängigkeit, wie sie in der DDR-Gesellschaft herrschte. Die nahezu kindlich anmutende Abhängigkeit der Menschen voneinander reichte in ganz unterschiedliche Ebenen hinein, betraf Privates und Nichtprivates. War man nicht abhängig von der Verkäuferin, die einem eine Mangelware unter dem Ladentisch zurücklegte, oder vom Kollegen, der schweigen konnte, wenn man eine abweichende politische Meinung geäußert hatte? Eine Gesellschaft, deren Schicksal eine gemeinsam gelebte Ohnmacht war, konnte schließlich nirgends anders hin ausweichen als in diese kollektive Regression.
Mit dem Umbruch der Gesellschaft ist dieses Phänomen noch nicht beendet. Denn das gesellschaftliche Unbewußte wiegt am Ende schwerer, ist träger und unbeeinflußbarer und läßt sich weniger leicht überwinden als die hier geschilderte Entwicklung eines einzelnen Menschen. Das Entfremdungsgefühl von Frau R. gegenüber den noch unemanzipierten und voneinander stark abhängigen Menschen wird darum noch einige Zeit anhalten, über ihren eigenen Gesundungsprozeß hinaus. Ihr selbst bleibt nichts ande-

res übrig, als es zu akzeptieren; einen Schritt zurück gibt es für sie nicht mehr, denn dort würde sie wieder von ihrer Erkrankung verschlungen werden.

Die Mauer verschwindet jeden Tag mehr. Sind unsere dabei auftauchenden Ängste, die ich eingangs erwähnte, begründet? Ich glaube nicht. Aber es wird auch uns nichts anderes übrig bleiben, als die aufkommenden Fremdheitsgefühle zu ertragen, genauso wie Frau R. es tut. Denn diese gefühlte Fremdheit ist Ausdruck unserer eigenen Emanzipation von alten Autoritätsstrukturen, die im Faschismus mündeten. In der DDR begegnen wir diesen Strukturen, ganz allgemein gesehen, häufiger, und sie sind bedrohlicher als bei uns, weil sie dort so wenig aufgedeckt und in Frage gestellt worden sind. Deshalb erleben wir an den Menschen dort auch so ungebrochen unsere eigene Ambivalenz. Wir entdecken Alt-Bekanntes, aber auch viel von den mühseligen inneren Kämpfen, die wir ausfechten mußten, um uns zu lösen. Die Entfremdung erscheint mir in diesem Zusammenhang als Ausdruck einer gelungenen emotionalen Emanzipation von unseren autoritären Elternfiguren. Diese Emanzipation wird sich auch in der DDR verbreiten. Frau R. hat mir mit ihrer Geschichte die Hoffnung gegeben, daß die Menschen dort eine innere Kraft dazu haben.

Rudolf A. Treumann
Dieses langweilige Land

Wollen Sie hören, wie schlecht es mir ergangen ist, wie ich gelitten habe, in welche Schwierigkeiten ich geraten bin? Gerade bin ich neunzig geworden und werde wahrscheinlich das kommende Jahrzehnt nicht überleben. Neulich bin ich zum erstenmal aus dem Bett gefallen; das ist mir nur als Kind passiert. Ich werde also langsam kindisch. Das Gesicht habe ich mir zerschlagen und dabei gedacht, als ich davon aufwachte, jetzt sei es genug, jetzt sei mein Maß voll. Neunzig Jahre sind eine lange Zeit. Darunter zwei große Kriege, und schließlich noch das Desaster dieses Landes, in dem ich immerhin ganze fünfundvierzig Jahre zugebracht habe, also gerade die Hälfte meines Lebens, die bewußtere Hälfte, wenn ich so sagen soll, die reifere Hälfte. Über diese Zeit, aus dieser Zeit wollen Sie etwas von mir erfahren? Warum gerade von mir? Gibt es nicht genügend andere, die Sie befragen könnten, wie deren Leben verlaufen ist, jüngere Leute, die noch mitten im Leben stehen, wie man so sagt? Warum fragen Sie nicht die, die das Leben vor sich haben, sondern mich, die ich damit abschließe? Aus Zufall, weil Sie mir gerade begegnet sind, nein? Weil Sie meinen Enkel kennengelernt haben, wo, wenn ich fragen darf? Im Zuge? Ach so, er hat mich Ihnen empfohlen. Sieht ihm ähnlich, seine Großmutter anzupreisen noch kurz vor ihrem Tode. Ich kann nicht sagen, ich sei der Welt überdrüssig, dazu gefällt sie mir zu gut, und die gegenwärtige Entwicklung gibt meinem Optimismus recht. Ich bin stets optimistisch gewesen, mein Leben lang, und ich bin gut gefahren mit diesem Optimismus. Wirklich, ich rate jedem, der mich danach fragt, zu Optimismus. Am Ende geht doch das Schlechte den Weg allen Fleisches, wird vergessen, und das Leben löst sich auf in Erträgliches. Der Mechanismus ist einfach: wir haben kein Organ, uns des Schlechten zu erinnern. Also vergessen wir es über den Dingen, die tagtäglich getan werden müssen. Sie betrachten mich mit bedenklichem Ausdruck? Optimismus klingt in den Ohren derer, die genug vom Optimismus haben oder die leiden oder gelitten haben, zynisch. Wir sind von einer Ideologie beherrscht worden, die uns jahrzehntelang Optimismus vorgeheuchelt hat, die versucht hat, uns mit Optimismus einzulullen, auf eine stets besser werdende

Zukunft einzustimmen, während es in der Realität, von der diese Irrealisten so viel hielten, ununterbrochen bergab ging. Jeder mit offenen Augen Begabte sah es. Und trotzdem bin ich optimistisch geblieben. Am Ende hat die Entwicklung *meinem* Optimismus recht gegeben und den ihrigen ad absurdum geführt, als Lüge entlarvt. Glauben Sie nicht, ich oder meine Familie hätten nicht gelitten; trotzdem ziehe ich Optimismus, einen gesunden Optimismus, wie man zu sagen pflegt, der tragischen Betrachtung des Erlebten vor, die mißmutig stimmt, die Kräfte lähmt, aufbraucht, welche wir zur Bewältigung der Widrigkeiten benötigen. Sehen Sie nur meine Tochter an, wie sie mit ihrem andauernden Pessimismus und ihren Klagen dahinsiecht, körperlich und seelisch. Das ist für mich schwer zu ertragen und schwer zu ertragen gewesen. Was meine Tochter quält, fragen Sie? Ich möchte nicht, daß Sie mit ihr reden. Täten Sie es, würden Sie bemerken, wie negativ sie die Welt und alle Dinge um sich herum beurteilt, so negativ, wie es nur ein Kranker zu tun vermag. Ein Gesunder bewahrt sich einen Rest Optimismus auch in den schwierigsten und aussichtslosesten Lagen. Eine Depressive wie meine Tochter hingegen sieht, ja entdeckt geradezu in allem nur die schlechteste Seite. Darin ist sie das genaue Gegenteil von mir, die ich stets das Positive gesucht und gefunden habe, noch in den schwersten Rückschlägen, von denen mein Leben voll ist. Sie werden sich wundern, wenn ich behaupte, die schwersten unter ihnen hätten mich erst nach dem Kriege, ja heute erst getroffen, wo ich doch unter den Nazis alles verloren habe, was mir lieb war: den Mann, den Sohn, den Schwiegersohn, deportiert aus Wien, den gesamten Besitz. Nur meine Schwester, meine Tochter und ich waren *clever* genug, wie man heute sagt, uns durchzumogeln mit falschen Papieren, falschen Namen und der Hilfe deutscher Freunde, wohlgemerkt, die es unter Gefahr für ihr eigenes Leben taten. Von ihnen lebt keiner mehr, leider. Ich kann ihnen nicht anders meine Dankbarkeit erweisen als dadurch, sie hier zu nennen. Mit Rückschlägen, das wissen Sie so gut wie ich, hat ein jeder fertig zu werden. Das ist nicht das Problem. Vielmehr liegt das Problem dort, *woher* die Rückschläge kommen, wer sie uns bereitet. Gegen die uns von der Natur entgegengesetzten Widerstände bin ich absolut neutral. Wir kämpfen alle mehr oder weniger gemeinsam gegen sie an. Aber die Rückschläge, die uns unsere lieben Mitmenschen zufügen, die wir uns gegenseitig bereiten, das sind die ärgerlichen und nicht tolerierbaren. Derer habe ich einige erfahren, und die schwerwiegendsten nach dem Kriege hier in der DDR, wohin es uns verschlagen hat und wo wir hängengeblieben sind. Aus welchem Grunde wir nicht fortgegangen sind, als es noch möglich war, also vor neunzehnhunderteinundsechzig, wollen Sie wissen? Aus welchem Grunde, wenn sie nicht Nazis waren, sind *Ihre* El-

tern nicht aus Deutschland emigriert? könnte ich Sie mit demselben Recht fragen, wollte ich taktlos sein. Wie Sie sich denken können, habe ich Ihre Frage erwartet. Es bedarf keiner Fantasie, Fragen dieser Art kommen zu sehen. Sie werden von denen gestellt, die sich selbst nicht in Zwangssituationen befunden haben und wenig Verständnis für die Gründe aufbringen, warum man sich einer Zwangssituation wie derjenigen, unter der wir in der DDR leben mußten, aussetzt und nicht ausweicht, ausreißt, wie wir früher sagten, vulgärer: *abhaut*. Nein, ich und meine Schwester und meine Tochter sind nicht abgehauen. Wer denn hätte zurückbleiben sollen, frage ich Sie? Hätten wir ein leeres Land zurücklassen sollen, ein Land, in dem die Unterdrücker unter sich geblieben wären? Wahrscheinlich wäre es am besten gewesen. Alle hätten wir fortgehen sollen, alle, die nicht glücklich waren. Wir haben es ja gerade erlebt, was dieser kollektive Exodus für eine Wirkung gehabt haben würde. Und doch kann nicht jeder einfach davonlaufen, der sich nicht glücklich fühlt, oder meinen Sie? Jeder entscheidet für sich selbst und hat für sich selbst entschieden, und einige, die durchaus keine Parteigänger des Systems waren, sind geblieben. Das ist die Tatsache. Ich bin geblieben, weil ich mit meiner Restfamilie zusammenbleiben wollte, auch als ich schon im Rentenalter war, dem Teil, der mir verblieben war, weil ich an meinen Enkeln hing und weil ich zu alt war, um allein weiter zu leben an einem anderen Ort, den ich nicht kannte, auch nicht in Wien, das ich nicht mehr als Heimat empfand, nachdem sie uns mit Schimpf hinausgejagt hatten. Ob Thomas Bernhard recht hat, daß Wien die antisemitischste Stadt ist, die es gibt, kann ich nicht sagen. Manchmal scheint mir, Jerusalem ist antisemitischer. Aber für mich ist Wien kein Zuhause mehr, obwohl ich es früher sehr geliebt habe. Und meine Tochter, die weiß Gott Grund gehabt hätte zu gehen, konnte sich nie ganz von ihrer in der Verfolgungszeit angenommenen Angst vor den Nazis, von denen es bei Ihnen nach dem Kriege noch viele gab, lösen. Sie werden es ihr nicht verdenken. Sie vertraute mehr in die Gleichmacherei des Sozialismus; und sie lernte zu spät, daß dieser Sozialismus mit seiner Gleichmacherei eine einzige große Lüge ist. Als sie das gelernt hatte, war sie bereits krank, physisch und psychisch, beides Nachwirkungen der Verfolgungen, und sah für sich und also auch für uns keinen Ausweg mehr. Sie wagte den Neuanfang nicht, den Sprung aus ihrer halb und halb gesicherten Stellung an der Universität in die ungesicherte bundesdeutsche Umgebung. Wer den Antisemitismus der Deutschen an der eigenen Haut gespürt hat, bleibt lieber dort, wo ihn wenigstens ein offizielles Gesetz unterbindet, und sei es mit roher Gewalt. Das ist nun einmal so und schwer zu reparieren. Wir sind gezwungenermaßen sehr vorsichtig geworden. Wir sind beständig auf der Hut, jeder wird es verste-

hen. Und außerdem glaubten wir, eine Aufgabe zu haben: für Menschlichkeit Sorge tragen, bleiben zu müssen, damit es jemanden gab, der sich menschlich verhielt. Nehmen Sie also die Tatsache, daß wir geblieben sind, so, wie sie ist, und fragen Sie nicht nach dem Warum. Darf ich Ihnen einen Tee anbieten, wie bitte? Wiederholen Sie bitte; mein Gehör ist das einzige, was mir wirklichen Kummer bereitet hat in den letzten dreißig Jahren. Lachen Sie nicht, junger Mann. Nicht mehr gut zu hören, ist schlimm genug; aber auf Musik verzichten zu müssen ... Ich weiß nicht, ob Sie sich vorstellen können, was es für einen musikalischen Menschen wie mich bedeutet hat, mich damit haben abfinden zu müssen. Es hat lange gedauert, bis ich den Kampf aufgegeben habe. Früher habe ich leidlich Klavier gespielt, und zu meiner Freude war der Kauf eines alten Klaviers eine der ersten Handlungen nach dem Kriege, zu der wir uns durchgerungen haben, schon um meinem Enkel die musikalische Ausbildung zu ermöglichen. Leider ist er nicht Musiker geworden, ich hätte es gern gesehen. Seine Begabung hätte es zugelassen; aber seine Neigungen gingen in eine andere Richtung. Ohne zu hören, kann ich nicht spielen. Es hat lange gedauert, bitte schenken Sie sich doch selbst nach, bis ich mich damit abgefunden habe. Milch, Zucker? Sie müssen noch etwas lauter reden, bitte. Ja, die Hörgeräte, die es hier gibt, sind nicht gut genug. Ich kann das Pfeifen im Ohr nicht ertragen. Das Rauschen im Kopf ist schon genug, aber wenn das Gerät dann pfeift ... Entschuldigen Sie, daß ich davon rede, es langweilt Sie, ich sehe es; die Hörgeräte sind nur ein Indiz für die katastrophale Versorgungslage. Nun gut, lebenswichtig für ein Land sind Hörgeräte nicht, aber in einem entwickelten Industriestaat auf heutiger technologischer Höhe dürfen derartige Güter kein Problem sein, und wenn sie es sind, dann kann der Staat sich nicht *Industriestaat* nennen, wie es die DDR getan hat. Dann handelt es sich um ein *Entwicklungsland* mit *Monoindustrie*, die den Exportbedingungen und dem Diktat der umgebenden Industrieländer unterliegt, ist es nicht so? Man hat uns immer von der *Weltspitzenstellung* unserer Industrie geredet. Es lohnt nicht, viele Worte darüber zu verlieren. An den Hörgeräten zum Beispiel zeigt sich, wie sie uns permanent belogen haben. Aber ich sollte Sie nicht weiter mit meiner Klage über Hörgeräte langweilen; der Prozentsatz der musikalischen Schwerhörigen ist nicht nennenswert, wie gern hätte ich nur selbst ein gutes besessen. Doch denken Sie an den Medikamentenmangel und die aus ihm in vielen Fällen resultierende unzureichende medizinische Versorgung ... Ich sehe schon, Sie werden ungeduldig, Sie wollen etwas Konkretes hören, eine Story, etwas Aufregendes. Es ist schon eigenartig: Ihre gesamte Berichterstattung besteht ausschließlich aus Stories. Wo denken Sie eigentlich, sollte es hier irgend etwas Inter-

essantes zu berichten gegeben haben? Es geschah ja nichts, es kam nichts vor. Verhaftungen? Ja, mein Gott, dieser und jener wurde verhaftet, verschwand für eine Zeit, das war nicht anders als unter den Nazis, es handelte sich einfach um die Fortsetzung jener Zeit. Die Verhafteten, wenn sie zurückkamen, erzählten nichts, absolut nichts. Und, glauben Sie mir, wir wollten nichts hören von dem, was sie durchgemacht hatten. Wir hatten unsere eigenen Sorgen. Es war eine absolut langweilige Zeit, so langweilig, wie Sie sie sich gar nicht vorstellen können. Ich könnte Ihnen vom Einkaufen erzählen, von Fratschers, die einen kleinen Milchladen hatten unten an der Straßenecke, wo der große Ziegelbau des Gymnasiums steht, das die Nazis wie zum Hohn Friedrich-Schiller-Gymnasium getauft hatten, sie, die Schillers Vernunftlehre auf den Kopf gestellt haben, und das die Kommunisten, die Vernunft mit Verordnung verwechseln, umbenannten in Oberschule, wo auch mein Enkel zur Schule gegangen ist. Wir haben uns jeden Morgen die Milch bei Fratschers geholt in einer kleinen Aluminiumkanne wie in alten Zeiten und die Molke in einem Einweckglas, dessen Deckel wir mit einem Gummi und einer Metallklammer verschlossen, und manchmal Magermilchkäse, den wir Leichenfinger nannten, weil er grün aussah und in fingerlangen Stangen auslag. Von anderen Käsen träumten wir nur, meinen geliebten Schweizer Käsesorten oder dem holländischen, den wir als Kinder in Wien Backsteiner nannten und den ich nie wieder zu Gesicht bekommen habe, nie, von dem ich heute noch träume, seinem herrlich aromatischen zarten Geschmack. Käse liebe ich über alle Maßen. In der schlechten Zeit hätte ich alles dafür hergegeben, ich hätte gestohlen, betrogen, vielleicht sogar gemordet, so groß war mein Heißhunger darauf. Natürlich habe ich nichts dergleichen getan, aber ich hätte es *können*. So wie damals, als wir kurz nach dem Kriege eine Wohnung suchten und zum erstenmal die Offiziellen freundlich mit uns umgingen. Das war ungewöhnlich; sonst hatten sie uns nur verfolgt. Jetzt hieß es plötzlich, wir wären Opfer gewesen und hätten Anspruch auf *bevorzugte Behandlung*. Und natürlich bekämen wir sofort eine Wohnung. Der von der Kommandantur *Beauftragte für Wohnungsbeschaffung* ging also mit meiner Tochter und mir in das Villenviertel und fragte, welches Haus wir vorzögen. Ich begriff sofort, aber meine Tochter war perplex. Ich zögerte nicht lange. Das da, sagte ich. Es war eine wunderschöne Villa, nicht zu groß und nicht zu klein. Sie erinnerte mich an unser Haus in Wien, das sie uns weggenommen hatten. Der Beauftragte stieß die Gartenpforte auf. Er klopfte an die Tür, er klingelte nicht, er klopfte mit der ganzen Faust, daß es im Haus dröhnte. Ein feister Mann in den besten Jahren öffnete, hinter ihm in einigem Abstand seine wohlgekleidete Frau. Der Beauftragte schritt an ihnen vorbei und sagte wie nebenher,

aber in Befehlston: In drei Stunden haben Sie das Haus zu verlassen. Die Einrichtung bleibt hier, und zu uns gewendet: In Ordnung? Sie können am Nachmittag einziehen. Dann wollte er gehen. Und die Leute? fragte meine Tochter. Er sah sie verständnislos an. Was kümmern Sie die Leute? Nazis, sagte er und wollte gehen. Sie haben mir nichts getan, sagte meine Tochter. Sei still, sagte ich, das schöne Haus, und dachte an Wien. *Ich* ziehe nicht ein, sagte meine Tochter und ging hinaus, und dabei blieb es. Ich bin noch heute böse darüber. Ich hätte das Haus genommen, ohne *Gewissensbisse*. Die Leute mußten es sowieso abgeben; unsere Anständigkeit hat ihnen nichts genützt. Vielleicht waren sie nicht die schlimmsten Nazis gewesen; aber zu dieser Zeit gab es keine Gerechtigkeit, und wenn sie Mitläufer gewesen waren, und das *waren* sie gewesen, zumindest in den Augen der Behörden, dann hatten sie *keine Chance*. Sie waren uns nicht einmal dankbar; dazu hatten sie ein viel zu schlechtes Gewissen und viel zuviel Angst, und wenn sie gerissen genug waren, verschwanden sie schleunigst nach dem Westen, wo man sie später *entschädigt* hat. Das Haus, ich habe es später oft von außen betrachtet, bekamen Mitläufer der neuen Art, die die Situation ausnutzten, um sich zu bereichern, und die sich keine Gedanken machten, ob und wem sie schadeten. Sie schadeten jedem, wenn es um ihren Vorteil ging. Und heute ist es natürlich ihr Haus oder das ihrer Nachkommen, *rechtmäßig erworben*, und niemand nimmt es ihnen wieder weg. Hätte nur meine Tochter nicht so empfindlich reagiert! Es war bei Gott nicht die Zeit für Empfindlichkeiten und Rücksichtnahmen... Wir erhielten ein Loch mit eingeschlagenen Fenstern, in dem wir im Winter sechsundvierzig/siebenundvierzig fast erfroren. Oh, ich konnte böse darüber sein, und es hat jahrelang Streit gegeben deswegen... Fratschers waren eines Tages weg, die netten Fratschers, über Berlin. Sie waren bereits alte Leute; ich habe sie lange vermißt, lange. Nach ihnen kam ein Konsum in den kleinen Laden; es wurde umgebaut. Herr Jordan war der Leiter, ein Herr ohne Haare, der sich bemühte, ein kleines Angebot zu haben, von Schnürsenkeln bis zu Kürbissen, die ich im übrigen niemals leiden konnte. Lachen Sie nur, das waren die kleinen Dinge, mit denen wir lebten. Den Berg hinauf an der Oberschule vorbei ging es übrigens zu Linke, dem Krämerladen, dem Herr Jordan mit seinem Konsum Konkurrenz machte. Jordan wurde beliefert, Linke nicht. Linke ging ein und auch nach dem Westen, und es kam die HO, die Handelsorganisation der DDR, in seinen Laden, diese einmalige Erfindung, die Großhandelskette HO, wo es doch fast nichts gab, womit Handel getrieben werden konnte. Und neben Linke, der späteren HO, lag der Bäcker Schmidt, der das beste, duftende Brot backte. Sie können es natürlich nicht mit all Ihren verfeinerten Brotsorten vergleichen, den Drei-

und Sechs- und Zwölfkornbroten, von denen wir im Fernsehen hören, und den Holzofenbroten und Kornspitzen und so weiter. Und die Kuchen. Bis vor kurzem habe ich mir ein Vergnügen daraus gemacht, zur Konditorei Lang in die Stadt zu wandern, um eigens dort einmal wöchentlich meinen Kuchen zu essen. Diesen Luxus habe ich mir alle die Jahre gegönnt. Wir trafen uns dort, lauter Damen in meinem Alter, und tranken unseren Kaffee, einmal die Woche, bis so langsam eine nach der anderen wegstarb. Nun machen Sie nicht solch ein feierliches Kirchengesicht, als müßten Sie mir Ihr Beileid aussprechen. Wir beiden, das Fräulein Bohusch, auch ein Überbleibsel der k. u. k. Monarchie, sie kommt ursprünglich aus Prag, und ich, sind die letzten aus der Runde. Sie ist inzwischen zweiundneunzig, stellen Sie sich vor. Gehen kann sie nicht mehr. Ich besuche sie im Altersheim, wohin ich ihr dann den Kuchen mitnehme. Vor einundsechzig trafen wir uns im Café Grenzdörfer, bis der auch verschwand. Was die kulinarischen Dinge betrifft, war Grenzdörfers Abgang ein Verlust. Er soll in München ein Café aufgemacht haben, habe ich gehört. Aber wahrscheinlich schmekken Ihnen unsere Kuchen nicht; Sie sind Feineres gewöhnt von Kranzler, nicht wahr? Versuchen Sie es doch einmal mit *Lang* und sagen Sie mir später, wie es Ihnen geschmeckt hat. Ach, Sie waren schon dort? Billig? Jaja, für Sie. Ihnen hat's geschmeckt, nur der Kaffee war nicht besonders gut? Erst in den letzten Jahren ist er schlecht geworden. Bis Ende der Sechziger war die Versorgungslage bedeutend besser. Danach gab es nicht einmal mehr Gemüse. Wie langweilig, über diese banalen Dinge zu reden, die für Sie kein Thema sind. Als bestünde das Leben nur aus ihnen. Ich wollte, ich könnte Ihnen eine richtige Story erzählen von der Sorte mit Mord und Totschlag, wie wir sie in Ihrem Fernsehen miterleben. Ich schaue es mir ja nicht an, aber die jüngeren Leute und vor allem die Kinder, meine Urenkel, sind wild darauf. Natürlich ist mein Leben voller Geschichten; sie hören aber fast schlagartig mit unserer Niederlassung in diesem Lande auf. Seither gibt es nichts zu erzählen, nichts zu berichten als Nichtigkeiten. Sie haben in diesem Lande das Unikat eines völlig geschichtenlosen, eigentlich sogar eines *geschichtslosen* Landes vor sich. Hier ist nichts vorgegangen, nichts ist geschehen. Die Zeit ist buchstäblich stillgestanden: Nichts ist entstanden, und darum ist die Zeit nicht voran, sondern eher rückwärts gegangen. Eigentlich sollte ich jünger und nicht älter geworden sein, meinen Sie nicht? Sie lachen, und ich schließe mich Ihrem Lachen an. Komisch zu denken, daß man älter werden kann in einem Land, in dem es keine Zeit gibt, in dem nichts entsteht, nicht wahr? Sie haben völlig recht damit, über mich zu lachen. Es ist ein widersinniger Gedanke, die Zeit könne stehenbleiben. Vielleicht steht sie aber nur deshalb nicht, weil es außerhalb dieses

Landes Ereignisse gegeben hat, die sie vorangetrieben haben, was meinen Sie? Bei Ihnen sind doch nennenswerte Dinge geschehen, oder irre ich mich? Also, Sie schauen mich an, als wäre ich bereits kindisch geworden, Ihnen solches Zeug zu erzählen. Machen Sie sich keine Sorge, ich bin schon vernünftig; noch ist es mit mir nicht soweit, Sie können mir glauben. Was, denken Sie, habe ich gerade gelesen? Sie werden es nicht raten. Warten Sie, ich zeige es Ihnen. Sie staunen, nicht wahr; aber es ist die Wahrheit: Foucault, *Der Wille zum Wissen*. Sie kennen es nicht? Oh, das tut mir leid für Sie. Lesen Sie es, Sie werden davon profitieren. Sie brauchen es ja nicht in Französisch zu lesen, obwohl es da schöner ist als in Deutsch. Ja, mit Neunzig noch solche Bücher, das sollten Sie mir nachmachen, wenn Sie einmal so alt sein werden. Ich bin ja so froh, daß ich es noch erlebe, solche Bücher wieder lesen zu dürfen. Was wir nicht alles versäumt haben! Wissen Sie, ich muß Ihnen da doch eine kleine Geschichte erzählen. Ihr Hauptakteur ist mein Enkel, und sie spielt vor jetzt zwanzig Jahren. Mein Enkel, müssen Sie wissen, ist Naturwissenschaftler, aber er interessierte sich schon immer für Philosophie. Nun war ihm in subalterner Position eine Stellung in einem Berliner Forschungsinstitut der Akademie der Wissenschaften angeboten worden, die kurz zuvor noch *Deutsche ... zu Berlin* geheißen hatte und nun ohne *Deutsche* in *der DDR* umbenannt worden war. Natürlich hatte er sie angenommen. Es war ein Glücksfall, denn er gehörte keiner der Parteien an und engagierte sich zudem in der Gemeinde. Sie wissen ja, Religion war den Kommunisten in jeder ihrer Spielarten verhaßt. Er hatte gehofft, auch Zugang zu philosophischer Literatur zu haben; weit gefehlt. Die ohnehin magere Versorgung mit Fachliteratur, darüber könnte ich Ihnen eine andere Geschichte erzählen, mein Enkel hat mir stets sein Leid geklagt, aber das tue ich ein andermal, wenn es noch dazu kommen sollte, schloß fachfremde Druckerzeugnisse aus. Mein Enkel war darüber erbost und rief eines Tages in der Bibliothek des Philosophischen Instituts an, das sich im Hauptgebäude der Akademie in der Nuschkestraße befand und auch heute noch befindet. Sie müssen eine Genehmigung Ihres Institutsdirektors *erbringen*, sagte man ihm. Es war praktisch unmöglich, eine derartige Genehmigung zu erhalten, wenn man nicht nachweisen konnte, daß die Literatur zur *Durchführung* einer wissenschaftlichen Arbeit gebraucht wurde. Mein Enkel ging also ohne Bescheinigung ins Philosophische Institut und stellte sich der Bibliothekarin vor. Ihre Bescheinigung? fragte diese. Sie wird nachgereicht, sagte mein Enkel; der Direktor (der zur damaligen Zeit auch Generalsekretär der Akademie war) ist gerade verreist. Dann gehen Sie bitte zu Professor Kröber, sagte die Bibliothekarin, und besprechen Sie die Angelegenheit mit ihm. Aber Kröber hatte keine Geduld,

sondern sagte nur: Wird schon in Ordnung gehen, rief die Bibliothekarin an und entließ meinen Enkel. Ich soll die Bescheinigung an Herrn Kröber nachreichen, sagte mein Enkel und erhielt die Dauergenehmigung *zum Zwecke der wissenschaftlichen Arbeit* mit der ansonsten verbotenen Literatur. So fuhr er also jede Woche auf einen Tag in die Nuschkestraße und las in all den verbotenen Büchern aus dem *Giftschrank*. Ist das nicht eine schöne Geschichte? Nach der Genehmigung fragten sie ihn nie wieder. Nun, eine spannende Geschichte nach Ihrem Geschmack ist es wohl nicht, es ist nur die Geschichte der kleinen Tricks, mit denen wir uns beholfen haben. Gefällt sie Ihnen? Ich sehe, sie hat keinen Eindruck auf Sie gemacht. Sie können sich die Situation einfach nicht vorstellen, von Büchern abgeschnitten zu sein. Traurig, wie unterschiedlich unsere Wertungen sind. Was sagen Sie, mein Enkel wäre privilegiert gewesen? Hören Sie, nennen Sie es privilegiert, wenn man sich mit Lügen den Weg zu den *natürlichsten* Dingen erschleichen muß? Sie haben eine komische Vorstellung von Recht, muß ich schon sagen. Wenn Sie so denken, lohnt es nicht, sich weiter mit Ihnen zu unterhalten ... Nein nein, ist schon gut, ich bin nicht böse oder verärgert, nur ein wenig enttäuscht von Ihrer typischen Westbürgerhaltung. Enttäuschung gestehen Sie mir doch noch zu, Sie Zeitungsgeschichtenschreiber, oder nicht? Na sehen Sie. Nein? Ich soll fröhlich sein, Ihnen beipflichten? Ja merken Sie denn nicht, daß Ihr Bagatellisieren der für uns entscheidenden Dinge unsere Diktatur der Zensur durch die Diktatur der Belanglosigkeit ersetzt, merken Sie nicht, wie Sie alles Belanglose zum Zwecke der Unterhaltung zum Sensationellen aufbauschen? Bei Ihnen sind die wichtigen und die belanglosen Dinge sämtlich gleich: Sie betrachten sie nur von der Warte, ob sie zur Unterhaltung taugen. Wenn einer an den wichtigen Dingen zu tragen hat, dann leidet er doppelt: unter den Verhältnissen *und* unter Ihrer Nichtachtung seiner Probleme. Sie verstehen mich nicht? Dann kann ich Ihnen nicht helfen; ich will es auch nicht. Es ist verlorene Liebesmüh. Sie sind zu jung, und Sie haben nicht die Erfahrung gemacht, daß es Dinge gibt, die wichtiger sind als Sensationen und Unterhaltung, Dinge, die ans Mark gehen. Ich wünsche Ihnen, daß Sie diese Erfahrung nie machen müssen. Schweigen Sie. Ich muß mich einen Augenblick beruhigen; ich bin es nicht gewöhnt, mich mit schwer einsichtigen jungen Leuten auseinanderzusetzen, hat mein Enkel Sie nicht gewarnt? Mein Umgang mit ihm spielt sich in gesitteteren Formen ab. Mein übriger Umgang ist, nein war, unser Damenkränzchen. Sie lächeln, vielleicht grinsen Sie auch, ich kann das bei euch jungen Leuten kaum mehr auseinanderhalten. Ihr macht euch zu leicht lustig über uns Alte. Glauben Sie nicht, unser Kränzchen wäre ein tumber Altfrauenschwatzverein gewesen. Sollten

Sie das annehmen, so irren Sie gewaltig. Wir diskutierten die politische Lage, die zugängliche Literatur, kramten in unseren Vergangenheiten, den getrennten und den gemeinsamen. Es interessiert Sie vielleicht, wer dem Kränzchen angehörte? In erster Linie ein paar alte Baltinnen, die alles verloren hatten, allen voran die Baronin Brömsen aus Kurland, die in Reval lebte, dem heutigen Tallinn. Mit siebzehn Jahren hatte sie geheiratet, einen bedeutend älteren Mann, und war von ihm auf Händen getragen und verwöhnt worden, bis die Russen das Baltikum einnahmen, ihn umbrachten und sie fliehen mußte. Sie hatte nur einen kleinen Koffer mit ihrem Schmuck bei sich. Wäre sie nach dem Westen gegangen, sie wäre entschädigt worden. Aber sie kannte sich nicht aus in der Welt, und so blieb sie auf dieser Seite der Grenze, wohnte in einem kleinen dunklen Zimmer mit Toilettenbenutzung und Blick auf den Hinterhof. Sie war schlank wie eine Gerte, dünn, würde ich sagen; denn sie aß wie ein Spatz. Sie war immer fröhlich. Früher hatte ich es gut, war ihre Rede, davon kann ich zehren, und ich habe das Glück gehabt, an *nette Freunde* gekommen zu sein. Sie wurde wenig über achtzig. Alles in allem ist sie eigentlich verhungert. In den Nachbarn sah sie *gute Leute* und merkte nicht, wie sie sämtlich hinter ihrem Schmuckkoffer her waren. Gelegentlich verkaufte sie ein Stück, um wieder zu etwas Geld zu kommen. Den Rest haben sie ihr gestohlen, all die feinen Leute, die sich um sie kümmerten. Mein Gott, war sie belesen! Aber sie äußerte sich nur, wenn man sie direkt fragte, und sie entschuldigte sich für jeden ihrer Gedanken. Früher muß sie unglaublich schön gewesen sein, und sie muß ein wunderbares Leben gehabt haben, noch im Alter und unter diesen Umständen so froh und ausgeglichen gewesen zu sein. Da waren die beiden Fräulein Domberg, zehn Jahre auseinander. Stellen Sie sich vor, die ältere, Nadine, würde heuer einhundertundzehn werden! Zweiundzwanzig Jahre ist sie nun schon tot, gestorben im Jahr der Tschechoslowakei, als sie Dubçek absetzten. Sie hätten hören sollen, wie sie Klavier spielte oben in ihrer kleinen Mansarde, vollgestapelt mit Noten und die Schränke platzend von alten Kleidern. Ich habe noch den Muffgeruch ihres Zimmers in meiner Nase. Riecht es bei mir auch so muffig, nach Staub und den Ausdünstungen alter Leute? Seien Sie ehrlich. Ich hasse diesen Geruch nach vorweggenommenem Friedhof. Nein? Ausnahmsweise glaube ich Ihnen, auch wenn Sie vielleicht lügen. Und ihre Schwester Irmgard, die nicht mit ihr wohnte, aber nach ihr sah. Irmgard war unmusikalisch. Sie sang so falsch wie ein Grenadier. Kein Ton stimmte. Nadine sagte gewöhnlich nur: Irma, sei still. Das halte ich nicht aus. Sie kamen gleichfalls aus Reval und hatten dieselbe Schule besucht wie die Baronin, die Domschule, das Mädchenlyceum, zwei stattliche Damen, hochgewachsen, die sich aufrecht hielten wie Gouvernan-

ten, mit geraden, strengen baltischen Nasen, klaren grauen Augen und dichten grauen Haaren, die sie zu Knoten aufgesteckt hatten. Nadine war herrisch, wie eine kluge sensible Frau wird, die ein Leben lang ungeliebt bleibt. Die Damen erzählten sich von ihr unglaubliche Geschichten, die ich vor Ihren Ohren nicht wiederholen kann. So soll sie als junge Frau nicht ganz normal gewesen sein: Sie soll sich mit ihrem vollen Körper nackt ans Fenster gesetzt haben, zur damaligen Zeit eine unvorstellbare Ungehörigkeit. Ich habe sie nur als normale, eigenwillige, gebildete Frau kennengelernt, die hinreißend Klavier spielte, konzertreif, würde ich sagen. Beim Spiel hielt sie uns Vorträge über den Sinn der Musik und den Aufbau der Stücke, die sie spielte. Den *Hanon*, aber Sie kennen die Klavierliteratur nicht, also das Standardwerk der Fingerübungen, spielte sie mit allen Variationen in einer Stunde durch. Sie gab Klavierunterricht, wenig erfolgreich, weil ihre Ansprüche zu hoch gesteckt waren. Ich kenne keinen Pianisten, der unter ihren Schülern gewesen wäre. Ihre Schwester unterrichtete Französisch. Damit hielten sie sich über Wasser. Sie werden sich wundern, aus welchen Kreisen ihre Schüler kamen: durch die Bank waren es Kinder von Emigranten aus den Baltischen Republiken, aus Ostpreußen, Prag, Judenkinder. Verwunderlich, nicht wahr? Das ganze exklusive Kränzchen bildete eine geschlossene Gesellschaft, in der jeder jeden kannte, die fast hermetisch gegen die Umwelt abgegrenzt blieb. Im Rückblick erscheint es mir doch eigenartig. Nur sehr vereinzelt drangen Bekannte aus der Umgebung ein: Elisabeth Müller-Strauch, die später an Brustkrebs starb und die ich noch gepflegt habe, eine Pastorentochter aus dem Vogtland, war wohl die einzige, der es wirklich gelang. Mit dem Pfarrer Giersch verband uns eine gute Bekanntschaft, keine Freundschaft. Mein Enkel unterhielt eine etwas engere Beziehung zu ihm, nicht wir Erwachsenen. Die Freunde meines Enkels waren gleichfalls Kinder von Flüchtlingen aus Ostpreußen. Sonst gehörten zum Kränzchen noch Gladaschs, er ein kleiner, feiner alter Herr im Pensionsalter, ehemaliger Bankkaufmann, mit seinem Sohn die einzigen Männer, die wir duldeten, und seine Frau, einen Kopf größer als er, breitknochig, mit ebenmäßigem Gesicht, tiefen dunklen Augen, sowie der genannte, ihr jüngster Sohn, im Alter meiner Tochter, der gleichfalls Bankfachmann war und leberkrank. Er lebt noch, ist nur vorzeitig pensioniert worden. Es hat mich immer still amüsiert, wie er sie heimlich verehrte, ohne einen einzigen Vorstoß zu wagen. Schließlich Fräulein Bohusch und Frau Schuchort, zehn Jahre älter als ich und aus Breslau, die Spielgefährtin der Kaisertöchter, die mir bei der Hausarbeit zur Hand ging. Sie wuchs rasch in die Stellung einer Hausfreundin hinein, an der mein Enkel hing. Wir bezahlten sie nicht für das, was sie tat, sondern damit sie überleben konnte, obwohl

wir selbst nur wenig besaßen. Später wurde sie bettlägerig, und wir besuchten und pflegten sie, soweit es ging, bis sie eines Tages einschlief, friedlich und winzig geworden mit eingefallenem zahnlosen Mund. Am Ende blieben noch meine Schwester und meine Tochter. Als es noch ein Kreis war, trafen wir uns mehr oder weniger regelmäßig entweder bei Lang zu Kaffee und Kuchen, bei uns oder bei Gladaschens, die in der Nähe des Bahnhofs wohnten, wohin wir zu Fuß pilgerten und eine Tasche mit feinen Sachen mitnahmen. Manchmal kam der Pfarrer Giersch hinzu, dann hielten wir einen guten Alkohol bereit, und er las uns aus der neueren Literatur vor, zu der er eher Zugang hatte als wir, und erläuterte uns die modernen wissenschaftlichen Entdeckungen und Erkenntnisse, bis er verhaftet wurde und für drei Jahre ins Gefängnis kam. Danach erholte er sich nicht mehr; er hatte ein Herzleiden mitgebracht, hielt sich noch ein paar Jahre und starb plötzlich, kurz nachdem seine Tochter, die begabte Suzana, die das Abitur mit meinem Enkel zusammen glänzend bestanden hatte, sich im Wald das Leben nahm. Sie war einfach ans Ufer des Sees gegangen, hatte sich an den Strand gelegt, das Gesicht im Wasser, und war nicht wieder aufgestanden. So fanden sie sie. Sie suchten nach Indizien für ein Gewaltverbrechen; es gab keine. Sie hatte es selbst getan, ohne Tabletten zu nehmen, einfach so, nach einundsechzig. Ob die politische Situation dafür verantwortlich zu machen war? Fragen Sie mich nicht... Die Besuche von Giersch kamen selten vor, im *Kreise der Anders- und Ungläubigen*, wie er uns spaßeshalber nannte. Zumeist waren wir unter uns und diskutierten die neuesten Ereignisse im Ausland. Nadine spielte, solange sie noch lebte, Klavier, meine Tochter sang Schubert oder Schumann. Sie grinsen schon wieder. Sie hätten sie singen hören sollen, dann wäre Ihnen das Grinsen vergangen. Aber Sie verstehen ja nichts von Musik, wahrscheinlich nur etwas von diesem *Lärm*, den ihr Musik nennt. Lassen wir das. Was wir vor allem diskutierten, waren die Aussichten auf eine Änderung der Verhältnisse. Meine Schwester und meine Tochter gerieten häufig aneinander. Sie hatten sehr unterschiedliche Ansichten über die Zukunft. Meine Schwester, die eine überzeugte Kommunistin ist, eine von den Edelkommunistinnen, die in der Regel weder unter Stalin noch in den übrigen Ostblockstaaten überlebt haben, vertrat die Ansicht, man könne die Lage nur verbessern, wenn man als Mitglied der Partei aktiv mitarbeite, und sie versuchte es auch. Sie hat nie etwas Böses getan, dafür lege ich meine Hand ins Feuer, Sie können sie selbst darüber befragen. Sie wohnt nicht mehr mit uns zusammen, aber wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen die Adresse. Es ist nicht weit von hier; fünf Minuten zu Fuß. Ach, ich vergesse immer, daß Sie mit dem Auto hier sind, also Sie fahren nur eine Minute. Meine Schwester ist zwei Jahre jünger als ich. Meine

Tochter haßt den Kommunismus. Den Streit können Sie sich vorstellen. Wir mußten immer aufs neue schlichtend eingreifen. Besonders Herr Gladasch tat sich im Schlichten hervor. Auch er tendierte zum Edelkommunismus, wie manche aus der älteren Intellektuellengeneration unter den Juden, die überlebt hatten. Die Dombergs waren Antikommunisten, schon deshalb, weil sie aus Estland hatten fliehen müssen. Glauben Sie, sagte die Baronin Brömsen zum Beispiel, es wird sich jemals etwas ändern? Und sie lachte ihr kurzes, hohes, schüchternes Lachen, mit dem sie sich für die ungebührliche Frage sofort wieder entschuldigte. Niemals, sagte meine Tochter, niemals. Die da oben, man braucht sie gar nicht bei Namen zu nennen, sind auswechselbar; und wenn einer von ihnen abtritt, stehen zehn andere da, sich um den Posten zu raufen. Jeder lauert nur darauf, die anderen abzuschießen; aber solange die Sicherheitsbehörden auf der Seite des Mächtigsten stehen, und er sorgt dafür mit Privilegien, die er ihnen zusichert, daß sie es tun, auf diese Weise häufen sie nach und nach immer mehr Privilegien auf, so lange ist er sicher und an eine Änderung nicht zu denken, glauben Sie mir. Was könnte denn bequemer und angenehmer sein, als auf eine solche Weise Macht auszuüben, sozusagen geschenkt zu bekommen von einer geduldigen, dummen Herde wie uns, die sich niemals auflehnt? Wenn aber die Sicherheit eines Tages nicht mehr mitspielt? Dann gnade uns Gott, sagte meine Tochter, dann gnade uns Gott. Dann bricht der offene Terror los wie unter Berija in Rußland. Dann herrschen allein die Sicherheitsorgne, und das bißchen Gefühl, das der jeweilige Regierende einbringt, ist dahin. Dann gnade uns Gott, wiederholte sie noch einmal. Neinnein, so schlimm ist das alles nicht, sagte meine Schwester. Wir leben doch in einem zivilisierten Lande, und wir leben nicht schlecht, oder? Worin sollte es sich denn bessern? Oder wünschen Sie etwa die Verhältnisse im Westen herbei, den Kapitalismus, den Neonazismus? Das ist doch dummes Zeug, sagte meine Tochter ärgerlich, Neonazismus. Meinst du die drei Hanserln, die da drüben dumme Sprüche von sich geben, denen niemand zuhört? Sie haben Dutschke umgelegt, sagte meine Schwester hartnäckig und vorwurfsvoll. Ein einzelner Irrer, sagte meine Tochter. Terror ist etwas ganz anderes, viel Schlimmeres: Anschläge, Folterungen, Menschen verschwinden grundlos. Wir sind dicht daran, den offenen Terror zu bekommen. Lieber den Kapitalismus als das hier. Um Gottes Willen, sagte Herr Gladasch beschwichtigend, kein Prinzipienstreit, bitte, bitte; das führt nirgendwohin ... Welche Möglichkeiten konnte es geben für eine Änderung? Wir hofften von einem Mal zum anderen, wenn sich ein rosa Streifen am Horizont abzeichnete. Ganz besonders der Wandel in der Tschechoslowakei *neunzehnhundertachtundsechzig* versetzte uns bereits alte Leute in Eu-

phorie, die in totale Resignation umschlug, als die Warschauer-Pakt-Staaten, die DDR dabei, in Prag einmarschierten. Jetzt ist alles aus, dachten wir. Danach kamen die Ostverträge. Sie werden es kaum glauben, wie wir, wir *alten* Leute, gehofft haben und wie glücklich wir waren, daß es endlich, endlich zu Verhandlungen und Verträgen zwischen West- und Ostdeutschland gekommen war, wenn die in diesen Verträgen festgelegten Verbesserungen auch nur das absolute Minimum des Gewünschten, des Erforderlichen bedeuteten, und Sie werden sich nicht vorstellen können, wie abgrundtief unsere Enttäuschung war, als alles, selbst diese Kleinigkeiten, nur auf dem Papier stehen blieben und sich in der Realität nichts änderte, sich alles eher noch verschärfte. Mein Enkel bekam die Anweisung, alle verwandtschaftlichen Beziehungen nach dem Westen abzubrechen und genauestens über Briefe und Versuche, ihn zu besuchen oder einzuladen, zu berichten. Jede einzelne Person sollte in Charakter, Arbeitsplatz und Stellung beschrieben werden. Ach, ich will Ihnen das nicht genau erläutern; es war zu widerwärtig. Die meisten sind diesen Forderungen tatsächlich nachgekommen, obwohl sie sich hätten drücken *können*. Meinem Enkel ist niemals etwas zugestoßen, trotz seiner stillschweigenden Weigerung. Nur wurde er nicht befördert, durfte keine Kongresse im Westen besuchen und so weiter, Dinge, mit denen sich abfand und *abfinden konnte*, wer anständig war... Bis sich wirklich etwas wandelte, hat es noch ganze zwanzig Jahre gebraucht. Wenigstens erlebe ich es noch, wenigstens das. Glauben Sie nun aber nicht, ich wäre glücklich darüber, *wie* es gekommen ist. Machen wir uns doch nichts vor: Nicht die Sehnsucht nach Freiheit, das Bedürfnis nach Menschlichkeit hat den Wandel herbeigeführt, den Zusammenbruch des Systems, sondern der schnöde Konsumwunsch. Auf eine absurde Weise hat die Niederlage des Marxismus die Richtigkeit der Marxschen These, daß der Bauch das Bewußtsein bestimme, bestätigt, nur hat sich nicht der Sozialismus, sondern die kapitalistische Marktwirtschaft als geeigneter zur Befriedigung der Bedürfnisse des Bauches erwiesen. Und jetzt rennen alle, die früher den Sozialismus gepredigt haben, dieser Befriedigung hinterher. Jeder will Dissident gewesen sein, und jeder von denen, die für die Misere verantwortlich sind, hat sich damals engagiert, *damit es nicht noch schlimmer* kam. Jeder schwenkt heute sein Unbedenklichkeitszeugnis, allen voran die Schlimmsten von einst, und alle haben nur das eine im Sinn: für ihre Person das Beste herauszuschlagen... Verstehen Sie nun, welche Rückschläge ich gemeint habe? Sie verstehen nicht, ich soll mich deutlicher erklären? Junger Freund, ich habe versucht, deutlich zu sein. Noch leichter kann ich es euch nicht machen: irgendwo muß euer eigenes Denken und Begreifen einsetzen, sonst ist euch nicht zu helfen... Ich

werde wohl nicht mehr reisen können, aber mit Simeon kann ich sagen: Herr, heute hast Du mir Deine Zukunft gezeigt; dafür preise ich Deine Herrlichkeit!... Nach Israel wäre ich gern noch gefahren, aber dafür bin ich zu alt und zu müde. Mein Geist ist noch klar, aber mein Leib... Lassen Sie nur, noch kann ich mich selbst erheben. Geben Sie mir den Stock, und dann gehen Sie, bitte. Es ist Zeit, Abschied zu nehmen. Gehen Sie jetzt, gehen Sie. Sie haben gehört, was Sie wollten. Mehr habe ich nicht zu berichten; denn das, was ich noch zu sagen hätte, verstünden Sie ohnehin nicht.

Christian Bommarius
Rechtsstaat DDR

> »Gerechtigkeit unterliegt dem Streit; Macht ist klar zu erkennen und unstreitig. Deshalb konnte man die Gerechtigkeit nicht mit Macht ausstatten, denn die Macht hat der Gerechtigkeit widersprochen und gesagt, sie sei ungerecht; vielmehr sei sie, die Macht, gerecht. Da man also nicht zuwege bringen konnte, daß das, was gerecht ist, mächtig werde, hat man dafür gesorgt, daß das, was mächtig ist, Rechtens sei.«
> Blaise Pascal, *Pensées*

Möglicher Anfang einer Beschreibung des Rechtsstaats DDR: »Ines Meichsner, eine 20jährige Buchbinderin aus Karl-Marx-Stadt, wurde am 14. Mai 1983 in Dresden festgenommen, als sie mit einer brennenden Kerze vor einem Karl-Marx-Denkmal demonstrierte. Bei einer Haussuchung wurden Plakate mit folgendem Wortlaut gefunden: ›Anders leben – abrüsten‹, ›Mütter, denkt an die Zukunft – kauft Puppen statt Panzer‹. Ines Meichsner erhielt wegen ›Rowdytums‹ eine Haftstrafe von zehn Monaten. In der Urteilsbegründung sagte der Richter: ›Wenn Sie damit einverstanden sind, daß in kapitalistischen Ländern Spielzeug hergestellt wird, mit dem man Puppen den Kopf abschlagen kann, dann müssen Sie auch erlauben, daß unsere Kinder mit Panzern spielen.‹«
Wäre dieser Anfang angemessen oder nur langweilig? Sind unsere Köpfe nicht seit langem voll mit Berichten über Gesinnungsjustiz und Behördenwillkür, über den Polizei- und Schnüffelstaat DDR, der seine Diktatur über das Proletariat – ideologisch kaum ummäntelt – auf die Macht der Stasi, willfährige Funktionäre und die Angst seiner Bürger gründete? Die Zeitungen berichteten monatelang in großer Aufmachung, jede Schlagzeile ein Kerkerschrei, jeder Bericht hatte seine »Ines Meichsner«, jeder Fall zumindest so schlimm wie der ihre, den »amnesty international« beschrieb. Unter der Hand verwandelte sich die DDR in ein Straflager, das Politbüro in die Kommandozentrale einer vergreisten Diktatorenrunde, deren taube Ohren noch im Protestgeheul der Demonstranten den Jubelschrei der Massen zu hören glaubten. Am Ende ergab sich ein geschlossenes Bild – die DDR schied sich 40 Jahre lang in ein Volk von Tätern und Opfern.
Wo ist da die Nachricht und wo die neue Erkenntnis, wisperten Linke und Rechte: »Der ›sozialistische Rechtsstaat‹ war eine Chimäre.« Im gemeinsamen Chor unterschied sich nur die Betonung. Die bundesdeutsche Linke

erklärte sich im übrigen unzuständig für das »Sozialismus-Projekt« hinter der Mauer und dieses für gescheitert. Die Konservativen taten sich leichter und verwiesen auf Alfred Dregger, Gerhard Löwenthal und die Quittungen für Freikäufe politischer Gefangener. So war das (schon immer), so ist das (auch heute): »Mich betrifft das nicht« ist die Losung der Stunde. So gesehen, wäre dieser Anfang wohl unangemessen, eher langweilig – Ines Meichsner betrifft uns nicht.

Zweiter möglicher Anfang: »Die Sonne geht im Westen auf. Astronomische Beckmesserei einmal beiseite, haben die konservativen Sterndeuter der Weltgeschichte, die seit 1917 die Morgenröte im Westen dämmern, im Osten die Sonne in tiefe Finsternis versinken sahen, recht behalten. Per aspera ad astra – das Reich des Bösen war zum Untergang bestimmt, der Abfall seiner Satelliten objektives Gesetz der richtig gedeuteten Geschichte. Der Zerberus an der Westgrenze des Schattenreichs, die DDR, wankte spät, doch fiel dann schnell. Das ›Riesenkadaverlein‹ (Wolf Biermann) werde nur rasch verscharrt im Boden der freiheitlich demokratischen Grundordnung, in einem Grab an unbekannter Stelle, ohne Mahnmal bitte, das hält nur die Erinnerung wach. Wir Lebenden aber wollen vergessen und nicht erinnert sein an das Leben in der Zelle. Von den zahlreichen verschlungenen und geraden Wegen, auf denen die Herren das Volk in die Kerker trieben, den Lügen, die sie zum Gesetz erhoben, kennen wir zwar nur wenige. Doch die wenigen sind schon genug.«

Ist dieser Anfang angemessener? Seine Vorzüge sind offenkundig: Einerseits begründet er den Untergang des Regimes hinter der Mauer als historische Notwendigkeit (!), andererseits erübrigen sich damit weitere Fragen. Zugleich gibt sich der Autor als mit dem Boden der geltenden Grundordnung fest verwurzelt zu erkennen und darf sich Einwände daher verbitten. Auch für den Leser hat dieser Anfang einen Vorteil – er ist zugleich das Ende. Warum weiterschreiben, wenn nur vergessen werden soll, warum Antworten suchen, wenn niemand Fragen stellt. (Wer bis hierher zugestimmt hat, darf sich vom Autor verabschieden und still das Zimmer verlassen.)

Aber es gibt doch Fragen (auch wenn sie niemand stellt). Zu fragen ist, ob mit der DDR nur ein despotisches Dutzend-System, mit dem »Vortrupp der Arbeiterklasse« nur eine zur Staatsmacht mutierte Schlägertruppe verschwunden ist. Waren die Gesetze allein Werkzeug zur Sicherung des Herrschaftsanspruchs der SED, nur ihr, nicht dem Volk zu dienen bestimmt? War also die Rede von der »Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft« lediglich Alibi, im Strafrecht gefährlich, im Sozialrecht folgenlos? Das sind Fragen – und mit einer Frage fängt alles an.

Kannten Sie Melsheimer? Der Sohn eines Hüttendirektors wurde am 9. April 1897 in Neunkirchen an der Saar geboren, besuchte das Realgymnasium in seiner Heimatstadt und studierte Rechtswissenschaft in Marburg und Bonn. Nach dem Ersten Weltkrieg machte der promovierte Jurist eine erstaunliche Karriere im Staatsdienst – Landgerichtsrat (1924), Oberjustizrat (1932), Landgerichtsdirektor (1933), Kammergerichtsrat (1937). Seine politische Flexibilität – 1932 war er aus der SPD ausgetreten und einige Zeit später Mitglied und Rechtsberater der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt geworden – beförderte die Laufbahn Ernst Melsheimers, dessen Ernennung zum Reichsgerichtsrat nur durch das Kriegsende verhindert wurde. Der 59jährige Melsheimer begegnet uns wieder am 26. Juli 1957 in einem Gerichtssaal in Ost-Berlin. An diesem Tag hat er einen großen Auftritt – nicht als Angeklagter, sondern als Generalstaatsanwalt der DDR.

Hier legen wir eine Schweigeminute ein zum Gedenken an den früheren Generalbundesanwalt Wolfgang Fränkel, der sich während der NS-Zeit als eifriger Beschicker der Todeszellen einen Namen gemacht und seine Karriere nach Kriegsende – bis zur Ernennung zum obersten Ankläger der Bundesrepublik im Jahr 1962 – erfolgreich fortgesetzt hat.

Der 1. Strafsenat des Obersten Gerichts fällt das Urteil gegen vier Kommunisten: den Leiter des Aufbau-Verlags, Walter Janka, den Chefredakteur der Zeitung *Sonntag*, Heinz Zöger, dessen Stellvertreter Gustav Just und den freien Journalisten Richard Wolf. Wie von Melsheimer verlangt, verurteilt das Gericht die Angeklagten wegen des Versuchs, »die gesellschaftlichen Verhältnisse und Staatseinrichtungen der Deutschen Demokratischen Republik zu verändern«, zu mehrjährigen Freiheitsstrafen. Begründung: Die Verurteilten hatten unter dem Eindruck der Abrechnung Chruschtschows mit dem Stalinismus über demokratisch-sozialistische Veränderungen in der DDR gesprochen. Vor dem Schuldspruch hatte der Generalstaatsanwalt dem Gericht aus einer Verlegenheit geholfen, die eine Verurteilung womöglich hätte verhindern können – es gab keinen Straftatbestand. Melsheimer wußte Rat: »Als Paragraphen nehmen wir den Artikel 6 der Verfassung.« Die Angeklagten wurden wegen »Boykotthetze« verurteilt, die laut Verfassung zwar verboten, nicht aber mit Strafe bedroht war.

Am 14. November 1989 beantragte wiederum der Generalstaatsanwalt, doch in neuer Besetzung (»gez. Wendland«), die Aufhebung des Urteils mit einer bemerkenswerten Begründung: »Artikel 9 der antifaschistisch-demokratischen Verfassung von 1949 garantierte das Recht auf freie Meinungsäußerung, das die damals Verurteilten in Anspruch zu nehmen trachteten, indem sie eine öffentliche Diskussion über demokratische Umgestaltungen erstrebten.« Der Mann irrt, genau wie die Richter, die – ihre Hälse zur

Wende gedreht – dem Antrag stattgaben und die Angeklagten freisprachen, 32 Jahre nach deren Verurteilung. Sie hätten es besser wissen können, denn Jahrzehnte haben sie anders entschieden.

Das Recht, ihre Meinung frei zu äußern, hatten die Bürger nur »den Grundsätzen dieser Verfassung« gemäß, das heißt, jeder durfte frei für das System des real existierenden Sozialismus eintreten. Diese Formulierung ist zwar ausdrücklich erst in den beiden späteren Verfassungen aufgenommen worden, doch hatte sich die SED unter der Führung Ulbrichts 1957 längst zur »höchsten Form der gesellschaftlich-politischen Organisation« aufgeworfen. Recht war allein der zum Gesetz erhobene Wille der Arbeiterklasse, der seinen Ausdruck vor allem in den Beschlüssen des »Vortrupps« fand. Mit den Worten des DDR-Staatsrechtlers Petzold: »Die Beschlüsse der Partei sind das Fundament, auf dem das sozialistische Recht aufbaut, sie bestimmen sein innerstes Wesen.«

Natürlich, die Richter hätten die vier Angeklagten freisprechen können. Sie waren »unabhängig« und – in diesem Fall – erste und letzte Instanz. Doch vermutlich erinnerten sie sich des Schicksals ihrer Kollegen eines Thüringer Kreisgerichts, mit deren Fall das Prinzip der »Parteilichkeit« und die Degradierung der Richter zu »Justizfunktionären« festgeschrieben worden waren. Die »Ballade vom ermordeten Hund« hat in der DDR-Rechtswissenschaft Berühmtheit erlangt, gesungen wurde sie von Walter Ulbricht auf dem IV. Parteitag der SED 1954.

Das verdiente Parteimitglied M. aus Mühlhausen war unversehens Opfer einer Hetzjagd geworden. Sein Betrieb hatte ihn, den Leiter, entlassen, die Partei ihn ausgeschlossen, das Kreisgericht ihn wegen Sachbeschädigung und Tierquälerei verurteilt. Dies war M. widerfahren, weil er sich einem betriebsfremden Element entgegengeworfen hatte – einem Hund. Der war ohne Genehmigung auf das Betriebsgelände getrottet, dort von M. abgefangen, mit einer Latte halb totgeschlagen und am nächsten Morgen auf glühende Asche geworfen worden. Der Fall wurde bekannt, die Bevölkerung forderte scharfe Bestrafung, und das Gericht tat, wie das Gesetz – der Wille der Arbeiterklasse – ihm befahl. Auf dem IV. Parteitag hingegen entlarvte die höchste Instanz – Parteichef Ulbricht – Proteste und Urteil als Komplott reaktionärer Kräfte, dem der verdiente Genosse M. zum Opfer gefallen sei. Unter Berufung auf diesen Fall forderte Justizministerin Hilde Benjamin fürderhin die »parteiliche Anwendung der Gesetze« durch die Gerichte. Nur eine Woche später sprach das Oberste Gericht M. von allen Vorwürfen frei; gerügt wurden das Kreisgericht und der Staatsanwalt wegen Nichterfüllung ihrer Pflicht, den Staat und seine Bürger vor Angriffen des Feindes zu bewahren.

So war das – war es immer so? Hat sich nichts verändert in den 40 Jahren DDR? Viel hat sich geändert, nicht aber die Pervertierung des Rechts zu einer »der Politik untergeordneten Kategorie« (DDR-Rechtsphilosoph Klenner), nicht die Mutation der Richter zu Marionetten der SED. »Nur derjenige Justizfunktionär erfüllt seine Aufgaben, dessen Fachkenntnisse eingebettet sind in fundiertes marxistisch-leninistisches Wissen sowie in die volle Klarheit über die Strategie und Taktik der Partei der Arbeiterklasse auf allen Gebieten«, erkannte Kurt Wünsche, als Justizminister allzeit eingebettet in die Gunst Ulbrichts, Honeckers und de Maizières. Seinen Aufsätzen in der *Neuen Justiz*, der von seinem Ministerium herausgegebenen Rechtszeitschrift, verdankte die sozialistische Jurisprudenz über die Jahre wichtige Markierungen auf dem Weg zum Klassenziel – der sozialistischen Gesetzlichkeit: »Wir haben nie einen Hehl daraus gemacht, daß die Unabhängigkeit der Rechtsprechung im Sinne der bürgerlichen Theorie der ›Gewaltenteilung‹ dem Sozialismus und dem in ihm erstmalig verwirklichten Prinzip der umfassenden Volkssouveränität wesensfremd ist und daß die sozialistische Rechtsprechung Ausdruck und Bestandteil der einheitlichen Staatsmacht ist. Wir haben aber stets ebenso klar betont und in unserer Verfassung (Art. 96 Abs. 1) festgelegt, daß die Richter, Schöffen und Mitglieder der gesellschaftlichen Gerichte in ihrer Rechtsprechung unabhängig sind und insoweit auch nur von den übergeordneten Gerichten angeleitet werden können« (*Neue Justiz*, Nr. 2/1970, S. 33 ff). Entsprechend war der Status der Richter: auf Zeit gewählt von den entsprechenden Volksvertretungen, konnten die Justizfunktionäre aller Instanzen jederzeit abberufen werden, »wenn sie gegen die Verfassung oder die Gesetze verstoßen oder sonst ihre Pflichten gröblich verletzen« (Art. 95).
Kontrolliert vom Justizministerium, kontrolliert von den Volksvertretungen, kontrolliert von der Partei (sog. Grundorganisationen an den Gerichten zur »Sicherung des politisch-ideologischen und organisatorischen Einflusses der Partei«), interessierten sich die Richter weniger für die Rechtslage als für die Beschlußlage ihrer Kontrolleure. Wer hier nicht genau im Bilde war, dem konnte es ergehen wie Hans-Christof Illgner, Oberrichter und Vorsitzender eines Strafsenats am Bezirksgericht Neubrandenburg. Seit 1968 im Dienst der Justiz, hatte Illgner dank seiner »sachlichen, zielstrebigen und überzeugenden Leitungstätigkeit« stets das Wohlwollen seiner vorgesetzten Kader gefunden – bis zum 21. Juli 1983. An diesem Tag hob das Ministerium Illgners Ernennung zum Oberrichter und Senatsvorsitzenden auf und stellte ihn vor die Wahl: Degradierung zum Kreisrichter oder »freiwillige« Kündigung. Illgner war schon einige Male als Kritiker verschiedener Strafvorschriften aufgefallen; »eigentlicher Anlaß, mich als

Oberrichter und Senatsvorsitzender abzuberufen, war jedoch die Tatsache, daß ich mich gegen die Einmischung in meine Rechtsprechung verwahrt hatte. In einem Verfahren wegen Hehlerei von Futtermitteln war zwischen Bezirksstaatsanwalt und Bezirksgerichtsdirektor eine exemplarische Strafe abgestimmt und das Kreisgericht entsprechend angeleitet worden. Als zuständiger Rechtsmittelsenat hatten wir allerdings eine andere Auffassung zum Strafmaß und setzten deshalb eine Berufungsverhandlung an. Nachdem der Bezirksgerichtsdirektor davon erfahren hatte, sprach er mit mir. Da ich seine Hinweise nicht beachten wollte, übernahm er selbst den Vorsitz und entschied im Sinne der abgestimmten Strafpolitik.« Illgner protestierte gegen seine Maßregelung, doch der Staatssekretär im Justizministerium winkte ab. Illgners Ruf »im Kollektiv« habe durch sein Verhalten gelitten, »so daß seiner Stellung und Funktion entsprechende notwendige Beziehungen gestört sind«.

Ist damit gesagt, daß nicht der Richter und nicht der Staatsanwalt Herr des Verfahrens war, sondern die Partei? Ist damit gesagt, daß der Angeklagte auf ein faires Verfahren hoffen, dieses aber nicht erwarten durfte? Ist damit gesagt, daß das Wort vom »sozialistischen Rechtsstaat« das Gegenteil dessen beschrieb, wofür die kritischen Juristen in der Bundesrepublik seit Jahren streiten? Das ist damit gesagt, und es ist noch längst nicht alles gesagt.

Wo waren die Anwälte? In den »Kollegien«. Mehr als 90 Prozent der knapp 600 »Organe der sozialistischen Rechtspflege« waren in den Kollegien organisiert, wenn sie ihre enge Verbundenheit »mit dem Volk und dem sozialistischen Staat« nachgewiesen hatten (§ 6 RAKG). Wem dies nicht gelang, konnte Justitiar beim »VEB Bienenhonig« werden, auf eine Zulassung als Einzelanwalt durfte er nicht einmal hoffen. Davon gab es 1985 in der DDR nur noch 22; exponierte Gestalten, von denen einige das Vertrauen verfolgter Oppositioneller hatten. Über einen hat »amnesty international« in ihrer Schrift über politische Gefangene in der DDR namentlich berichtet: »Es ist daher damit zu rechnen, daß es bald ›Einzelanwälte‹ nicht mehr geben wird. Wolfgang Schnur, der die Verteidigung von Till Böttcher, Andreas Kalk und Bert Schlegel übernommen hatte, ist einer der wenigen noch praktizierenden ›Einzelanwälte‹« (*Deutsche Demokratische Republik – Rechtsprechung hinter verschlossenen Türen*, Mai 1989, 2. Aufl.). Auf die »Durchsetzung sozialistischer Kaderprinzipien« in den Kollegien achtete der Justizminister, die Einzelanwälte übernahm die Stasi.

»Es müssen die Machthaber in diesem politischen System gewesen sein, die die Justiz als scheinbar objektive Instanz des gegebenen gesellschaftlichen Systems zurückschlagen ließen. Dies aber ging nicht über den Nachweis

irgendeiner Straftat; es ging nur über die Kriminalisierung einer politischen Gesinnung...« Diese nachdenklichen, im Sommer 1990 geschriebenen und veröffentlichten Worte gemahnen an die Gültigkeit biblischer Topoi. Hier ist von der Wandlung des Saulus zu Paulus zu sprechen, einem in Zeiten revolutionärer Veränderungen, also veränderter Mehrheiten, sich häufig zu kollektiver Läuterung erweiternden Prozeß, der ganze Berufsgruppen ergreift – auch die Juristen. Zu sprechen ist von Professor John Lekschas, dessen Eule der Minerva zwar spät, doch gerade noch zur rechten Zeit bei Dämmerung des DDR-Regimes und zielgerichtet (westwärts) ihren Flug begann. Lekschas, der sich so kundig in dem Nachwort einer Dokumentation des Janka-Prozesses über den juristischen Gegenschlag der politischen Machthaber entrüstet, war diesen damals, 1957, sehr behilflich – im Prozeß gegen Janka, Just, Zöger und Wolf. »Melsheimer berief sich, als wäre dies verbindliches Recht, auf einen Artikel, den das DDR-Fachblatt *Neue Justiz* gedruckt hatte. Verfasser des Artikels war der nämliche John Lekschas, der jetzt, 1990, mit Gebärden des Abscheus, die Dokumente des Janka-Prozesses herausgibt«, schrieb DDR-Schriftsteller Rolf Schneider.

> *Hier legen wir eine Schweigeminute ein zum Gedenken an Karl Larenz und Ernst Forsthoff, zwei allzeit große Rechtswissenschaftler, deren juristische Brillanz, verbunden mit nicht minder funkelnder Rhetorik, ihnen in der bundesdeutschen Rechtslehre zu einem Platz im Kreis der »Immortelles« verhalf. Begründet haben sie ihren Ruhm freilich schon ein wenig früher. Der Zivilrechtler Karl Larenz hatte 1935 die Erkenntnis: »Rechtsgenosse ist nur, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse ist, wer deutschen Blutes ist.« Verwaltungsrechtler Ernst Forsthoff wußte schon 1933: »Der Führer wird darum Führer erst durch die Gefolgschaft, wie die Gefolgschaft erst durch den Führer Gefolgschaft wird.«*

Lekschas war jahrzehntelang eine der wichtigsten Stimmen der deutsch-demokratisch-republikanischen Strafrechtspflege, schrill, wenn sie sich im Einklang mit der Mehrheit (im Politbüro) wußte, schmeichelnd, wenn sie verlorene Gunst zurückgewinnen mußte. So geschehen 1962. Ulbricht hatte damals die Erkenntnis: »nicht jede dumme Bemerkung, nicht jedes dumme Gerede, wenn jemandem einmal – wie man so schön sagt – der Kragen platzt, ist eine Staatsverleumdung«. Dieses Bekenntnis zu mehr Liberalität von höchster Stelle traf Lekschas und seinen Kollegen Renneberg völlig unerwartet. Überzeugt von der Stärke des sozialistischen Strafrechts und der Schwäche des Menschen, hatten sie stets vor »Illusionen über die realen Möglichkeiten zur Überwindung der Kriminalität« gewarnt. Nun mußten sie sich sagen lassen, sie hätten »vom Leben isoliert und in der Studierstube vergraben... einige ebenso weltfremde wie schädliche – mit Verlaub gesagt

– ›Theorien‹ ausgebrütet«. Diese Kritik war Lekschas Befehl, die objektiven Gesetze der Geschichte neu zu orten, mit gutem Erfolg. Noch im selben Jahr erschien sein Aufruf »Zur Überwindung von Dogmatismus und Sektierertum in der Strafrechtswissenschaft«, zugleich eine Polemik (»gefährliche Restpositionen«) gegen alle, die ihn bisher verteidigt hatten. So befand sich Lekschas stets auf der Höhe der aktuellen Wahrheit in ihrer Auslegung durch das Politbüro.

Die heute von Lekschas beklagte Kriminalisierung der »politischen Gesinnung«, die systematische Verfolgung der Andersdenkenden, ihre Vertreibung über die Mauer und ihr erzwungener Rückzug in die »Nischen«, das war nicht Folge politischer Deformation der Machthaber, war auch nicht Resultat einer moralisch verächtlichen Haltung einiger. Die Diskriminierung des »anderen« war (und ist) Ausdruck einer sich absolut setzenden Idee – der deutlich empfundene Konflikt zwischen dem Menschen, wie er ist, und dem Menschen, wie er sein könnte, wird mit dem Schuldspruch gelöst. Diese Einsicht wird auch John Lekschas nicht überraschen, lieferte doch das unter seiner Leitung herausgegebene Lehrbuch *Strafrecht der DDR* (Berlin 1988) die juristische Begründung der politischen Absicht. Danach war zu unterscheiden zwischen der »allgemeinen Kriminalität, die in sich qualitativ und strukturell stark differenziert ist«, und der »im Imperialismus verwurzelten und von ihm hervorgebrachten friedens- und menschheitsfeindlichen, konterrevolutionär-interventionistischen Kriminalität«. Hinter der zweiten Kategorie verbergen sich Schicksale wie das der Ines Meichsner.

> *Abermals legen wir eine Schweigeminute ein zum Gedenken an einige Hundert Verurteilungen wegen des Sitzens vor Kasernentoren. Natürlich erfreut und beruhigt uns die Erläuterung der bundesdeutschen Richter, die Schuldsprüche wegen Anwendung »verwerflicher« Gewalt enthielten kein Unwerturteil über die damit verfolgten Ziele. Derartige Verlautbarungen würden freilich an Glaubwürdigkeit gewinnen, wenn sich der Staat – bar jeden moralischen Urteils – mit vergleichbarer Intensität der Straßenblockaden von Bauern und Fernfahrern angenommen hätte.*

Fataler Triumph der wissenschaftlichen Prognose: das von Marx und Engels prognostizierte Absterben des Rechts fand in der DDR tatsächlich 40 Jahre lang statt. Als es schon in den letzten Zügen lag, verfaßte die DDR-Schriftstellerin Monika Maron einen angemessenen Nachruf: »Die Gesetze entscheiden, wer ein Gesetzesverletzer ist, und würde man morgen das Brotessen in der DDR verbieten, dann wären wir eben ein ganzes Volk von Gesetzesbrechern. Ich bin auch ein Gesetzesverletzer, weil ich Ihnen diesen Brief schreibe ... sie (die Gesetze) kriminalisieren unsere Träume.« Es zeugt

von intimer Kenntnis des heimischen Strafrechts, daß Monika Maron mit diesem (offenen) Brief an einen bundesdeutschen Bekannten nicht nur ein, sondern mehrere Gesetze zu verletzen glaubte. Recht hatte sie, denn das Schreiben war strafrechtlich zu bewerten als:
– Angriff auf die sozialistische Staats- und Gesellschaftsordnung der DDR durch Diskriminierung der gesellschaftlichen Verhältnisse, Freiheitsstrafe von einem bis zu acht Jahren (§ 106 Abs. 1 Nr. 1 StGB)
– Angriff auf die sozialistische Staats- und Gesellschaftsordnung der DDR durch Verbreitung einer Schrift zur Diskriminierung der gesellschaftlichen Verhältnisse, Freiheitsstrafe von einem bis zu acht Jahren (§ 106 Abs. 1 Nr. 2 StGB)
– Verbreitung einer Nachricht im Ausland, die geeignet ist, den Interessen der DDR zu schaden, Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren, Verurteilung auf Bewährung oder Geldstrafe (§ 219 Abs. 2 Nr. 1 StGB)
– Übergabe einer Schrift, die geeignet ist, den Interessen der DDR zu schaden, an eine im Ausland lebende Person, Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren, Verurteilung auf Bewährung oder Geldstrafe (§ 219 Abs. 2 Nr. 2 StGB)
– Zugänglichmachen einer Schrift im Ausland, die geeignet ist, die staatliche oder gesellschaftliche Ordnung verächtlich zu machen, Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren, Verurteilung auf Bewährung oder Geldstrafe (§ 220 Abs. 2 i. V. m. Abs. 4 StGB)
Mit jeder »Strafrechtsreform« wurde das politische Strafrecht verschärft, jedes »Strafrechtsänderungsgesetz« zog die Schrauben an, die die Meinungsfreiheit zusammenpreßten, bis von ihr dasselbe galt wie vom Punkt des Euklid – nur Position, keine Ausdehnung. Kamen in Erfurt zwei Frauen zusammen, um gegen die liberale Abtreibungspraxis in der DDR zu reden – privat, versteht sich –, dann waren sie strafbar nach § 218 StGB. Denn ihr Gespräch galt nach dieser Norm als Tätigwerden in einem Zusammenschluß von Personen (zwei genügten), um gesetzwidrige Ziele zu verfolgen, und wurde mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren geahndet.
Was sagten dazu die Werktätigen? Kurt Schlepps sagte beispielsweise: »Wir mußten doch zu der Überzeugung kommen, daß Diktatur gleich Diktatur ist. Uns Werktätigen muß es ja wie eine Verhöhnung vorkommen, wenn noch dazu behauptet wird, es wäre eine Diktatur des Proletariats.« Dafür wurde Kurt Schlepps wegen »öffentlicher Herabwürdigung« gemäß § 220 StGB zu einem Jahr Freiheitsstrafe verurteilt.
Die Unterdrückung des Proletariats durch seinen Vortrupp war nicht nur total, sie geschah offen, häufig selbst ohne das lästige Visier einer – wenngleich mißbrauchten – Idee. Nach der Verabschiedung des 3. Strafrechtsän-

derungsgesetzes 1979, das eine drastische Verschärfung des politischen Strafrechts brachte, klagten selbst DDR-Juristen über die »Willkür in Gesetzesform« und rechneten vor, daß sich »von zehn DDR-Bürgern acht permanent strafgesetzwidrig verhalten«. Das Gesetz war ohne Mitwirkung von Rechtswissenschaftlern von einer Kommission des SED-Zentralkomitees und des Ministeriums für Staatssicherheit erarbeitet worden. Ohne öffentliche Diskussion, ohne Bekanntmachung der geplanten Änderungen, am Ende sogar ohne Aussprache hatte die Volkskammer das Gesetz einstimmig angenommen und – damit gegen die Verfassung verstoßen. Denn das in ihr gegebene Versprechen, »alle politische Macht in der Deutschen Demokratischen Republik wird von den Werktätigen in Stadt und Land ausgeübt« (Art. 2), war zumindest an einer Stelle, in Art. 65 Abs. 3 eingelöst. Darin hieß es: »Entwürfe grundlegender Gesetze werden vor ihrer Verabschiedung der Bevölkerung zur Erörterung unterbreitet. Die Ergebnisse der Volksdiskussion sind bei der endgültigen Fassung auszuwerten.« Vorsorglich war auf eine Definition der »grundlegenden Gesetze« verzichtet worden, doch das politische Strafrecht fiel gewiß darunter. Wirklich? »Das sozialistische Strafrecht ist zutiefst gerecht, weil es das Strafrecht einer Gesellschaft ist, deren Entwicklung im Interesse aller Gesellschaftsmitglieder auf die Zurückdrängung jeglicher Kriminalität und die allmähliche Aufhebung ihrer Ursachen gerichtet ist«, stand im Lehrbuch *Strafrecht der DDR*. So gesehen erübrigte sich die Befragung des Volkes, denn unter der Führung der SED zustandegekommenes »sozialistisches Strafrecht« war eo ipso gerecht. Das war kein Denkfehler, sondern die Methode der Macht.

Wir legen eine Schweigeminute ein zum Gedenken an die Staatsgewalt in der Bundesrepublik, die einst vom Volk ausgegangen und – als Volksentscheid, Volksbegehren oder Volksbefragung – nie wieder zu ihm zurückgekehrt ist.

Mit dem politischen Strafrecht schützte sich die DDR vor ihren Bürgern (und in der da gezeigten Stärke beweisen viele Staaten ihre Schwäche), wie aber schützte sich der Bürger vor dem Staat? Die Verfassung garantierte jedermann die Unantastbarkeit seiner »Persönlichkeit und Freiheit«, erklärte das Post- und Fernmeldegeheimnis für »unverletzbar«, gab einen Anspruch auf Arbeit, Wohnung und Bildung. Was konnte der Bürger tun, wenn der Staat in eines dieser Rechte eingriff, ohne durch sein eigenes Recht dazu legitimiert zu sein? Die Verfassung erinnerte hier an den Fiskus – gab sie etwas mit der einen Hand, nahm sie es wieder mit der anderen. Alle wesentlichen Rechte waren in ihr verbürgt, nur nicht das Recht, sie durchzusetzen: der Rechtsweg war ausgeschlossen. Dies galt nicht nur für Verletzungen der Menschenrechte, in fast allen Konflikten zwischen Staat und

Bürger hatte der Staat – unter Umgehung der Richter – das letzte Wort. Das Verwaltungsrecht und mit ihm die Gerichte waren nach der staats- und rechtswissenschaftlichen Konferenz in Babelsberg 1958 kurzerhand durch Minister-Weisung abgeschafft worden (unter Verstoß gegen die Verfassung, in der ausdrücklich die Verwaltungsgerichtsbarkeit vorgesehen war). Ulbricht hatte auf dieser Konferenz die Trennung von Staatsrecht und Verwaltungsrecht als »bürgerliches Prinzip« entlarvt, das die staatliche Tätigkeit als politisch neutral darzustellen versuche.

Was also unternahm ein Bürger, wenn beispielsweise das zuständige Amt ihm rechtswidrig das Wasser sperrte, ein Antrag nicht bearbeitet wurde oder der PKW von einem Streifenwagen angefahren worden war? Er beschwerte sich mit einer Eingabe bei der verantwortlichen Behörde, die ihr selbst dann nicht stattgeben mußte, wenn sie von der Rechtsverletzung überzeugt war. Wie die Verfassung gab auch das Staatshaftungsrecht zwar einen Anspruch, gewährte Schadensersatz selbst bei schuldlosen rechtswidrigen Handlungen der Funktionäre, doch gab es – ebenfalls wie die Verfassung – niemandem das Recht, den Anspruch durchzusetzen. Die Behörde entschied in eigener Sache und in letzter Instanz.

Der auf diese Weise hergestellte Rechtsfriede hatte selbstverständlich eine theoretische Begründung: die prinzipielle Identität gesellschaftlicher und persönlicher Interessen im real existierenden Sozialismus. Zwar wurden Konflikte zwischen Staat und Bürger damit nicht geleugnet, aber sie wurden darauf zurückgeführt, daß das Individuum seine eigenen Interessen noch nicht zutreffend erkannt habe. Mit den Worten des DDR-Juristen Baranowski: »Der Schutz der Rechte der Bürger ist in erster Linie Weiterführung des sozialistischen Vergesellschaftungsprozesses des Menschen. Je umfassender dieser Prozeß unter Führung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands vollzogen wird, um so besser werden die Rechte der Bürger geschützt, um so allseitiger und inhaltsreicher entwickelt sich die sozialistische Persönlichkeit.« Anders gesagt: geschützt waren Ansprüche der Betroffenen nur, wenn sie nicht geltend gemacht wurden.

Hat sich auch hier mit den Jahren nichts verändert, von Anfang bis Ende Willkür in Form von Gesetzen? Seit 1972 ließ die Partei die Wissenschaft eine Rehabilitation des Rechtswegs prüfen. Am 1. Juli 1989 traten schließlich Regelungen über die »gerichtliche Nachprüfung von Verwaltungsentscheidungen« in Kraft. Die Spätgeburt des vergreisten Systems feierte SED-Justizminister Hans-Joachim Heusinger mit den Worten: »Die Rechtssicherheit der Bürger unseres Landes wird ständig vervollkommnet.« Die Wahrheit sagte ein Jahr später – nach der »Wende« – ein Staatssekretär im Justizministerium. Die Gesetze seien, »was den Umfang der Nachprüfung

in qualitativer und quantitativer Hinsicht anbelangt, nur ein erster, bescheidener Schritt und bedürfen schnellstens der Erweiterung«.

> »An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung der freien Entwicklung aller ist.«
> Karl Marx und Friedrich Engels, *Kommunistisches Manifest*

»Rechtsstaat DDR« – lässig getragener Schafspelz eines frivolen Wolfs, der sich seiner Nacktheit nie eigentlich schämte. Unter dem Banner des »real existierenden Sozialismus« wimpelte die Fahne der Gerechtigkeit 40 Jahre lang auf Halbmast. So war das von Anfang bis Ende – wer bei der Strophe »Brüder, zur Sonne, zur Freiheit« gen Westen schaute, hatte das Recht auf Licht und Bewegung für Jahre verwirkt. Die Forderung, Freiheit müsse immer die Freiheit des anderen sein, wurde unter der Führung der SED auf zynische Weise eingelöst.
Wo bleibt das Positive? Nun gut, mit dem Rechtsstaat war es nicht weit her. Doch den Sozialstaat und seine guten Gesetze, hat es ihn nicht gegeben? War das Recht auf Arbeit, Wohnung und Bildung denn gar nichts? Und war nicht die Freigabe des Schwangerschaftsabbruchs ein bemerkenswerter Tribut an das Selbstbestimmungsrecht der Frauen? (Gegner des ADAC dürfen an dieser Stelle auf das 100-km/h-Tempolimit auf DDR-Autobahnen, Antialkoholiker auf das Null-Promille-Gebot verweisen.)
Auch das war nur Schafspelz. Das Recht auf Arbeit – nicht einklagbar – war in Wahrheit Pflicht, deren Verweigerung als »Arbeitsscheu« geahndet werden konnte. Das Recht auf Wohnung vollzog sich durch Zuteilung des Wohnraums nach freiem Ermessen der Behörden – sein tatsächlicher Wert zeigt sich in der urbanistischen Katastrophe, die das städtische Leben zum Erliegen brachte und die Häuser zu Behausungen verkommen ließ. Hinter dem Recht auf Bildung verbarg sich die Verpflichtung zur Teilnahme am »einheitlichen sozialistischen Bildungssystem«, die dem Staat die »schöpferische« Mitwirkung seiner Bürger »an der Entwicklung der sozialistischen Demokratie« garantieren sollte. Bleibt der straflose Schwangerschaftsabbruch – die Diktatur über das Proletariat hatte doch ihr Gutes.
War es das oder war da noch was? Da war auf den Straßen von Berlin und Leipzig der Ruf »Wir sind das Volk«. Als im Herbst 1989 die Werktätigen mit dieser Losung ihren Vortrupp in die Etappe schickten, forderten sie nicht nur Menschen- und Bürgerrechte, das Ende der Gesinnungsjustiz und der Behördenwillkür. Erst verhalten, dann immer lauter – parallel zum Fortgang der deutschen Vereinigung – verlangten sie die Anerkennung ihrer

sozialen Rechte, riefen die Staatsgewalt an ihren Ursprung – das Volk – zurück. Durchaus zeitgemäße Forderungen, denn mit der Auflösung der DDR haben dort nicht nur die Freiheitsrechte Einzug gehalten. Als deren elende Begleiter im Gefolge haben die Bürger der DDR – bedroht von Arbeitslosigkeit und (noch größerer) Wohnungsnot – den mangelhaften Kündigungsschutz für Arbeitnehmer und Mieter erkannt: Was nützt das Recht auf Unverletzlichkeit der Wohnung im Obdachlosenasyl? Und eben erst aus ihrer unverschuldeten Unmündigkeit mit eigener Kraft befreit, sollen sie nun die Staatsgewalt wieder aus ihrer Obhut entlassen. Denn das Grundgesetz sieht dergleichen – soziale Rechte und das Plebiszit – nicht vor, das Grundgesetz, das hierzulande von vielen als säkulare Bundeslade verehrt und entsprechend verteidigt wird: jeder Änderungsvorschlag ein Sakrileg, jede Rechtserweiterung ein Übergriff auf geschützte Reservate. Doch unversehens wird nun die Zwei-Drittel-Gesellschaft der Bundesrepublik in ihrer Majorität bedroht, 16 Millionen arme Brüder und Schwestern gefährden die satte Zufriedenheit und pochen auf Rechte, derer die Mehrheit hierzulande nicht bedurfte. Die Erfahrungen aus 40 Jahren Rechtsstaat DDR und die Angst vor dem Sozialstaat Bundesrepublik vereinen sich im Ruf nach Selbstbestimmung. Wer will sie verweigern?

Manfred Bierwisch
Wissenschaft im realen Sozialismus

1.

»Wüste« war eine Notiz zur Kritik der DDR-Wissenschaft in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 21. Juni 1990 überschrieben, in der über die Meinungsbildung der Max-Planck-Gesellschaft zum angegebenen Thema berichtet wurde. Nun waren die tatsächlich vorgetragenen Meinungen, die die *FAZ* verkürzt zusammenfaßt, zwar deutlich und besorgt, aber in Wahrheit kritisch differenziert. Die Vermutung der Wüste galt nur den realsozialistischen Gesellschaftswissenschaften. Dennoch zeigt die einigermaßen ratlose Reaktion eins der vielen fatalen Probleme an, die der Zusammenbruch des realen Sozialismus hinterlassen hat und die in Wahrheit die ganze Zeit sichtbar waren. Verwirrt zeigen sich vor allem die im doppelten Sinn betroffenen Wissenschaftler der DDR, die sich gegen die Kritik zu schützen versuchen mit dem Gedanken, daß es in der Wüste interessante Oasen gibt, in denen womöglich anderwärts nicht zu findende Pflanzen gedeihen. Aber auch die außenstehenden Gutachter, die demnächst den Schaden besichtigen werden und helfen sollen, Wege zu seiner Beseitigung zu finden, werden sich in schwierige und undurchsichtige Verhältnisse verwickelt finden. Obwohl die allgemeine Misere des realen Sozialismus offensichtlich und inzwischen bis zum Überdruß beschrieben worden ist, mag deshalb der Versuch sinnvoll sein, einige der Bedingungen und Deformationen des realsozialistischen Wissenschaftsbetriebs aus der Sicht eines betroffenen Außenseiters zu erläutern.

Wie überall sind auch in diesem Gebiet Verallgemeinerungen, ohne die es freilich nicht geht, problematisch und nur mit Vorbehalt möglich, ich werde mich deshalb an belegbare und mir zugängliche Ausschnitte halten. Im Ganzen sind die Verhältnisse der einzelnen Disziplinen zu verschieden, die Umstände in den Phasen der Etablierung, des Monopols und der Sklerose der Parteiherrschaft zu unterschiedlich, um in zusammenfassenden Formeln erfaßbar zu sein. Dennoch gibt es einige allgemeine Feststellungen, die ohne Einschränkung zu machen sind und durchaus Gewicht haben. Eine davon ist diese: Was immer in der DDR und im realen Sozialismus insgesamt wissenschaftlich geleistet wurde, ist trotz der offiziellen Politik der

Staatspartei entstanden, nicht durch sie. Das gilt gerade auch für die von ihr besonders beanspruchten Disziplinen der Geistes- und Sozialwissenschaften. Das wird noch zu erläutern sein.
Ebenso uneingeschränkt ist die Feststellung, daß die wissenschaftlichen Leistungen wie überall unterschiedlich waren. Es gibt glänzende Höhepunkte, allerdings zu wenige. Aber die sowjetische Mathematik etwa ist aus dem internationalen Bestand des Feldes nicht wegzudenken. Es gab Mittelmäßigkeit wie überall, allerdings erdrückend viel aus Gründen, über die zu sprechen ist. Und es gab auftrumpfende Banalitäten, die als Wissenschaft nur ihrem herrschsüchtigen Anspruch nach, nicht aber wegen ihres Inhalts zu betrachten sind.

2.
Wie alles in seinem Herrschaftsbereich hat der reale Sozialismus auch die Wissenschaft unter flächendeckende Aufsicht genommen. Das entscheidende Mittel dieser Aufsicht war die Personalpolitik, deren besonderer Herrschaftscharakter in dem Unterordnung erheischenden Ausdruck *Kaderpolitik* deutlich gemacht wurde. Sie diente der Durchsetzung der führenden Rolle der Partei von der Führungsspitze bis in die letzten Verästelungen des Wissenschaftsapparats. Sie war die Garantie, daß Themen und Inhalte von Forschung und Lehre, Stellenbesetzungen und wissenschaftliche Laufbahnen der strikten Kontrolle der Partei untergeordnet waren. Der Walter Ulbricht zugeschriebene Leitsatz »Es soll demokratisch aussehen, aber wir müssen alles fest in der Hand haben, ja!« wurde im Laufe der Jahre höchstens in seinem ersten Bestandteil vernachlässigt. In der Wissenschaft sah das dann so aus:
Das Jahrbuch 1987 der Akademie der Wissenschaften der DDR führt auf Seite 9, unmittelbar nach dem Inhaltsverzeichnis, das Präsidium auf, beginnend mit dem Präsidenten Professor Dr. sc. med. Dr. sc. mult. Werner Scheler, gefolgt vom 1. Sekretär der SED-Kreisleitung AdW Professor Dr. phil. Horst Klemm, danach die vier Vizepräsidenten, der Generalsekretär, die Leiter der Forschungsbereiche, die Vorsitzenden der Klassen und der Sekretär des Präsidiums. So ist es im Akademie-Verlag veröffentlicht und sollte von jedem zur Kenntnis genommen werden. Die Einordnung des Parteisekretärs, dessen akademische Titel, wie jeder wußte, nur seiner Funktion zuzuschreiben waren, mag mancher peinlich gefunden haben. Dabei wahrt die verräterische Aufzählung, die gerade noch dem Präsidenten den Vortritt läßt, nur mit Mühe den Schein. Denn obwohl außer dem Parteisekretär auch der Präsident und der eine oder andere staatstragende Akademiker Mitglied des Zentralkomitees der SED waren – der wirkliche

Statthalter des Parteiapparats in der Akademie, der eigentliche Repräsentant der Macht, war der 1. Sekretär der Akademie-Parteileitung. Er bestimmte, was im Hause zu geschehen hatte, keine Berufung, keine Ernennung, keine irgend bedeutsame Entscheidung fand ohne Billigung der Parteileitung statt. Der Präsident und alle anderen Herren des Präsidiums nahmen die Weisungen des Parteisekretärs entgegen, notierten pflichtbewußt seine Hinweise, wenn er Vortrag hielt.

Die Akademie war in dieser Hinsicht kein Sonderfall. Jede Universität, jedes größere Institut hatte seine Variante des gleichen Themas, die sich nur im Detail, vielleicht im persönlichen Stil unterschied. Das Thema hieß »die führende Rolle der Partei«. Gewiß gab es Ausnahmen, einzelne Inseln, die auf die eine oder andere Weise, bei der immer persönliche Hartnäckigkeit das Entscheidende war, der Verfügung des Parteiapparats sich entzogen. Die allgemeine Bevormundung der Wissenschaft, die fest zum Programm der Partei gehörte, wurde durch solche Einzelfälle nicht aufgehoben.

Das beinahe schon legendäre Beispiel erfolgreicher Widersätzlichkeit ist die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina zu Halle, deren langjähriger Präsident Kurt Mothes in Anwesenheit des Generalsekretärs der SED öffentlich zu bezweifeln wagte, daß Männer wie Karl Marx einen Platz an den Universitäten der DDR hätten finden können. Die Akademie der Wissenschaften der DDR, die, nicht aus Bescheidenheit, sondern als Zeichen herrschaftsbetonter Abgrenzung, den Namen *Deutsche Akademie der Wissenschaften* ablegte, hat solche widersätzliche Präsidenten nicht gehabt, konnte sie wohl auch nicht haben, denn sie war nicht nur eine Gelehrtengesellschaft, sondern zugleich ein großer, im Laufe der Zeit unförmig gewordener Apparat institutionalisierter Forschung, der kein Freiraum außerhalb der Verfügung der Partei bleiben durfte. So hat denn ihr Präsident willfährig die jeweils erwarteten Entscheidungen getroffen und zum Beispiel die großen Abtrünnigen Bloch und Havemann aus der Akademie ausgeschlossen, auch ohne und gegen das Votum des Plenums der Mitglieder.

Zwei Faktoren haben die weitgehende Entmündigung der Wissenschaft bewirkt: der ideologische Führungsanspruch der Partei und das allgemeine Herrschaftsgefüge des Partei-, Staats- und Sicherheitsapparats. Im Wissenschaftsalltag waren sie bis zur Ununterscheidbarkeit verquickt. Einige Facetten dieses Zustands will ich im Folgenden erläutern.

3.

Ein tragendes Moment im Führungsanspruch der Partei war die prätendierte Wissenschaftlichkeit ihrer Ideologie. Der fragwürdige Inhalt dieses Anspruchs muß hier nicht erörtert werden, obschon zu fragen wäre, ob

nicht eben dieser Anspruch selbst der Wissenschaftlichkeit widerspricht. Zu erörtern sind aber die Folgen der Tatsache, daß der Anspruch schon früh zum bloßen Mythos abgesunken ist. Angelegt war dieser Verfall vermutlich bereits in Polemiken wie Lenins *Empiriokritizismus*, jedenfalls aber in deren Erhebung in den Rang kanonischer Schriften, deren Exegese an die Stelle des unabhängigen, wissenschaftlichen Diskurses trat. Endgültig verabschiedet wurde der Schein der Wissenschaftlichkeit mit dem auftrumpfenden Dilettantismus in Stalins Elaboraten über die Sprachwissenschaft, die politische Ökonomie des Sozialismus und einiges mehr.

Folgenreich war nicht so sehr der banale, ja unhaltbare Gehalt dieser Schriften, auch nicht der nachgerade religiöse Anspruch, der mit ihnen verbunden wurde, sondern die Deformation in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung, die sie bewirkten. Über Jahre haben auch ernstzunehmende Autoren sich dazu bequemt, offenbare Trivialitäten und bare Inhaltslosigkeit wie gültige Einsichten zu behandeln. Der Rückblick auf diese Periode ist, wie man weiß, peinlich.

Natürlich gehören die Zeiten, in denen Abhandlungen über schöne Literatur, Logik, Biologie oder beinahe beliebige andere Themen mit blamablen Zitaten aus Stalins Werken geschmückt waren, einer schon lange als finster geltenden Vergangenheit an. Aber von der gespaltenen Moral, dem Verlust an rationaler Verbindlichkeit, die damit eingeübt wurden, hat sich der realsozialistische Wissenschaftsbetrieb nie mehr wirklich erholt. Die wohlfeilen Beteuerungen, die unseriöse Beflissenheit sind zum Kennzeichen parteilicher Wissenschaft geworden und bis zu deren Zusammenbruch geblieben. Belege dafür sind wohlfeil. Im obengenannten Jahrbuch etwa heißt es (S. 117):

»Die Tätigkeit des Zentralinstituts für Geschichte (ZIG) war 1987 ausgehend von den Beschlüssen des Parteitags der SED darauf gerichtet, unter besonderer Beachtung der historischen Erbeerschließung und Traditionspflege seinen Beitrag zur weiteren Ausprägung und Verbreitung des marxistisch-leninistischen Geschichtsbilds zu leisten sowie Qualität und gesellschaftliche Wirksamkeit der Forschungen und Publikationen zu erhöhen.«

Natürlich wäre es absurd, anzunehmen, daß an allen Akademieinstituten und Universitäten lediglich von Parteitagsbeschlüssen ausgegangen und an der Ausprägung und Verbreitung des marxistisch-leninistischen Weltbilds gearbeitet wurde. Nicht einmal für das Zentralinstitut für Geschichte wäre das zutreffend. Aber die Bereitschaft wissenschaftlicher Verantwortungsträger, ihre Arbeit auf diese Weise zu interpretieren, macht den Verlust wissenschaftlicher Unabhängigkeit deutlich. Der beflissene und weithin

unehrliche Umgang mit den m.-l. Versatzstücken, der von der Führung verlangt und von vielen achtlos mitvollzogen wurde, ist eins der spezifischen Symptome des parteilichen Verständnisses von Wissenschaft. Wenn auch die Versatzstücke mit der zunehmenden Sklerose des Systems immer blasser wurden und viel von ihrer aufdringlichen Selbstgefälligkeit verloren, der Verzicht auf Authentizität, den sie in den offiziellen Wissenschaftsbetrieb gebracht hatten, bestimmte dessen Charakter bis zum Ende.

Die aufgrund von Einmischung, angestrengter Gläubigkeit und vorauseilendem Gehorsam funktionierende Bevormundung hat die verschiedenen Bereiche der Wissenschaft sehr unterschiedlich betroffen. Während die sogenannten Gesellschaftswissenschaften von der Philosophie bis zur Geschichtswissenschaft und Soziologie umstandslos als ideologische Domäne der Partei betrachtet wurden, war man, wenn auch eher widerwillig, bereit, den Naturwissenschaften die Existenz ideologieunabhängiger Probleme und Gesetzmäßigkeiten zuzubilligen. Schließlich ist eine Industriegesellschaft ohne einigermaßen funktionierende Technologie nicht möglich. Die Versuchung zur Einmischung hat allerdings auch da immer wieder seltsame Situationen geschaffen. Gemeint ist nicht das durchaus politische Aufbegehren von Physikern wie Havemann oder Sacharow, sondern die ideologische Verdächtigung, die die Relativitätstheorie, die moderne Genetik oder die Kybernetik zu Zeiten erfahren haben. Erst zu Beginn der sechziger Jahre wurde das Verdikt, das die Kybernetik zu einer bürgerlichen Pseudowissenschaft erklärte, endgültig aufgegeben. Und mit den philosophischen Konsequenzen moderner Naturwissenschaften ebenso wie mit ihrer analytischen Vorgehensweise haben sich die Scholastiker des dialektischen Materialismus bis zum Ende schwer getan.

Unklar und damit eine beständige Einladung zur Einmischung waren die Grenzgebiete, Psychologie etwa oder Sprachwissenschaft. Daß letztere zum Beispiel nicht in den Freiraum unparteilicher Naturgesetzmäßigkeit falle, hat mir ein durchaus überlegter, hoher Wissenschaftsfunktionär mit dem als eher unwillkommenes Zugeständnis gemeinten Hinweis »Fallgesetz ist Fallgesetz« klarzumachen versucht. Ich bin nicht sicher, ob ihn die Entgegnung »Auslautverhärtung ist Auslautverhärtung« überzeugt hat. Beflissene, von der Gunst der Partei lebende Sprachwissenschaftler, die dergleichen als Gefährdung ihres sorgfältig ausgebauten Herrschaftsanspruchs ansehen mußten und deshalb eifersüchtig verfolgten, gab es genug. Die aus solchen Ansprüchen, dürftigen Ideologemen, die der Partei angetragen wurden, und aus der unermüdlichen Wachsamkeit gegen bürgerliche Einflüsse gespeisten Verdächtigungen und Intrigen kennzeichneten einen großen Teil des sozialistischen Wissenschaftsalltags. Die Kette der Pseudodebatten ist endlos,

von Dauerbrennern wie der Psychoanalyse und der analytischen Philosophie bis zum Strukturalismus oder dem New Criticism.
Ob aber als ideologiefrei konzediert oder in direkter weltanschaulicher Obhut der Partei, jede Disziplin hatte in der Abteilung Wissenschaft des ZK ihren zuständigen Sachwalter, der mit Hilfe des jeweiligen wissenschaftlichen Rates für die parteigemäße Ordnung sorgte. Nicht immer war dieser Sachbearbeiter, wie im Falle der Sprachwissenschaft, ein zu sonst nichts tauglicher Versager. Das letzte Wort hatte er allemal, und das konnte über Wohl und Wehe einer Disziplin entscheiden. Aber dieser Punkt gehört bereits zur Verquickung des ideologischen Monopols mit den allgemeinen Mechanismen der Machtausübung.

4.
Wissenschaft ist ihrer Natur nach ein kreativer und diskursiver Prozeß, die Gelehrtenrepublik war seit je eine internationale, nicht in Staatsgrenzen einzubindende Kommunikationsgemeinschaft. Wie kann eine autoritär-administrative Staatsmacht mit diesen Bedingungen leben? Sie kann es in Wahrheit nicht, also versucht sie, das ihr unerläßlich erscheinende Maß an Verständigung unter strikte Kontrolle zu bringen.
Die allgemeinen Mechanismen der Kontrolle und Unterdrückung sind längst bekannt und bis zur Ermüdung erörtert worden. Sie reichen auch im Bereich der Wissenschaft von physischer Vernichtung in den Zeiten des Hochstalinismus, etwa im Fall der sowjetischen Genetik, bis zur ordinären Bespitzelung, die umso perfekter wurde, je weiter die Sklerose des Systems voranschritt.
Hinzu kam aber ein ganzes System wissenschaftsspezifischer Gängeleien, die die für Forschung und Lehre nun einmal nicht zu vermeidende Zirkulation von Personen und Meinungen in die zulässige Ordnung zu bringen hatten. Ihr diente ein immer dichter werdendes Netz von Regelungen und Ordnungen, die bestimmt waren, erwachsene Menschen zu verunsichern und buchstäblich zu entmündigen. Da gab es nicht nur eine Hausordnung, die dafür sorgte, daß nicht etwa besessene Forscher nachts oder am Wochenende in ihrem Büro oder Labor Unbeachtetes trieben. Eine Besucherordnung schrieb unter anderem Folgendes vor: »Mit Besuchern aus nichtsozialistischen Ländern und Westberlin dürfen Gespräche und Verhandlungen nur auf der Grundlage bestätigter mündlicher oder schriftlicher Besucherdirektiven geführt werden. Es ist generell untersagt, diese Besucher ohne Zustimmung des Direktors in den Räumen des Instituts zu empfangen, auch nicht zu Gesprächen privaten Inhalts.« Und so weiter.
Eine Postordnung sorgte dafür, daß auch angesehene Gelehrte, sofern sie

nicht Direktoren waren, und das fiel häufig genug nicht zusammen, ihre Briefe geöffnet, kontrolliert und mehrfach registriert vorfanden. Eine Anlage zur Postordnung setzte sogar die »Unterschriftsberechtigten im Schriftverkehr mit Einrichtungen und Personen in der BRD und Westberlin« fest. »In Einzelfällen kann der Personenkreis durch den Direktor erweitert werden.«

Eine Telephonordnung, die Ferngespräche nach nichtsozialistischen Staaten auf den Apparat des Direktors einschränkte, legte außerdem fest: »Dienstliche Telefongespräche nach nichtsozialistischen Staaten und Berlin (West) von privaten Fernsprechanschlüssen aus sind untersagt. Über begründete Ausnahmen entscheidet der Direktor im Einzelfall.«

Eine langwierige Publikationsordnung schließlich, die von Veröffentlichungen grundsätzlich »ein hohes wissenschaftliches und ideologisches Niveau« verlangte, bestimmte: »Alle Publikationen im Ausland einschließlich Vorträge und Vorlesungen, alle Publikationen in der DDR von besonderer wissenschaftlicher Bedeutung, Herausgeberschaften sowie Lehrtätigkeit bedürfen der Zustimmung des Direktors.«

Natürlich konnte man sich über all dies hinwegsetzen und mußte das schon im Interesse des überforderten Direktors tun. Aber gewollt war die Entmündigung. Und faktisch spielte sich ein großer Teil des wissenschaftlichen Betriebs in der Illegalität ab. Denn natürlich habe ich zu Hause Dienstgespräche geführt, ungemeldete Besucher empfangen und ungenehmigte Briefe geschrieben. Selbst für Publikationen fanden sich die merkwürdigsten Camouflagen.

Das entwürdigendste Problem aber war ohne Frage das der Reisen ins westliche Ausland, für das es nicht einmal eine Ordnung, wohl aber ein ausgeklügeltes Kastensystem von Einzelreisenden, Reisekadern, Auslandskadern und Auslandskadern mit Begleitung über den Parias der Reiseunmündigen gab. Die Verwerfungen, die dieses System von Gnadenerweisen im wissenschaftlichen Alltag hervorgerufen hat, sind nur schwer zu beschreiben; der Schaden, den es angerichtet hat, ist kaum zu erfassen.

Das System von Schikanen und Gnadenakten, als die ganz normale Tagungsbesuche oder Studienreisen gewährt wurden, war mit der gänzlich undurchsichtigen und sich endlos hinschleppenden Klassifizierung in einem der Privilegienränge keineswegs abgeschlossen. Ein verwickeltes Verfahren der Verschleppung bei der Erwirkung der notwendigen Visa, für die stets die jeweilige Botschaft verantwortlich gemacht wurde, machte eine Reise oft auch dann noch zu einer bis zur letzten Stunde ungewissen Gnade, wenn der Reisende sich längst im Stande der Mündigkeit wußte.

Hinter all dieser – noch immer unvollständig beschriebenen – peinlichen

Gängelei steckt neben der intendierten und sich verselbständigenden Machtdemonstration, zu der alle bürokratischen Apparate tendieren, das existentielle Trauma der DDR: der andere deutsche Staat, den alle, auch die Träger der Macht, für den besseren hielten, allen gegenteiligen Bekundungen zum Trotz. Dieser Geburtsfehler hat dazu geführt, daß der Staat seinen Bürgern das andere große Trauma zugefügt hat: die Mauer. Erst aus dieser doppelten Notlage erklärt sich die besonders bigotte Restriktivität der Wissenschaftsverwaltung in der DDR, die Polen und Ungarn, selbst die Tschechoslowakei nach der Okkupation so nicht kannten und die zumindest an Perfektion auch das viel grobschlächtigere System der sowjetischen Bürokratie übertraf.
Verhängnisvoll für die Wissenschaft war, daß der Bau der Mauer nicht nur physisch Kontakte und Bewegungsfreiheit unterband, sondern begleitet wurde von der in alle Bereiche eingreifenden Abgrenzungspolitik, die nur den Namen des bis heute erscheinenden Zentralorgans *Neues Deutschland* nicht erfaßte und schrittweise zu einer zweiten, subtileren Mauer in den Köpfen führte. Dieser von vielen erst heute durch seine Folgen schmerzlich wahrgenommene Prozeß ist noch gesondert zu betrachten.

5.
Die zur Schau gestellten, durch Unterschrift zu bestätigenden Herrschaftsinstrumente hatten eine erst nach dem Zusammenbruch des Regimes zum Vorschein kommende Kehrseite. Auch da gab es neben dem allgemeinen Überwachungsapparat, dessen Dienste vor allem, aber nicht nur für die Kaderklassifizierung herangezogen wurden, wissenschaftseigene Erfassungs- und Beurteilungsverfahren. Verschiedene Typen von Kaderakten enthielten die Dossiers, von denen Laufbahnen und Reisen, Berufungen und deren Unterbleiben abhingen. Der post festum gewährte Einblick in diese Dossiers macht jetzt deutlich, nicht nur zu welchen Peinlichkeiten honorige Leiter und Verantwortungsträger sich genötigt fühlten, sondern auch, welch unsinniger Aufwand an hochdotierter Arbeitszeit dafür getrieben wurde. Ob Ursache oder Folge dieses zwanghaften Beurteilungswesens: ein Teil des überdimensionierten Apparats hat hier seine Erklärung.
Ein eher komischer Zug dieser versteckten Berichtswelt ist die bis zum Kitsch gehende Ausschmückung persönlicher Details, mit deren Hilfe man sich der ganzen Person zu vergewissern hoffte. Ein wohl zwangsläufiges Moment einer solchen Schattenwelt ist die Heuchelei, mit der die verschiedenen Instanzen des Apparats sich gegenseitig betrogen. War es aus irgendwelchen Gründen wünschenswert oder unvermeidlich, einem nicht recht konformen Kandidaten eine bestimmte Klassifikation zu erwirken, mußte

dies mit entsprechenden Beschönigungen erreicht werden. In einem meiner Dossiers konnte ich, halb euphemistisch, halb denunziatorisch, lesen: »...hat in einigen Fragen ein distanziertes Verhältnis zur Politik unserer Partei. In seinen politischen Äußerungen bemüht er sich jedoch immer deutlicher, eine konstruktive Haltung einzunehmen.« Später bessert sich das Bild. Über etliche Jahre kehrt die Formel wieder: »...bemüht sich zunehmend, sein früher distanziertes Verhältnis zur Politik unserer Partei zu überwinden und eine konstruktive Haltung gegenüber den Grundsätzen und Zielen unseres Staates einzunehmen«. Schlimm bleibt auch an solchen betulichen Zurechtbiegungen die würdelose Verfügung über Meinungen und Haltungen, zu denen Direktoren sich verstehen zu müssen glaubten.

Ein keineswegs versteckter, aber ebenfalls mannigfache Deformationen erzeugender, wenngleich vergleichsweise harmloser Mechanismus war ein reiches Repertoire von Belohnungen und Prämien. Die in ritueller Weise an ganz beliebige Anlässe und Leistungen oder auch reine Geduld gebundenen Belohnungen, die in der Regel die Gewerkschaft zu vergeben hatte, ersetzten nicht nur ernsthafte Vergütungen. Schlimmer war, daß nicht wenige Wissenschaftler diese Art von Scheinbewertungen an die Stelle der einzig gültigen wissenschaftlichen Anerkennung, der durch die internationale Sozietät der Kollegen, treten ließen.

6.

All diese Mechanismen von Repression und Gängelei, Vergünstigung, Zurücksetzung und Scheinbelohnung waren allgemein und betrafen alle Disziplinen gleichermaßen, die Kernphysiker ebenso wie die Philosophen, die Informatiker wie die Mediziner.

Andere Behinderungen trafen die Disziplinen unterschiedlich. Die Rückständigkeit der technischen Ausstattung, der ständig zunehmende Abstand etwa vom internationalen Entwicklungsstand der Elektronik waren zwar ein allgemeines Handicap, behinderten aber die Naturwissenschaften und Informatiker schwerer als die Geistes- und Sozialwissenschaftler, die allerdings oft nur keine Gelegenheit hatten, zu erkennen, wie weit auch sie durch diese Entwicklung bereits geschädigt waren.

Eine andere, vor allem die Naturwissenschaften beeinträchtigende Einmischung der Partei betraf die zunehmende Zurücksetzung echter Grundlagenforschung. Eine an der geplanten Kommandowirtschaft orientierte Wissenschaftsplanung degradierte ganze Bereiche der Naturwissenschaft zu industrieabhängigen Ingenieurkomplexen. Inkompetenz der Führung und Willkürentscheidungen haben dabei nicht nur zum Desaster des Megabit-

chip geführt, sondern Deformationen erzeugt, die mit spezieller Sachkunde beschrieben werden müssen.
Ein eigenes Kapitel, das hier nicht behandelt werden kann, ist der Niedergang der Universitäten, die durch Verschulung des Lehrbetriebs und den Vorrang, der der Disziplinierung der Studenten gegeben wurde, die Einheit von Forschung und Lehre weitgehend zur traurigen Farce werden ließen. Nicht nur die Studenten haben in zwar luxuriös kleinen, aber vom internationalen Gang der Wissenschaft weitgehend abgeschnittenen Seminaren die Faszination echter Forschung kaum erfahren können. Auch für die Lehrer war die Möglichkeit innovativer Forschung ein rarer und schwer zu erkämpfender Sonderfall. Die Mehrzahl hat der Bequemlichkeit nachgegeben.
Zwei Dinge aber haben überall gegolten, gleichgültig in welcher Disziplin und welcher Institution: der Mangel am elementaren Handwerkszeug, von der Bibliotheksausstattung bis zum Kopiergerät, und das Mißverhältnis von Aufwand und Leistung, von der Größe des Apparats und dem wissenschaftlichen Effekt.
Das oben erwähnte Jahrbuch der Akademie verzeichnet selbstbewußt das jährliche Anwachsen der Zahl der Mitarbeiter auf schließlich mehr als 24000. Die am ehesten vergleichbare Institution der Bundesrepublik, die Max-Planck-Gesellschaft, die etwa die gleiche Zahl von Instituten unterhält, beschäftigt 13000 Mitarbeiter. Zahlenvergleiche dieser Art sind problematisch. Dennoch stellen die Mitarbeiter der Akademie bestürzt fest, daß kaum bestreitbares Einvernehmen darüber besteht, daß der Koloß mindestens doppelt so groß ist, wie er sein dürfte, selbst wenn seine Institute in besserer Verfassung wären, als sie sind.
Der Mangel an elementarer Ausstattung und Infrastruktur und die Überdimensionalität des Personalbestandes, die Vergeudung von Arbeitskraft und Leistungsmöglichkeit sind das, was die Wissenschaft mit der Desorganisation und organisierten Verantwortungslosigkeit des realen Sozialismus allgemein teilt.
Die Bilanz der Universitäten ist schwieriger, aber es ist ruchbar geworden, daß sie, auch quantitativ, nicht besser ausfällt.
Wie also ist ernsthafte Wissenschaft trotz all der Deformationen, Mängel und Bevormundungen möglich gewesen? Das ist wahrscheinlich die eigentliche Merkwürdigkeit der DDR und des realen Sozialismus. Denn es hat sie gegeben, wenngleich nicht da, wo der Staat am nachdrücklichsten gewirkt hat. Auch nicht in isolierten Oasen, eher schon exterritorial, wie die berühmte Leopoldina, jedenfalls immer durch den ertrotzten Umgang mit der internationalen Sozietät der Wissenschaftler.

7.
Denn die DDR war keine Oasenlandschaft, sondern eher, wie Günter Gaus es beschrieben hat, eine Nischengesellschaft. Das gilt auch für ihre Wissenschaft, und das ist vielleicht das traurigste Kapitel an ihr.
Das nostalgische Idol der Solidarität und Wärme dieser Nischen ist mehrfach entidealisiert worden. Die Nähe der Bedrängnis und des Mangels ist keine Solidarität, wie sich bei deren Aufhören rasch herausstellt, sie war eher dumpf und von der gemeinsamen Frustration zusammengehalten. Ein gutes Ambiente für Wissenschaft jedenfalls sind Nischen nicht.
Hinzu kommt, daß all die Bevormundungen und Ersatzbelohnungen, die aufgedrängten und interiorisierten ideologischen Versatzstücke nicht so sehr Mittelmäßigkeit, sondern die Abschaffung der Maßstäbe bewirkt haben. Die innere Mauer der Abgrenzungspolitik, die ja auch die Bequemlichkeit erlaubte, sich der Anstrengung der internationalen Konkurrenz zu entledigen, hat dem am Ende unbemerkt Vorschub geleistet. So kommt es, daß in vielen der Nischen, in denen der Zugriff der Partei scheinbar neutralisiert war, deren Herrschaft sich noch einmal in Gleichgültigkeit und Verzicht reproduziert hat. Dies ist eine ganz andere Version des Topos von der Einheit von Opfer und Täter. Nicht daß die halbe Bevölkerung aus Denunzianten oder Opportunisten bestanden hätte, was so gar nicht stimmt, ist hier das Übel, sondern daß die gegängelten Wissenschaftler sich am Ende mit ihrer Unmündigkeit eingerichtet haben. Das unbestimmte Gefühl der Ungerechtigkeit, das nun viele befällt, da normale Maßstäbe an sie gelegt werden sollen, ist ebenso begründet wie chancenlos.
Verschlimmert wird das alles dadurch, daß die Zeit der Repression zu lange gedauert hat. Ein Lebensalter von Gewohnheiten, in die viele sich mehr oder weniger unfreiwillig geschickt haben, läßt sich kaum mehr rückgängig machen, auch wenn die Zwänge vorbei sind. Das Versäumte hinzulernen können die Vierzigjährigen nur mühsam, die Fünfzigjährigen kaum, den Älteren wird der Vorruhestand angetragen. Diese Schäden werden vor keinem Wiedergutmachungsausschuß verhandelt werden. Die eigentliche Ungerechtigkeit liegt darin, daß nun die Opportunisten, die laut Postordnung zeichnungsberechtigt waren, die als klassifizierte Kader wenigstens etwas von der Welt gesehen und einige, wenn auch mißtrauische, Bekannte haben, einen Vorsprung nutzen, der ihnen kaum genommen werden kann.

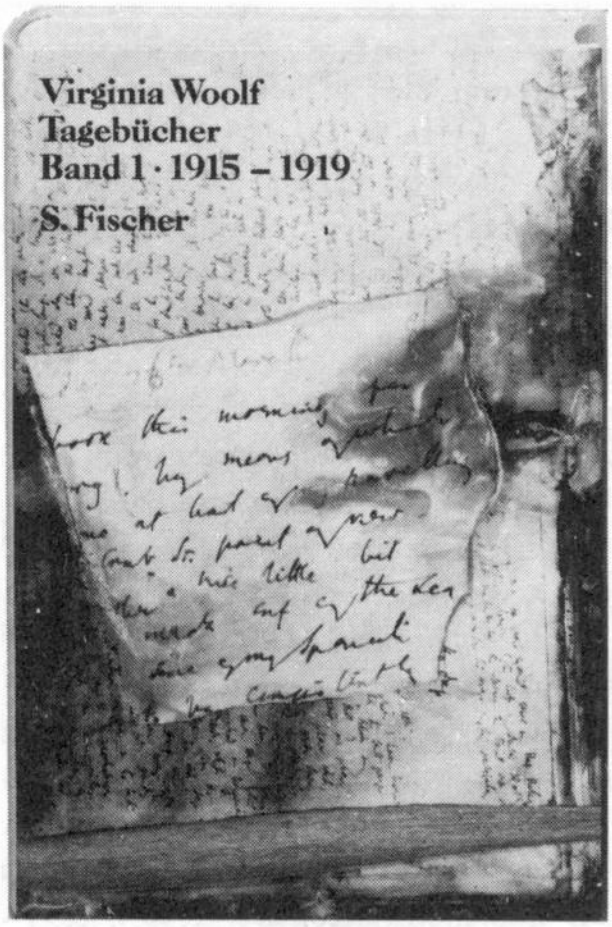
8.
Kaum zu entwirren ist auch die andere Seite, die der staatstragenden und amtlich erfolgreichen Wissenschaftler. Gewiß war es eine strikte Maxime der Kaderpolitik, daß im Zweifelsfall Parteizugehörigkeit oder doch Loya-

lität vor Kompetenz ging. Aber Professoren und Direktoren wurden nicht darum berufen, weil ihnen fachliche Kompetenz abging. So haben neben bloßen Karrieristen immer auch bedeutende Gelehrte, Gläubige und Skeptiker, von der Partei geförderte Laufbahnen gemacht. Und einige Außenseiter wurden geduldet, auch wenn sie den Normen nicht entsprachen. Kein Ehrenausschuß kann hier die Grenzen ziehen. Im günstigen Fall wird das Wieder-in-Kraft-Treten normaler wissenschaftlicher Maßstäbe entscheiden. Freilich werden kaum alle Etablierten diesen Maßstäben sich stellen, und schon gar nicht aus freien Stücken. Auch hier hat die zu lange Dauer der Deformation Tatsachen geschaffen, die kaum mehr umkehrbar sind. Dem Erbe des Prof. Dr. Horst Klemm und all der anderen Parteisekretäre wird man vermutlich noch eine ganze Weile begegnen und sich irritiert abwenden.

Und die Zwänge der Kaderpolitik haben auch hier noch eine verhängnisvolle, kaum reparable Kehrseite. Jede lediglich dem Apparat geschuldete Berufung, jede Karriere, die durch Opportunismus erkauft oder durch Intrigen bewerkstelligt wurde, hat andere Laufbahnen behindert oder zerstört. Viele der so Zurückgesetzten haben auf die eine oder andere Weise das Land verlassen. Auszugleichen sind dergleichen Schäden nicht, auch wenn wissenschaftliche Rechte und Würden wieder nach kontrollierbaren Maßstäben vergeben werden.

Die Altlasten der Wissenschaft sind nur bedingt zu entsorgen. Die Gutachter, die sich darum mühen werden, haben harte Arbeit zu leisten. Was von der Wissenschaft in der zum kaum beklagbaren Abriß anstehenden DDR Bestand haben wird, ist für die vergeudete Zeit und Kraft zu wenig, aber womöglich mehr, als in den Turbulenzen des Abrisses erwartbar scheint. Es wird allemal von denen stammen, die mit oder ohne Parteiabzeichen Bürger der internationalen Gelehrtenrepublik waren, nicht von denen, auf denen der Segen der Partei ruhte. Die Weltbürger, so ist zu hoffen, werden die Zukunft prägen. Und jene Studenten, die voller Empörung feststellen, was sie alles bisher nicht gelernt haben.

Virginia Woolf · Tagebücher Band 1: 1915-1919



592 Seiten. Leinen. DM 78,–

Die posthume Veröffentlichung der fünf Bände der Tagebücher Virginia Woolfs ist ein literarisches Ereignis. In ihnen zeigt sich das unbekümmerte und erfrischende Tempo des Notierens, die Brillanz der Beschreibung und ausgelassene Indiskretion; zugleich aber sind sie von einer ganz eigenen poetischen Schönheit – der nie versiegende Gedankenstrom wird immer von nachdenklichen, reflektierenden Passagen unterbrochen.

»Dies ist das letzte bedeutende Werk Virginia Woolfs, das der Öffentlichkeit übergeben wird. Indem ich es ein bedeutendes Werk nenne, möchte ich nicht nur darauf hinweisen, daß es sich dabei um ein umfangreiches Werk von großer historischer und biographischer Bedeutung handelt (soviel ist sicher und offensichtlich), sondern auch, daß es in seiner Gesamtheit gesehen ein Meisterwerk ist.«
Quentin Bell

S. Fischer

Wolfgang Höbel
Unorganisierte Maßnahmen
Theatersplitter aus der DDR

Endlich: Stalinisten im Salon. Der große Showdown vor sozialistischer Trümmerlandschaft. Zwei Männer treten an zum Clinch ohne Bodyguards und Bandagen. Opfer gegen Täter, Gut gegen Böse. Immer wieder haben wir uns die Szene vorzustellen versucht, mit der lüsternen, leicht perversen Vorfreude der sicheren Beobachter haben wir uns ausgemalt, wie die beiden Helden zur finalen Abrechnung aufeinanderprallen. Wie sie sich ineinander verkrallen, mit Worten, Schlägen und Schußfeuerwaffen (so heißt das hinterher immer im Amtsdeutsch der Polizeiberichte) der Gerechtigkeit zum Sieg verhelfen. Ein schneller, scharfer Wortwechsel, kreisende Fäuste, feuerspuckendes Eisen. Das Licht verglimmt, der Vorhang senkt sich mit der allergrößten Langsamkeit, ein Streichquartett intoniert mit süßem Schmelz die Internationale.

Als es dann so weit ist, kommt, logisch, alles ganz anders. Statt Kämpferkluft tragen die beiden Kontrahenten gut sitzende Maßanzüge, statt klassenkämpferischem Liedgut dröhnt Rockmusik mit hämmerndem Rhythmus durch den Raum. Nicht Waffen halten die Männer in den Fäusten, sondern Wodkagläser. Ein Wiedersehen nach langen Jahren, die der Denunziant am Schreibtisch und im biederen Luxus der politischen Führungsklasse verbracht hat, während der Denunzierte im Gefängnis schmorte: Viel Zeit ist vergangen, Zeit, in der beim einen Schuldgefühle wuchsen und Zweifel, ob die Ziele der frühen Jahre nicht so falsch waren wie die brutalen Mittel, mit denen man sie verfolgte. »Ich will, daß du dein Urteil über mich sprichst«, fordert der Funktionär von seinem Gegenüber und bietet ihm die Wange zum ersten Schlag. Doch dem ist der Haß von einst längst zu kalter Verachtung geronnen, bald redet man nicht mehr über Folter und Verrat, sondern über Jugendstreiche und verlorene Ideale. Der Showdown ist mißlungen, weil auch der Täter vermutlich ein Opfer ist, und schuld war allein das System. Aus Wut wird Wehmut, und aus der Abrechnung eine lamentierende Verbrüderung.

Das Stück, das an diesem Abend im Ostberliner Maxim-Gorki-Theater aufgeführt wird, zumindest die Besucher aus dem Westen sind sich da ganz

sicher, muß von geradezu aufdringlicher Aktualität sein für die Bewohner des absterbenden DDR-Staatsgebildes. Warum nur will kaum einer Slavomir Mrożeks »Porträt« sehen, warum verlieren sich höchstens zwei Dutzend Zuschauer im geräumigen Parkett des in früheren Tagen oft hochgelobten Theaters? Und wieso erinnert die poststalinistische Duellszene so stark an jene obskuren Theatervergnügungen, denen sich die Touristen auf dem Kurfürstendamm ein paar Kilometer westlich hingeben? Hier wie dort: Boulevardtheater von triefender Nostalgie. Es liegt nicht allein am diskreten Plaudertonfall, in welchem man hier mit der Vergangenheit bricht; auch der modernistisch durchgestylten Salonbühne, einem Teppichboden-Alptraum samt Hausbar und High-Tech-Gestühl aus dem Ikea-Katalog, darf man nicht allzuviel Schuld anlasten, wenn man sich wie im westlichen Komödienhaus fühlt. Nein, die Menschen auf der Bühne spielen ihre stalinistischen Schurken etwa so, wie Harald Juhnke den kasperlnden Alkoholiker vorführt: Alle Voraussetzungen zu maximaler Glaubwürdigkeit sind da, doch auf der Bühne ist nichts davon zu sehen. Was dort gespielt wird, ist allenfalls eine ungelenk dargebotene Lachnummer, der Streit zwischen rührend lebensfernen Abziehbildern aus böser Zeit. Und was ein Boulevard zur Hölle sein könnte, wird so zur komödiantischen Demonstration eines Ausverkaufs. Dem DDR-Theater ist nicht nur die Kundschaft abhanden gekommen, es fehlen auch die Themen, von denen zu erzählen wäre.

Abgerechnet zwischen Siegern und Verlierern wird anderswo. Noch ist es hell draußen, und nur ein paar Schritte vom Theater entfernt, Unter den Linden, haben sich ein paar Tausend Menschen versammelt, um gemeinsam unter freiem Himmel zu singen und zugleich diesem Himmel zu danken. Eine Messe wird zelebriert. Daß die Kirchen den Niedergang des Sozialismus als Sieg des Christentums feiern, kann nur ein paar Erbsenzähler irritieren, die anklägerisch an die Appeasement-Politik der Kleriker gegenüber der abgetretenen Staatsführung erinnern: Dieser Triumph, um es mit den Worten Beckenbauers zu sagen, geht auch in dieser Höhe voll in Ordnung. Da tut es uns leid für den Rest der Welt, aber auch um die braven Pfarrer und Pastoren, deren Häuser bald ähnlich leer sein werden wie die der Kollegen im Westen – so leer eben, wie es die DDR-Theater jetzt schon sind.

Mitleid, so scheint es, ist in den Tagen des Zusammenwachstums eine plötzlich sehr wichtige deutsche Tugend. Mitleid mit Kamerun, Mitleid mit Christa Wolf, Mitleid mit Hans-Peter Minetti. Dieses Mitleid ist genauso billig wie die Unerbittlichkeit derer, die den Sieg ganz und gar auskosten

wollen: weil schließlich das überlegene System gewonnen habe; verdient, versteht sich. Wie aber die heute so Unerbittlichen argumentieren würden, wenn Kamerun, Christa Wolf und Hans-Peter Minetti auf der Seite des Siegers stünden, daran wollen wir lieber gar nicht denken.
Mitleid und Solidarität aus dem Westen benötigen fast alle, die in der DDR Theater machen, und zwar dringend, so heißt es immer wieder. Bekommen sie auch, denn Mitleid und Solidarität kosten nichts. In freundschaftlichen Grußadressen sagen Künstlerverbände aus der Bundesrepublik ihre Unterstützung für die (jaja: gemeinsame) Zukunft zu, schneidig artikeln die Journalisten. So schwärmt beispielsweise der Theatermann der *Frankfurter Rundschau* von »neuen Chancen« und »großen Hoffnungen«, auch will er verhindern helfen, »daß hier eine Theaterkultur als ganze zusammenbricht«. Was ist schützens- und erhaltenswert an den sogenannten Errungenschaften des sozialistischen Theaterwesens? Wie sollen die Zuschauer wieder in die Theater zurückgeholt werden? Dumm daran ist nur, daß die meisten Theatermacher in der Noch-DDR womöglich gar nicht mehr dazu kommen, sich Gedanken über ästhetische Denkmalschutzinitiativen und publikumsfreundliche Werbestrategien zu machen. Was fehlt, ist nämlich vor allem Geld. Bisher wurden die kleinen und großen Theater der DDR zentral und »großzügig«, so liest man immer, von den Ostberliner Kulturverwaltern bezuschußt. Nach der Vereinigung müssen die DDR-Bühnen, ähnlich den bundesdeutschen Schauspielanstalten, städtische und regionale Geldgeber finden. Einfach ist das nicht, vor allem deshalb, weil es im Verhältnis zur Einwohnerzahl eben viel mehr Bühnen gibt (oder gab) als in der Bundesrepublik. Der Geschäftsführer des Verbandes der Theaterschaffenden der DDR (ganz nebenbei, wir fordern: Auch der dreifache Genetiv muß nach der Vereinigung unter Denkmalschutz gestellt werden) ächzt über die »komplizierte Situation«. Klaus Pfützner heißt der Mann, und auch er beschwört das Jammerbild vom drohenden Ausverkauf: »Bei dem Gagengefälle in Richtung Osten werden uns viele Kollegen – und nicht die schlechtesten – in Richtung Westen verlassen.«

Besuch in der Kantine der Ostberliner Volksbühne. Ein muffiger Kellerraum, die Fenster gewähren immerhin einen Ausblick auf ebener Erde und lassen ein wenig Tageslicht hereinfallen. Groß und rund sind die Holztische in diesem seltsam zwielichtigen Raum, die braune Farbe blättert ab, nur vier oder fünf der Tische sind so früh, morgens um zehn, schon besetzt. Seit der Währungsumstellung sind erst ein paar Tage vergangen, und auch für die belegten Brote und den Kaffee in der Kantine muß man nun mehr zahlen als zuvor. Die 50 Pfennige für den Kaffee sind allerdings kaum überteuert,

oben im Foyer kostet eine Tasse viermal so viel. Übers Geld und über die Preise reden hier fast alle. »Ich wär ja bescheuert«, sagt ein junger, finster dreinblickender Mensch am Fenstertisch, »wenn ich hier im Osten einkaufen würde. Nach der Arbeit rüber zu Aldi, Kofferraum vollpacken, und wieder zurück. So spar ich fünfzig Mark die Woche.« Die Antwort seiner beiden Zuhörer ist wortlos, ein mürrisches Nicken. Wie es hier am Theater weitergehen soll, weiß keiner: Fest steht nur, daß der alte Intendant gehen wird, ein neuer ist noch nicht gefunden. »Die haben hier zehn Jahre Scheiße gemacht an diesem Haus«, sagt der Regisseur Frank Castorf, angeekelt und verächtlich. Frank Castorf hat in den vergangenen beiden Jahren in der Bundesrepublik eine für den westdeutschen Theaterbetrieb ziemlich typische Blitzkarriere gemacht, für viele ist er dort eine Art junger Wilder aus dem Osten. In der DDR wollte man sein schmutziges, aggressives, als »nihilistisch« verfemtes Theater lange Zeit nicht sehen und verbannte den jungen Regisseur in die Provinz, nach Anklam. Nun soll Castorf die Eröffnungsinszenierung der im Herbst beginnenden Spielzeit an der Volksbühne besorgen, Schillers »Räuber«. Anschließend will er am Ostberliner Deutschen Theater, wo Thomas Langhoff neuer Intendant wird, eine neue Stelle antreten, als Oberspielleiter.

Castorf ist an diesem Morgen gereizt, mit fahrigen Bewegungen verstrubbelt er seine langen dunkelblonden Haarsträhnen, auch die Brille sitzt ein wenig schief auf der Nase. Es ist nicht ganz klar, was Frank Castorf mehr nervt: der Westbesucher, der wieder mal den Theaterwilden aus dem exotischen Osten befragt, oder die Lethargie der Volksbühnen-Theaterschaffenden. Jedenfalls entschließt er sich, seinen Grimm an der »Trägheit« und »schleichenden Depression« der Volksbühnen-Beschäftigten auszulassen: »Boxer stehen nach einem K. o. wieder auf, die Leute hier nicht.« Den meisten Theatermenschen in der DDR fehle die Lust auf Neues, jegliche Radikalität, »die wollen gar nicht raus aus der Scheiße, sondern nur irgendwie weitermachen«. Frank Castorf kann das Bedauern über die Zerstörung der althergebrachten DDR-Theaterstruktur nicht nachvollziehen, »es war einfach ein verlogenes Theater in einer verlogenen Gesellschaft«. Und er mag nicht gelten lassen, was viele DDR-Theatermacher heute für sich reklamieren: den Mythos von einer beharrlichen Wühlarbeit aus politischem Widerstandsgeist, das im Westen ausdauernd kolportierte Märchen, das Theater im Osten habe vor der Wende fortwährend klammheimliche Aufrufe zum bürgerlichen Ungehorsam produziert. Die ach so mutigen Lacher im Parkett, wenn auf der Bühne nach Gedankenfreiheit verlangt wurde oder Diktatoren veräppelt wurden – eine, wie Castorf befindet, Demonstration hilflosen kleinbürgerlichen Widerstandsgeists: »Es zielte alles auf

Schmerzvermeidung, und im Grunde hat sich da nichts geändert.« Castorf hat sich in Rage geredet, doch plötzlich bricht er ab und sieht zur Uhr. Er muß zur Probe. Ein letzter Satz noch, bevor er aus der Kantinengruft in den Probenraum hinaufsteigt: »Außer ein paar wenigen wie Schleef und Müller, die sich einen Schutzpanzer zulegten, wurden alle anderen erst mal zerbrochen – danach haben sie dann bürgerliches Bonbontheater gemacht wie, zum Beispiel, die Dresdner.«

Wer dem Dresdner Stil nachforschen will, muß nicht nach Osten reisen. Ein Ausflug nach München genügt. Günther Beelitz, Intendant am Bayrischen Staatsschauspiel, bestreitet dort seit Jahren einen einsamen Fight gegen die dumpfe Münchner Kulturbürokratie und, mehr noch, gegen die eigene Einfallslosigkeit. Da kamen die Dresdner gerade recht. Wolfgang Engel war der erfolgreichste DDR-Import, lieferte ein paar ordentlich-biedere Gastinszenierungen ab, der Dresdner Kollege Schönemann hatte weniger Glück und wurde bald wieder zurückgeschickt. Nun ist auch Irmgard Lange in München gelandet. Sie hat zum Saisonende einen Stückefund auf die Bühne des Prinzregententheaters gebrettert, der den Theaterverantwortlichen ungeheuer aktuell vorgekommen sein muß: Stalinisten auf der Bühne! Schon wieder! Diesmal spielen sie Kostümfest und tragen Gewänder aus der Zeit des französischen Sonnenkönigs. Der russische Dramatiker Michael Bulgakow hat das Stück »Molière« geschrieben, und sein 1936 uraufgeführtes Werk ein Schlüsselstück zu nennen (wie es die Münchner natürlich tun), ist eine schamlose Untertreibung. Denn der Umtauschkurs, der hier gegeben wird, ist eins zu eins. Molière ist Bulgakow, und Ludwig XIV. ist Stalin. Noch Fragen? Daß die Schergen der Inquisition irgendwie stasimäßig daherkommen, muß man keinem nacherzählen. Aufgeführt wird das Spektakel, weil es die Regisseurin so will, in der größten anzunehmenden Entfernung von all dem, was in den vergangenen Monaten geschah, ein Schauerdrama der kostümierten Puppen, eine Stumpfsinnsorgie zum Thema der Saison. Nur Monstren krauchen über die Bühne, keine Menschen: der Künstler als drangsalierter Speichellecker, der König als Schwein. Am Ende klatscht das Publikum artig, doch Gedanken zu machen braucht sich über diesen Theaterabend keiner, ob er nun in Bayern lebt oder in Sachsen. »Die Verschwörung der Heuchler« heißt das Stück im Untertitel – daß auch hier der Doppelsinn dem Betrachter ins Gesicht brüllt, dafür kann Bulgakow nun wirklich nichts.

»Unsere neue Kunst des Zweifelns«, sagt Brechts Galilei, »entzückte das große Publikum. Es riß uns das Teleskop aus der Hand und richtete es auf

seine Peiniger. Diese selbstischen und gewalttätigen Männer, die sich die Früchte der Wissenschaft gierig zunutze gemacht haben, fühlten zugleich das kalte Auge der Wissenschaft auf ein tausendjähriges, aber künstliches Elend gerichtet, das deutlich beseitigt werden konnte, indem sie beseitigt wurden. Sie überschütteten uns mit Drohungen und Bestechungen, unwiderstehlich für schwache Seelen. Aber könnten wir uns der Menge verweigern und doch Wissenschaftler bleiben?«

Manche Theaterleute in der DDR, so scheint es, haben solche Fragen längst auf ihre Art beantwortet. Ein Ausflug nach Vorpommern und Mecklenburg, die Fahrt geht über verregnete Landstraßen durch kilometerlange Alleen. In Wismar riecht es nach Kohle, hier wird auch an kalten Sommertagen geheizt. Die Touristen aus Hamburg kommen trotz Kälte und Regen, an den Eingängen der Cafés stehen sie unter Regenschirmen Schlange. Im Wismarer Theater aber hat die trübe Wirklichkeit abgedankt, da wird herzlich gelacht: Übers Wochenende gastiert das Ohnsorg-Theater in der Stadt. Also weiter nach Schwerin. Dort, so haben wir gehört, spielen sie jetzt auch Christoph Heins »Ritter der Tafelrunde«, den Subversionsschlager aus der letzten Saison. Heute abend jedoch ist Ballettpremiere im großen Haus, drei Dutzend Menschen verlieren sich in der viel zu großen Foyerhalle, gegeben werden die »Demoiselles de la Nuit« und Glucks »Don Juan« im Paket. In der Kammerbühne der nächste Mundart-Ulk: »Ummer Ärger mit denn' Döst«. Aufbruchstimmung herrscht in Schwerin, und wohin die Richtung geht, das läßt die Lektüre des hauseigenen Theaterblatts ahnen: »Was erwarten Sie von Ihrer Freizeit?« fragt der anonyme Redakteur dort die Schweriner, und frohgemut fährt er fort: »Die Zeiten der organisierten Maßnahmen sind vorbei. Wir gehen auf Ihre Wünsche ein.« Demnächst werde das Mecklenburgische Staatstheater »eine großangelegte Fragebogenaktion zu den Freizeitbedürfnissen der Schweriner durchführen. Wir kommen an Arbeitsplatz, Schulen und fragen im Theater.« Wir wissen nicht, welche Freizeitbedürfnisse die Mecklenburger im Herzen tragen, eine Vorhersage möchten wir aber doch wagen: Mundarttragödien und Dialektkomödien sind auf den Bühnen des Landes gewaltig im Kommen.

Ja, was bloß wird sonst noch gespielt werden auf den 69 bislang staatlich geförderten Bühnen der bald nicht mehr existierenden DDR? Jede Menge Klassiker natürlich, Shakespeare und Schiller, Goethe und Lessing – »ein Allerweltstheater wie in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre«, befürchtet Thomas Langhoff, »und dafür werden sie sich einen neuen Gründgens suchen müssen«. Daß die Rückzugsgefechte erst einmal in den Schoß des Guten, Wahren, Schönen führen, hält auch ein Rebell wie Frank Castorf für

»eine konsequente Entwicklung, auch wenn ich's zum Kotzen finde«. Brecht wird weiterhin vom Berliner Ensemble werkgetreu zu Tode inszeniert werden, dort muß man sich auch nicht ums Ausbleiben der Zuschauer sorgen: Die Schulklassen aus dem Westen, die nun vollkommen ungehemmt zur Weihestätte des armen B. B. pilgern dürfen, sorgen Abend für Abend für vollbesetztes Gestühl. Und die Theaterleiter in Halle und Meiningen, in Dresden und Rostock reden derweil von »Trauerarbeit«, die es zu leisten gelte, und von »einem großen Nachholbedarf an Unterhaltung«. Was damit gemeint ist, ist klar: Das Theater im Osten wird sich kaum mehr vom Stadttheater im Westen unterscheiden.

Schneller als die DDR-Regisseure und ihre Schauspieler haben die Kulturjournalisten der Bundesrepublik beschlossen, mit dem Alten gründlich aufzuräumen: Von allen Wendehälsen im deutschen Vereinigungsfieber waren sie die fixesten und skrupelärmsten. Dieselben Kritiker, die jahrelang »den anderen Blick« der DDR-Dramatiker und -Regisseure priesen und zugleich die Künstler aus dem Osten als willkommenen Frischzellen-Import für den lahmen westdeutschen Theaterbetrieb feierten, haben ja längst ihr Schlachtfest angerichtet. Heiner Müller ist plötzlich ein mumifizierter Klassikerleichnam (und genießt solche Schmähungen immerhin mit ziemlich lebendigem Grinsen hinter obligatem Zigarrenqualm), Ruth Berghaus muß sich eines Kasernenhofcharakters zeihen lassen, und Bühnenautoren wie Christoph Hein und Volker Braun gelten im Licht der neueren kritischen Betrachtungsweise nurmehr als zutiefst mittelmäßig. Es geht gar nicht um die Berechtigung solcher Urteile, sondern um den Tonfall, in dem sie gefällt werden. Ob ausgesprochen oder nicht, der Argumentationstenor ist immer der gleiche: Gewußt haben wir's ja immer, wie schlecht es um die Kunst der ärmeren Deutschen steht, doch aus politischer Rücksichtnahme haben wir es die ganze Zeit über verschwiegen. Heute aber können wir es endlich frei heraus bekennen ... Wobei dem staunenden Zuhörer oder Leser dann doch manchmal die Frage in den Sinn kommt, auf welcher Seite der Mauer nun eigentlich der unfreie Teil Deutschlands lag, das finstere Land, in dem es so schwierig und gefährlich war, die eigene Meinung zu äußern.

Peter Schneider
Die Ahnenforscherin

Wer Schneider heißt, ist nicht unbedingt verführt, Ahnenforschung zu betreiben. Der Name verspricht statt einer aufregenden Verwandtschaft eigentlich nur endlose Verwechslungen mit anderen Schneidern. In Sachen Schneider fühlte ich mich zudem durch die Gebrüder Grimm ausreichend unterrichtet und vor weiteren Nachforschungen gewarnt. Das Bild, das die Meister der Nadel in der Märchenliteratur hinterlassen haben, ist nicht besonders schmeichelhaft: die Märchen-Schneider sind allesamt größenwahnsinnig und Angeber. Nie sind sie mit sich selbst zufrieden, immer wollen sie zu hoch hinaus. Als mildernder Umstand für diese überall bezeugten Charaktermängel läßt sich eigentlich nur ihre Tätigkeit anführen: Das Nähen zwölf Stunden am Tag, in engen, kalten Behausungen, scheint die Vorstellungskraft über den Tag, den Stand und die Enge hinauszutreiben, mit jeder Naht entsteht ungestraft ein neuer Traum. Hinzu kommt, daß die Schneider an Kleidern nähen, die sie Kunden aus einer höheren Gesellschaftsschicht angemessen haben. Ihre Auftraggeber sind reiche Kaufleute, Adlige und sogar Prinzen – alles Leute, die die Schneider einmal in Unterkleidern gesehen haben. Deswegen sind die Schneider die ersten, die begreifen, daß Kleider Leute machen. Elende, aber noble Gerippe, fettleibige Prinzen, die im Adamskleid jedes Menschen Auge beleidigen, kommen erst durch die Kunst der Schneider zu Aus- und Ansehen. Ihre Intimkenntnisse begünstigen, außer dem Ehrgeiz und dem Größenwahn, die folgenden Eigenschaften der Schneider: Sie sind wach bei Verstand, listig, verstehen sich auf die Kunst der Täuschung und verfügen über ein erstaunliches Maß an Humor. Daneben sind sie aber auch von Neid besessen und verlieren leicht die Realität aus den Augen, der beruflich bedingte Wirklichkeitsverlust läßt sie manchmal sogar zu Mördern werden. Immer jedoch neigen sie dazu, sich für etwas Besseres auszugeben, als sie sind.

Ich wäre nie auf die Idee gekommen, dieses Märchenbild von den Schneidern mit den Mitteln der Ahnenforschung zu überprüfen, hätte nicht eine Ahnenforscherin aus der DDR den Anstoß dazu gegeben. Marie Luise, die

übrigens einen ebenso häufigen Nachnamen hat wie ich selber, ist mit mir verwandt, allerdings auf so weitläufige Weise, daß eigentlich nur Marie Luise den korrekten Verwandtschaftsgrad benennen kann – ich glaube, die Bezeichnung »angeheiratete Großtante« kommt der Sache ziemlich nahe. Vor einigen Jahren verblüffte sie mich zum erstenmal mit einer Probe ihrer Kunst. Mit wenigen Griffen hinauf in meinen Stammbaum gelang es ihr, eine Familienlegende zu zerpflücken. Über dem Bechsteinflügel meines Vaters hing, seit ich denken konnte, ein kleines gemaltes Porträt meines Urgroßvaters väterlicherseits – oder war es mein Ururgroßvater? Ich muß Marie Luise fragen. Eine oft erzählte und gern gehörte Geschichte behauptete von ihm, er habe zusammen mit Richard Wagner 1848 in Dresden auf der Barrikade gestanden. Obwohl wir, seine Ur- oder Ururenkel, von irgendwelchen ererbten Eigenschaften aus Prinzip nichts wissen wollten, waren wir geneigt, im Fall jenes Ahnen eine Ausnahme zu machen. Die Idee, von jenem rebellischen Vorfahren genetisch inspiriert zu sein, wurde uns spätestens im Jahre 1968 sympathisch. Deswegen war Marie Luises kritische Neuausgabe dieser Familienlegende ein Schock für mich. Zunächst meldete sie wohlbegründete Zweifel an, ob Richard Wagner jemals in seinem Leben eine Barrikade aus näherer Entfernung als vom Balkon seiner Luxuswohnung bzw. vom Turm der Kreuzkirche aus gesehen hatte. Anhand von Urkunden konnte sie beweisen, daß unser Urahn versehentlich als Revolutionär sistiert worden war. Er war ganz einfach das Opfer seiner Fußfaulheit geworden. Am Abend vor dem Einmarsch der Dipoldiswalder Aufständischen in Dresden war er mit einem Freund in einem Wirtshaus abgestiegen. Dort erfuhr er, daß der Wirt noch in der Nacht nach Dresden wollte. Marie Luise erzählt die Szene, als wäre sie dabeigewesen.

»Nadler«, habe der Freund gesagt, »machen wir es uns doch bequem; der Wirt schickt Proviant nach Dresden, da können wir doch mit dem Wagen fahren!« Da die beiden mit ihrer nächtlichen Ankunft die Sperrstunde mißachtet hatten, wurden sie als vermeintliche Freischärler verhaftet. Des Aufruhrs verdächtig, verlor mein Urahn seine Stellung als Rektor und mußte sich zwei Jahre lang bei der Sittenpolizei melden. Bis zu seinem Tode kämpfte er vergeblich gegen den Schimpf, ein 48er zu sein. Diese Unbill habe vermutlich zu seinem extremen Soldatenhaß geführt, den er auf meinen Urgroßvater, einen Pastor, und dessen drei Töchter, darunter meine Großmutter, übertragen habe.

Als wollte sie mich für diese Enttäuschung entschädigen, bot Marie Luise mir einen anderen Fund aus ihrer Forschung an. Ganz zufällig sei sie kürzlich beim Studium eines Wappenbuches auf meine Familie mütterlicherseits gestoßen: meine Mutter stamme offenbar aus höchsten Adelskreisen, aber

dieser Fährte, die vermutlich ganz hoch hinaufführe, müsse sie noch nachgehen.

Damals stieß ich zum erstenmal auf die Leistungen der Ahnenforschung. Als ich, immer noch verwirrt, ein leises Kompliment anbrachte, lächelte Marie Luise bescheiden. Es war, als hätte ich der Teilnehmerin einer Olympiamannschaft zu der Leistung gratuliert, die Latte bei 1,50 übersprungen zu haben. Sie hatte sich, eher zufällig, bei der Verfolgung des Stammbaums ihres Mannes, auf diesen Nebenzweig verirrt. Und das Leben irgendeines Ahnen aus dem 19. Jahrhundert aufzuhellen, war nach den Maßstäben des Metiers noch nicht einmal ein Gesellenstück. Erst wer ins 17. und 16. Jahrhundert vorstößt, darf sich für eine Weile zufrieden zurücklehnen. Die olympische Norm jedoch, die jeder deutsche Ahnenforscher unverrückbar im Blick hat, heißt: Karl der Große.
Marie Luise gestand es durchaus widerwillig. Sie mochte Karl den Großen nicht und wollte weder von ihm noch sonst einem Adligen abstammen. Kollegen, die es auf »große« Verwandtschaften abgesehen haben, erscheinen ihr suspekt. Das abschreckende Beispiel war eine sehr alte Dame, deren Namen Marie Luise nicht nennen will, da die Gemeinte allzu bekannt sei. Bei der Gründung einer Kulturbundgruppe von Genealogen in Pankow vor drei Jahren habe besagte Dame ihren zierlichen Finger gehoben und gegen alle Kepler-, Luther-, Münzer-Nachfahren stolz bekannt: »Und ich stamme aus der dritten Ehe Karls des Großen.«
In diesem Augenblick, erzählt Marie Luise, habe sie sich geschworen: »Niemals Karl der Große!« Später sah Marie Luise sich genötigt, diese historische Abneigung zu revidieren, doch davon später. Sie kann nun einmal nichts daran ändern, daß die Weihen der Zunft nur dem verliehen werden, der sich bis ins Jahrhundert des großen Karl zurückverfolgen kann.

Das Hobby, dem Marie Luise nachgeht, hat in der DDR eine weit verstreute Anhängerschaft. Es gibt dort ca. 2000 organisierte Ahnenforscher, die sich regelmäßig zu Kongressen treffen. Hinzu kommt eine unbekannte Zahl von nicht-organisierten Hobbyforschern. Seit Mitte der siebziger Jahre entstanden Vereine, die zuerst im »beweglichen Süden«, in Leipzig und Magdeburg, gegründet wurden und sich von dort aus auf den Norden ausdehnten. Inzwischen hat sich eine Zentralstelle für Genealogie in Leipzig etabliert, die ein Formblatt für den Aufbau einer Ahnenliste herausgibt. Dort werden die ausgefüllten Listen gesammelt und einer »Qualitätskontrolle« unterworfen. Die Zentralstelle filtert und vergleicht die neu eingereichten Ahnenlisten mit den vorhandenen und weist auch mal eine Fehl-

fährte nach. Als Marie Luise im Jahre 1985 ihre Ahnenliste einreichte, gab sie zwei dicke Bände ab. Die Experten schluckten vernehmlich und meinten, in ihrem Fall werde man vermutlich nicht mehr viel Neues finden. Aber acht Wochen später kamen zwölf eng beschriebene Seiten mit genealogischen Zusätzen. »Wenn man plötzlich erfährt, daß man so um 1600 gemeinsame Vorfahren mit Albert Schweitzer hat – das läßt einen nicht kalt!«
Die entscheidenden Hinweise ergeben sich jedoch aus der regen schriftlichen Kommunikation zwischen den Ahnenforschern. Auf die Briefe der Zunft, die immer mit Durchschlag und der Länge wegen im Einzeilenabstand abgefaßt werden, ist mehr Verlaß als auf jede Liebespost. Denn das Interesse, das die schreibende Gemeinschaft zusammenhält, beruht auf Gegenseitigkeit. Man ist aufeinander angewiesen. Wer seinen eigenen Stammbaum gerade noch bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen konnte und dabei auf eine Urkunde stieß, die einem anderen Stammbaum Anschluß ans 17. verschafft, teilt dies unverzüglich mit: Wo sich eine fremde Lücke schließt, besteht die Aussicht, daß sich auch der eigene Stammbaum vervollständigen läßt. Das Gemeinschaftsgefühl beschränkt sich keineswegs auf Gesinnungsverwandtschaft. Auch wenn man zwanzig Generationen zurückgehen muß – mit dem Kollegen grüßt man eigentlich immer auch einen fernen Verwandten. Denn am Ende jeder genealogischen Recherche stellt sich natürlich heraus, daß fast alle mit fast allen mehr oder minder verschwägert sind, nicht selten findet man sich im gleichen Dorfe wieder. Meine Frage, ob denn alle Schneider, alle Müller, alle Schmidt, alle Lange letztlich aus jeweils einer einzigen Familie hervorgegangen sind, findet Marie Luise amüsant. »Überleg einmal selber«, sagt sie, »so kann es sich natürlich nicht verhalten. Denn überall, wo eine gewisse Zahl von Menschen zusammenlebte, mußte gemahlen und geschneidert werden.« Aber auch diese dilettantische Frage gibt ihr Anlaß für einen kleinen fachlichen Hinweis. Wenn ein Schneider in eine andere Familie namens Schneider einheiratet, ist der Ahnenforscher verzweifelt, heillose, kaum entwirrbare Verschlingungen der Linien sind die Folge. Familiennamen seien jedoch erst im 14. Jahrhundert, mit zunehmender Bevölkerungsdichte, üblich geworden. Davor wurden die Familien nach den Besitztümern genannt, auf denen sie lebten; der Müller am Graben wurde dann der Gräbner usf. Sicher sei jedoch, daß am Beginn jedes Familienstammbaums namens Schneider ein realer Schneider anzutreffen sei.

Die Hauptquelle für die Forschung sind die Urkunden der Pfarreien und Standesämter. Denn die wichtigen Ereignisse jedes Lebenslaufs reduzieren sich vor dem Blick des Ahnenforschers auf vier Eckdaten: Geburt, Heirat,

Kindstaufe, Tod. Beglaubigte Urkunden wurden erst 1874 obligatorisch, die entsprechenden Auskünfte vor diesem Datum finden sich nur in den Kirchenbüchern. Aus dieser Quellenlage ergeben sich für den Ahnenforscher eigentümliche historische Präferenzen. Für Friedrich den Großen zum Beispiel hat Marie Luise kein gutes Wort übrig. Er habe so viele Bomben auf Dresden und seine Kirchen niederregnen lassen, daß in dieser Stadt erst ab 1760 brauchbare Kirchenbücher vorzufinden seien. Mit ähnlicher Erbitterung spricht sie über die schwedischen Regimenter während des Dreißigjährigen Krieges. Sie hätten in den Dörfern derart barbarisch gehaust, daß alle Quellen vor 1640 bzw. 1660 vernichtet seien.

Als ich die Dimensionen dieser Leidenschaft zu erraten begann, fragte ich mich, was sie ausgerechnet in der DDR zum Blühen brachte. Die sich anbietende Erklärung ist, daß eine sozialistische Gesellschaft, die die Gleichheit aller Menschen postuliert, hinterrücks den Gegentrieb hervorbringt: Das unterdrückte Bedürfnis, sich zu unterscheiden, nimmt den Weg in die Erforschung der eigenen Stammesgeschichte. Denn wie können sich Menschen leichter ihrer Einzigartigkeit versichern? Indem sie entdecken, daß sie am Ende einer Geschlechterreihe mit irgendwelchen Adligen, Königen oder Kaisern verwandt sind, mit berüchtigten Verbrechern wie Michael Kohlhaas, mit großen Wissenschaftlern wie Alexander von Humboldt oder Adam Ries, klagen sie heimlich und kaum verfolgbar das Recht jedes Menschen auf Unverwechselbarkeit ein. Aber die Sache ist ein bißchen komplizierter.

Marie Luise hatte bereits vor dem Kriege mit der Ahnenforschung angefangen. Ihre Leidenschaft, meint sie, habe sie von ihren Eltern geerbt. Da meine nahe und ferne Verwandtschaft, also auch Marie Luise, in der Nahdistanz auf evangelische Pfarrhäuser zurückzuführen ist, war Marie Luise hinsichtlich der Quellen von vornherein begünstigt. Vielleicht auch durch die Zeit. Die Forderung der Nazis an jeden Deutschen, die arische Verwandtschaft nachzuweisen, hatte Marie Luises Eltern den Anstoß zu ernsthaftem Forschen gegeben. Den Gedanken, die Familie habe womöglich die Rassenidee der Nazis zum Hobby weiterentwickelt, weist Marie Luise ohne jede Aufregung zurück. Durch nichts werde man nachhaltiger vom Arierwahn geheilt als durch seriöse Ahnenforschung. Gerade die Deutschen erwiesen sich dabei als ein völlig durchmischtes Volk, wovon sie offenbar immer noch nichts wissen wollten.

Bei näherer Befragung stellt sich heraus, daß das Hobby der Ahnenforschung sich auf Dauer durch eigennützige Motive nicht erklären läßt. Der Identitätszuwachs, den es dem Laien verspricht, wird durch die schiere Zahl

der Verwandten wieder aufgehoben. All die Cranachiden, Riesiden, Lutheriden, die sich nach jahrelanger Forscherarbeit auf diese berühmten Urväter berufen dürfen, stellen beim ersten Treffen fest, daß sie diesen Vorzug mit unendlich vielen anderen teilen. Es sind jeweils Tausende und Zehntausende, die auf dem jeweiligen Ast des Stammbaums Platz nehmen dürfen.
Was Marie Luise selbst angeht, so hat sich ihre Leidenschaft von allen eigensüchtigen Motiven geläutert und folgt dem Ethos der Wissenschaft. Der Genuß, den das Hobby ihr gewährt, ist nicht leicht zu beschreiben. Die Ahnenforschung verschafft ihr einen interesselosen, aber vollkommen persönlichen Zugang zur Geschichte. Das Medium der Geschichtserkenntnis ist nicht die Klasse oder die Ökonomie oder das geschichtliche Ereignis, das im Ploetz verzeichnet ist, sondern die Person, genauer gesagt, der Verwandte, der mit anderen Verwandten in Beziehung steht. Es ist ja nicht nur die eigene Verwandtschaft, die auf diese Weise in den großen Strom der Gesellschaftsgeschichte eingebettet wird. Zu jeder berühmten oder unberühmten historischen Figur fallen Marie Luise sofort Stammbäume ein, Kinder, Tanten, Großneffen, Schwäger.
Schon als Kind hatte sich Marie Luise drei Lieblingsmänner in der Geschichte ausgeguckt: Ludwig Richter, Johann Sebastian Bach und Martin Luther. Die Frage, ob sie mit einem der drei Auserwählten verwandt sei, verneint sie erst nach langem Überlegen. Immerhin kann sie auf einen verwandten Stadtschreiber zur Lutherzeit verweisen, der mit Luther in endlosen juristischen Streitereien lag. Und wie immer ergaben sich bei der Nachforschung seltsame Koinzidenzen und Zufallsfunde. Als sie, parallel zur Linie jenes Stadtschreibers, die Linie ihres Mannes zurückverfolgte, stieß sie auf eine Margarete Rössig in Plauen. Moment mal, denkt Marie Luise, hier stimmt etwas nicht, das ist doch meine Verwandte Margarete Rössig, die offenbar den falschen Mann erwischt hat. Beim Blättern durch die Kartei stellt sich heraus, daß besagte Urahnin zuerst mit Marie Luises Urahn verheiratet war und danach mit dem Urahn ihres Mannes. »Die hatten offenbar vor 500 Jahren den gleichen Geschmack wie mein Mann und ich«, sagt Marie Luise.
Trotzdem glaubt sie nicht so recht an die Macht der Gene und noch weniger an die Ansprüche, die daraus abgeleitet werden. Ein mitleidiges Lächeln hat sie für den Ahnenstolz der Sachsen. Im Februar 1990 stieß sie bei einem Spaziergang durch Dresden auf eine brandneue sächsische Fahne mit dem alten Königswappen, die Fahne hing aus einer Fleischerei heraus. Ein siebzigjähriger Passant gab seiner Hoffnung Ausdruck, daß endlich das sächsische Königreich wiederhergestellt werde. Der sächsische Prinz habe bereits seine Aufwartung mit all seinen Töchtern im Hotel Bellevue gemacht, und

alles werde wieder werden wie zuvor. Marie Luises Begleiter, selber ein Ahnenforscher und Dresdenkenner, habe an Ort und Stelle die unbelesenen Hoffnungen zertrümmert. Erstens habe der Prinz von Sachsen gar keine Töchter. Von seinen drei männlichen Nachkommen seien zwei kinderlos und außerdem zu alt und siech, irgendwelche Nachkommen zu zeugen. Der dritte jedoch, der als einziger Nachkommen aufzuweisen habe, sei als Bauer nach Irland gegangen und von der Familie wegen Verbauerung verstoßen worden. Das Ziel des Ahnenforschers, sagt Marie Luise, ist nicht, die alten Besitzverhältnisse wiederherzustellen, sondern den Lebensraum der Ahnen zu erforschen.

Zuletzt rief Marie Luise mich aus der Staatsbibliothek in Westberlin an. Dort hatte sie seit Tagen bisher nicht zugängliche Folianten aus der Frühzeit der Buchdruckerkunst durchwühlt. Bei unserem anschließenden Treffen gestand sie mir, immer noch unter Schock, ihre neueste Entdeckung. Sie könne, sagte sie, wirklich nichts dafür, sie habe so etwas niemals gewollt, alles habe sich wider ihren Willen, aber wissenschaftlich unwiderlegbar so ergeben. Zu ihrem Entsetzen sei sie bereits vor einem Jahr bei Nachforschungen in Freiberg auf eine Verwandte aus der Familie Ahlenpeck gestoßen. Als sie den Fund der Zentralstelle in Leipzig mitteilte, sei die Sachbearbeiterin, die Marie Luises historische Abneigungen kannte, sofort in Lachen ausgebrochen: »Sie auch!« Denn wo der Name Ahlenpeck erklingt, ist Karl der Große nicht weit. Den Schlüssel zu den Genen des großen Karl lieferte ein entfernter Verwandter namens Hans von Landecker, Bastard von Ochsenstein, der die Gräfin von Hessen geheiratet hatte. Diese stamme nun in direkter Linie von Karl dem Großen ab, so daß an dem Ergebnis nicht zu rütteln ist: auch Marie Luise muß sich nun mit dem standhaft verschmähten Ahnherrn abfinden. Gegen falschen Stolz ist sie jedoch durch ihr Wissen gefeit. Denn Karl der Große hatte sieben Frauen, vier eheliche, drei zur linken Hand, und mit sechs von diesen Frauen Kinder. Eine einfache Potentialrechnung ergibt sofort eine siebenstellige Nachkommenschaft. Hinzu kommt, daß das edle Blut total durchmischt ist. Denn zur Zeit der Bauernkriege heirateten viele Karliden, die nun von ihrer Herkunft nicht mehr leben konnten, in einfache, vor allem bayrische Handwerker- und Bauernfamilien ein, weil es nur auf dem Land genug zu essen gab. Die Folge ist, daß sich zahllose Bauernsöhne und -töchter auf den legendären Kaiser als Ahnherrn berufen können, was sie auch tun. Es ist wohl nur etwas übertrieben, teilt Marie Luise mit, wenn behauptet wird, daß wir alle letztlich von Karl dem Großen abstammen.
Ich wollte trotzdem genau wissen, auf welche der vier Ehefrauen bzw. der

drei »Friedelfrauen« des großen Karl Marie Luise sich zurückleite? »Ich weiß«, erwiderte Marie Luise, »daß ich von Ludwig dem Frommen abstamme. Und Ludwig ist Karls ehelicher Sohn!« Allerdings hat Ludwig der Fromme nicht solider gelebt als sein Vater, so daß die Vermutung Marie Luises, sie habe per Inzest einiges von den unehelichen Söhnen Karls des Großen abbekommen, nicht leicht von der Hand zu weisen ist. Ihr Verdacht in dieser Hinsicht gilt Karl dem Kahlen.

Freimütig gesteht sie mir, daß sich ihr Verhältnis zu Karl dem Großen durch die unerwünschte Entdeckung verbessert hat. Zu der Vielseitigkeit seiner Persönlichkeit habe sie erst durch ihre Verwandtschaft Zugang gefunden. Seine Liebe für Gärten beispielsweise – oder seine Idee, öffentliche Schulen nicht nur für Knaben, sondern auch für Mädchen zu gründen ...

Mitten im Satz schüttelt Marie Luise den Kopf und zitiert einen Historiker der Römerzeit, mit dem sie nun wirklich nur geistig verwandt ist: »Es bedeutet nichts, auf seine Ahnen stolz zu sein. Es ist wichtig, daß man selber etwas leistet.«

Transit

EUROPÄISCHE REVUE

Transit erscheint zweimal im Jahr. Jedes Heft hat ein Schwerpunktthema.

Transit entsteht am *Institut für die Wissenschaften vom Menschen* (Wien) und erscheint im *Verlag Neue Kritik* (Frankfurt). Herausgeber: Krzysztof Michalski, Redaktion: Klaus Nellen.

An **Transit** arbeiten mit: Jan Błonski (Krakau), Zoran Djindjić (Belgrad), Timothy Garton Ash (Oxford), János M. Kovács (Budapest), Susanna Roth (Wien), Jacques Rupnik (Paris), Aleksander Smolar (Warschau).

Transit Nr. 1
Osteuropa - Übergänge zur Demokratie?

I

Timothy G. Ash: *Après le déluge, nous* Ralf Dahrendorf: *Politik, Wirtschaft und Freiheit* / François Furet: *1789 - 1917. Rückfahrkarte* / Adam Przeworski: *Spiel mit Einsatz. Demokratisierung in Lateinamerika und Osteuropa*

II

Aleksander Smolar: *Der mühsame Weg nach Europa* / Andrew Arato: *Revolution, Civil Society und Demokratie* / Jacques Rupnik: *Eis und Feuer. Ende des Kommunismus und Wiedererwachen der Nationalismen* / János M. Kovács: *Das große Experiment.*

Supplement

Wiener Konferenz »*Eastern Europe on the Way to Democracy*«: Mit Beiträgen von J. Afanasjev, E. Gellner, B. Geremek, L. Kolakowski, M. Król, J. Linz, G. Popov, J.D. Sachs, L. Wałesa u.a.

III

Zoran Djindjić: Jugoslawien: *Nationalitäteneintopf, scharf gewürzt* / Elemer Hankiss: *Zwischen zwei Welten. Wertewandel in Ungarn* / György Dalos: *Meine deutsche Frage.* Ein Jahrestag

IV

Bohumil Hrabal: *Love Story*

ca. 200 Seiten, ca. DM 20,-
(im Abonnement 2,- DM billiger)

verlag neue kritik

Kettenhofweg 53, 6000 Frankfurt am Main

Gilles Perrault

Auf den Spuren der Roten Kapelle

Paperback, 556 Seiten,
ca. DM 39,80
ISBN 3-203-51104-5

Das Buch über die legendäre Nachrichtenorganisation *Rote Kapelle.*

Eine der besten Reportagen über ein Spionagenetz seit sehr langer Zeit.
New York Times Book Review

Alberto Franceschini

»Das Herz des Staates treffen«

Paperback, ca. 220 Seiten,
ca. DM 36,–
ISBN 3-203-51103-7

Der autobiographische Bericht des Gründers und ehemaligen Mitglieds der Roten Brigaden, Franceschini, der in ganz Europa für Aufsehen sorgte.

Europaverlag

Lutz Rathenow
Ein Scheitern auf höchstem Niveau

1

Nicht, daß ich unbedingt ein Deutschland bräuchte. Die Geschichte unserer Nation bietet wenig Jubel-Anlässe. Deutsche Trachten und Volkslieder sind mir ein Greuel. Fast jede Nationalität verfügt über eine schmackhaftere und gesündere Küche als jene, die in der DDR dominiert. Ordnung und Disziplin als erwähnte Tugenden sind nicht die meinen. Selbst die Frauen wirken in anderen Ländern interessanter. Die Männer ebenso, jedenfalls aus der Sicht eines schwulen Bekannten. So gibt es also keinen Grund, ein Deutscher zu sein, außer dem, daß man es ist. Den Luxus einer weltgeistträchtigen Grundhaltung leisten sich vor allem Künstler und Wissenschaftler. Im Interesse der anderen, seßhaft veranlagten und auf eine Heimat lebenslang fixierten Leute wäre die Diskussion über eine linke Deutschlandpolitik nötig gewesen.

Durch die Ignoranz der Linken stehen wir nun vor einer Mehrheit von deutschtümelnden, extrem ausländerfeindlichen DDR-Bürgern. Rudolph Bahro schlug noch vor Monaten vor: wer den Kapitalismus wolle, könne aus der DDR in die BRD umziehen. Und jeder, der eine sozialistische Gesellschaft wolle, käme dann von drüben hierher...

Der Mensch als Mittel zum Zwecke eines gesellschaftlichen Experiments. Als ob auch nur einer sein ganzes Leben nach ideologischen Vorgaben hin ausrichtete. Selbst der für dumm gehaltene *Bild*-Zeitungsleser merkt, daß er hier nach höheren ideologischen Vorgaben total entrechtet werden soll. Die DDR als letzte Zuflucht für gescheiterte Zukunftsmodellierer, auf der Suche nach einem knetbaren Staatsvolk? Wäre es das gewesen? Nach Vietnam und Nicaragua nun wir. Damit der gesellschaftliche Großversuch starten kann, müßte der Staat erhalten bleiben. Der dritte Weg, Albanien auf höherem Niveau.

Nein, es gab zu keiner Zeit der DDR-Existenz eine freiwillige, wirkliche Annahme des Staatsgebildes durch seine Bevölkerung. Daß dies die linken Intellektuellen verdrängt haben, bleibt eine Arroganz, die sich jetzt rächt.

Die Hemmungen einheimischer Oppositioneller vor der nationalen Ge-

fühlsskala entspringen zum Beispiel auch der Zwei-Staaten-Theorie bei der bundesdeutschen Linken. Aus Angst, in die rechte Ecke eingeordnet zu werden, paßte man sich den Erwartungen an. Weil die CDU für Wiedervereinigung war, hielt man es für seine Pflicht, dagegen zu sein. Ein Kieler SPD-Mitglied erklärte mir, er habe immer Feindseligkeit gespürt, wenn er versucht habe, seine DDR-Vergangenheit in die Diskussion zu bringen. Leitende Genossen ignorierten seine Bitte um Unterstützung im Kampf gegen sein Einreiseverbot in die DDR. Das Thema war peinlich.
Und in der DDR merkten viele gar nicht, wie ähnlich sie bundesdeutschen Vorbildern werden wollten, während sie sich von Polen und Ungarn instinktiv als zu bürgerlich oder irgendwie fremd abgrenzten. Die grenzüberschreitende Ablehnung einer Vereinigung beider deutscher Staaten ist eigentlich nur Ausdruck ihrer Verbundenheit, eine der vielen real existierenden Gemeinsamkeiten im Verdrängen von Problemen.

2

Was bleibt also? Die Erfahrung, daß man oder frau die DDR lange mit einem sozialistischen Land verwechselte. Die Gefahrenquelle zweier deutscher, miteinander konkurrierender Staaten wurde nicht gesehen. Die Zeitzünderbombe DDR mit der Grenzöffnung entschärft. Wollte sich niemand vorstellen, was an dem Tag passiert wäre, an dem Zehntausende Übersiedlungswillige die Grenze stürmen? Und sich weigern, zurückzukehren. Immerhin glaubt jener, der zum Beispiel von einem Ende der Brunnenstraße (Ost) zum anderen (West) ziehen will, ein selbstverständlicheres Recht auf Westberlin zu haben als ein zugezogener Student aus Schwaben.
Die DDR war dabei, eine Gefahr für den Frieden in Europa zu werden. Jetzt spüre ich förmlich das Schütteln der Köpfe. Ja, die bitterste Erfahrung aus all den Erfahrungen steht uns analytisch noch bevor. Zwei Extremzitate sollen andeuten, wie depressiv-destruktive Neigungen einzelner für einen kollektiven Suizid hätten genutzt werden können.
Zitat 1: Ein Durchschnittsbürger in mittleren Jahren: »Klar, mache ich gern bei den Reservistenübungen der Armee mit. Besonders Übungsschießen. Wir stellen uns immer vor, wir erschießen das Kommunistenpack. Das befriedigt.«
Zitat 2: Ein leicht angetrunkener Mann macht in der S-Bahn drei Soldaten an: »Habt ihr keinen Mumm? Nehmt euren Mut zusammen und greift die drüben endlich an. Könnt ihr nicht mal die Amis vertreiben, damit Deutschland endlich wieder eins wird?«
Ein militärischer Angriff hätte diese aggressiven Energien einbinden und nutzen können. Als Alternative zu Honecker war auch immer eine demago-

gisch-populistische Führungsclique vorstellbar. Aus Wut über den »beschissenen Osten« entsteht Wut über den Westen, der einen im Stich läßt. Allein die zum Plündern freigegebenen Kaufhäuser Westberlins hätten als Anreiz für eine Beteiligung am Überfall genügen können.

3

Die DDR als außenpolitisches Sicherheitsrisiko, darüber wird weiter zu reden sein, wenn mehr über die Verstrickung in die Kriegsspiele verschiedener afrikanischer und arabischer Herrscher bekannt ist. Die kalkulierte Skrupellosigkeit im Umgang mit Terroristen war auch zu jeder Zeit ganz vom politischen Zweckdenken bestimmt.

Es geht um die geistige Hinterlassenschaft, um die von dem Sozialgefängnis DDR geprägten Mentalitäten, Verhaltensweisen, Haltungen. Dabei gibt es einige, die man positiv summieren könnte: die größere Neugier – aber basiert sie nicht auf einer größeren Erlebnisarmut? Die stärkere Zuwendung zueinander – hoffentlich nicht nur eine besonders subtile Form des Egoismus in einer Mangelverwaltungsgesellschaft. Auf der andern Seite fällt auf, wie wenig man hierzulande gewohnt ist, mit Ausländern zu leben. Ich merke in einfachen Gaststätten und Kneipen, auf Zugfahrten in Bahnhofswartesälen, beim Einkaufen, wie schwer viele hier die Anwesenheit Farbiger verkraften. Seit ich das bewußt registriere, vergeht kaum ein Tag, an dem ich nicht auf offen oder verdeckt vorgebrachte rassistische Äußerungen stoße. »Du trinkst doch sicher Milchkaffee, paßt zu dir«, sagt der Kellner zu dem dunkelhäutigen Gast und hält das für einen Witz. »Wieso kauft der sich nicht eine Buschtrommel?« fragt ein Kunde unwirsch hinter mir, weil ein Afrikaner sich ausführlich nach den Eigenschaften eines bestimmten Radios erkundigt. Das sind die harmlosen Fälle. Über regelmäßige Schlägereien bei Tanzveranstaltungen geht es dann bis zu Extremen, die die Gerichte beschäftigen. Ein Afrikaner wurde von DDR-Jugendlichen aus dem Zug geworfen, der Fall kam in die Presse. Das Reiseverbot für die DDR-Bevölkerung erzeugte einen spezifischen Rassismus, der sich mit deutscher Überheblichkeit aus alten Zeiten mischte. Ein Teil der Bevölkerung, eher ein männlicher übrigens, kann die Dominanz von deutlich erkennbaren Ausländern nicht ertragen. Eine U-Bahn, in der nur Türken sitzen, würde bei genügend alkoholisierten Deutschfühlenden Tobsuchtsanfälle auslösen. Das Reiseverbot förderte schizophrene Reaktionen: Kellner biederten sich bei arabischen Gästen an, um Westtrinkgeld zu ergaunern – gleichzeitig verachteten sie alle Frauen, die sich mit jenem »Geschmeiß« (leider Originalzitat) einließen. Sich einerseits borniert überlegen fühlen, andererseits real unterlegen sein (selbst arme Türken konnten sich in der DDR Sachen

leisten, die einem DDR-Bürger versperrt waren) – dies ist ein ganz gefährlicher Nährboden für Rassismus.
Jetzt kommt die Fremdenfeindlichkeit pur hoch – jetzt, wo sich jeder zu sagen getraut, was er vorher für zu gefährlich hielt. Die psychosozialen Störungen der DDR-Bevölkerung sind ein schweres Erbe für Neudeutschland.

4
Den deutschen Einheitsstaat zu verhindern, hätte es nur einen Weg gegeben: Honecker (an seinen letzten Tagen) oder Krenz (an seinen ersten Tagen) hätten ihn propagieren und als Ziel der Partei definieren müssen. Da hätte sich das Volk gewundert, einen parteigemeinen Trick vermutet und sich dem Einheitsstreben energisch widersetzt.
Daß die DDR sich jetzt auflöst, ist an sich kein Problem. Auch wenn die Auflösung, die Umstellung auf den anderen Apparat praktische Probleme noch und noch schafft. Ein Staat weniger sollte für kosmopolitisch eingestellte Leute immer ein Grund zur Freude sein.
Daß die Bundesrepublik dies für ihren politischen Erfolg hält, verstärkt einen fatalen Hang zur Selbstgerechtigkeit. Ein Problem, aber noch keine Katastrophe. Denn es droht nicht einfach eine vergrößerte Bundesrepublik, das allein wäre keine Drohung, es wäre phantasielos und simpel, aber keine Gefahr. Es droht bei diesem Vereinigungstempo, das einem Angliederungsverfahren gleicht, ein deutscheres Deutschland, als es das jetzt auf beiden Seiten ist. Keine Frage der Größe, sondern des geistigen Horizonts. Die deutschlandsüchtige Normalbevölkerung der DDR verlangt dann die Ausschaltung der Westintellektuellen aus der öffentlichen Meinung, die Westpolitiker drängen die Einheitskritiker in der DDR von der politischen Bühne ab. Nun, ich habe mir Deutschland immer gewünscht, der Prozeß ist unaufhaltbar. Ich bereite mich jetzt auf eine starke Autonomiebewegung auf dem Gebiet der DDR nach ihrem Verschwinden vor. Der Traum von einem besseren Deutschland wird dann von keinem realvegetierenden scheinsozialistischen Staat getrübt.
Das hat eine völlig richtige und eine möglicherweise extrem törichte Komponente. Wenn die DDR als Mythos weiterleben will, muß sie jedenfalls rasch zugrunde gehen. Auf die Literatur bezogen heißt das: Entweder die DDR existiert wider Erwarten doch irgendwie weiter – dann verschwindet ihre Literatur, die Schriftsteller werden ganz in der deutschsprachigen aufgehen und sich bewußt den bundesdeutschen Markt erschreiben wollen. Oder die DDR verschwindet scheinbar restlos – dann erlebt ihre Literatur eine neue Blüte.

Als Hoffnungsraum für unerfüllte Utopien. Spuren von DDR-Identität werden noch lange von deutschen Literaten subtil gepflegt. Wichtige Werke einer DDR-Literatur entstehen, die weltweit Synonym für utopiefähige Literatur werden könnte.
Was von der DDR vor allem bleibt, sind ihre Erfahrungen. Ein exemplarisches Scheitern auf höchstem Niveau, als einziger realsozialistischer Staat des Ostens konnte das Sozialgefängnis wirklich bei vielen Menschen den Eindruck hinterlassen, sozial und gerecht zu sein. Was von der DDR bleiben wird, ist der Versuch, ihre Vergangenheit zu verklären. Die Sympathie von Teilen der Westlinken gegenüber der stalinistischen Altlast PDS ist schon ein deutliches Signal für diese Bereitschaft zur nachträglichen Verklärung.
Deshalb nochmals ein Rückblick zur Fremdenfeindlichkeit made in DDR, die manchmal in rechtsradikalen Haltungen endet. Schuld daran trägt vor allem die SED in einem mehrfachen Sinn: Der Antiintellektualismus der fünfziger Jahre (und nicht nur zu dieser Zeit), der Versuch, DDR-Identität durch ideologische Abgrenzung zu definieren, mußte katastrophal enden. Die Gefängnisse der DDR waren Brutstätten rechtsradikalen Denkens. Je brutaler die Behandlung, desto härter der Haß auf die Kommunisten. Besonders eingesperrte Stasi-Leute, die nicht hoffen konnten, in den Westen freigekauft zu werden, entpuppten sich als treue Anhänger Hitlers. Sie hofften auf einen neuen Führer im Westen, der die Roten vertreiben würde. Ich habe schlimme Episoden aus den Gefängnissen gehört. Die meisten der Opfer wurden dann an den Westen verkauft – und für einiges, was von drüben nun zu uns zurückdrängt, darf die DDR durchaus das Urheberrecht beanspruchen.
Die katastrophale Behandlung von Ausländern (nur als Arbeitskräfte betrachtet, keinerlei Integrationsversuche), das zum Teil systematische Schüren von Spannungen (z. B. ab 1980 gegen Polen, damit sich das Solidarność-Syndrom nicht ausweite), in jüngster Zeit Einkaufsbeschränkungen, die zu Hetzjagden auf polnische Bürger führten – nein, die SED hat weder ein Recht, sich als demokratische, noch eines, sich als antifaschistische Partei aufzuspielen.
Und ganz fatal ist immer wieder die Verquickung der nationalen Frage mit Rechtsradikalismus, als ob beides aus derselben Quelle käme. Zwei Leserbriefe aus der *BZ am Abend* (Ostberlin) vom 4. Januar:
»Ich erwarte hier eine einheitliche Absage an den Neofaschismus und eine einheitliche Plattform gegen gesamtdeutsche Träumereien – das hatten wir doch alles schon einmal und haben hoffentlich daraus gelernt!«
»Die Neofaschisten und ›Republikaner‹ vertreten auf keinen Fall unsere

Interessen als Schüler. Raus mit ihnen! Wiedervereinigung, das wäre das letzte.«
Dies treibt junge Menschen den Neonazis zu, da sie so lange eine Identität von deutscher Vereinigung und rechtsradikalen Haltungen eingeredet bekommen, bis sie selbst daran glauben. Die Opposition wehrt sich gegen diese Unterstellungen, aber nicht klar genug – schon die militanten Begriffe von »Einheitsfront«, »Nazis verjagen« (wohin, bitte schön?) deuten das Dilemma einer Polarisierung an, die die Post-DDR an den Rand gewaltsamer Auseinandersetzungen treibt.

5

»Unsere Berufe sind Brüder«, läßt Thomas Brasch einen Staatsanwalt zu einem unterdrückten Schriftsteller sagen. Sensible Erforschung menschlichen Verhaltens; Notwendigkeit abstrahierender Schlußfolgerungen daraus; notorische Neugier – das sind nicht die einzigen Gemeinsamkeiten. Das Elitebewußtsein kennt mindestens in der Dichtung und beim Geheimdienst spezifische Ausprägungen. Dieses Gefühl, einer privilegierten Minderheit anzugehören, nutzte die Staatssicherheit rigoros und oft geschickt bei ihren Anwerbungsversuchen. Das auserwählte Bewußtsein einer dogmatischen Linken, über die Bedürfnisse des gemeinen Volkes erhaben zu sein, teilte ich auch. Zwischen meinem siebzehnten und neunzehnten Lebensjahr hätte wohl der richtige Zeitpunkt für meine Anwerbung gelegen. Statt dessen setzten sie einen hochintelligenten, gleichaltrigen Mann auf mich an, der mein Freund wurde und sich Jahre später offenbarte. Er hatte dem Guten (dem objektiv Guten) in der Welt dienen wollen und schrieb wahrheitsgetreue Berichte über meine verworrenen Haltungen – bis ihn sein Führungsoffizier anraunzte: er solle mich endlich in Situationen verwickeln, in denen er strafrechtlich verwertbares Material einbringen könne.
Wenn ich heute über Stasi-Mitarbeiter spreche, zwinge ich mich, nie zu vergessen, daß ich auch einer von ihnen hätte sein können. Jeder Oppositionelle in der DDR wurde einmal angeworben – Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Jeder, der diesen Staat ändern wollte, verhielt sich so, daß ein ängstlicher, scheinkluger Anpasser ihn für einen »Agent provocateur« halten mußte. Dies nutzte die Staatssicherheit wiederum aus, um Gerüchte über den vermeintlichen Mitarbeiter zu forcieren.
Das letzte, was ich über mich und andere Schriftsteller-Freunde vernahm, stammte aus dem Jahr 1980 und besagte, wir seien Offiziere des MfS und hätten den Spezialauftrag, Westverlage zu testen. Diese Mutmaßungen sollen aus den Reihen des Berliner Schriftstellerverbandes nach außen getragen

worden sein – aber da kann es sich schon wieder um eine mir gegenüber lancierte Fehlinformation handeln, um mein ohnehin schlechtes Verhältnis zum Schriftstellerverband weiter zu belasten.
Mit der Verhaftung wegen des ersten Buches schränkte die Stasi freilich die Möglichkeit weiterer Unterstellungen etwas ein, andere – unverhaftet – hatten länger unter intensiveren Mitarbeitsmutmaßungen zu leiden.
Ich will jetzt nicht über Neurotiker sprechen, die das System in der DDR freilich haufenweise produzierte, die auch heute noch glauben, Wolf Biermann arbeite im Auftrag von Mielke. Auch ich traf Leute, die meinten, Solidarnosc sei eine Erfindung des sowjetischen Geheimdienstes. Eine Methode der Staatssicherheit bestand eben darin, ihre eigene Arbeit zu mystifizieren. Ihr Erfolg beruhte auf der Aura, daß ihr schlechterdings jeder Erfolg möglich sei. Daß zum Beispiel jeder Mann und jede Frau, wenn sie es nur wollte, mit ihr zusammenarbeite. Wenn die bislang über Mitarbeiter angegebenen Quoten halbwegs stimmen, heißen die auch: das Zehn- bis Zwanzigfache an Menschen hat sich nicht anwerben lassen.
Beim letzten bewußten Kontakt zu einem Stasi-Offizier (während einer Vernehmung 1983) versuchte dieser mir weiszumachen, Westberlin hätten sie besser als Ostberlin im Griff. Dort erführen sie alles.

6

Zu all dem wäre noch viel zu sagen, es gilt nur, einem Eindruck entgegenzuwirken: gegen die Stasi-Vergangenheit sei schlechterdings kein Kraut gewachsen. Der Ruf nach vorbeugender Rehabilitierung ist eine Ohnmachtserklärung an jegliche Geschichtsaufarbeitung. Natürlich wird man den allermeisten Profis und Zuträgern dieser kriminellen Vereinigung im staatlichen Auftrag juristisch vergeben müssen. Eine glaubhafte Aufarbeitung der moralischen Schuld ist ohnehin nur außerhalb von Gerichtssälen möglich. Letztlich geht es um eine Art Gesprächstherapie, die die gesamte Gesellschaft erfassen müßte. Doch um ein präzises Erinnern, um ein möglichst genaues Offenlegen von Mechanismen der Macht kommt diese Gesellschaft nicht herum, wenn sie ihre Vergangenheit nicht wie einen nicht zur Kenntnis genommenen Krankheitsherd mit sich in die Zukunft schleppen möchte. Alle wohlmeinenden und berechnenden Ratschläge, den Mantel des Verzeihens über all die Taten vorbeugend auszubreiten, bevor wir überhaupt wissen, was wir zu verzeihen haben, gehen an dem Problem vorbei.
Selbst wenn alle Akten demonstrativ vernichtet würden, wäre nichts vorbei. Bruchstücke würden hier und da auftauchen, Kopien kursieren schon jetzt; Erpressungsversuche im Verein mit eitler Vermarktung der Erinnerungen ehemaliger Offiziere würden eine Halböffentlichkeit schaffen, in der kein

Mensch mehr Fälschung und Wahrheit auseinanderhalten könnte. Das wird schon jetzt schwer genug sein, denn überall hat die Staatssicherheit selektiv Akten vernichtet. Es führt kein Weg an dem noch vorhandenen Berg vorbei, wir müssen uns da durchlesen. Der Zombie Staatssicherheit kann nur durch eine radikale Offenlegung des bisher Verborgenen endgültig ins Reich der Geschichte verabschiedet werden. Ich denke, jeder sollte – nach einem kurzen Vorbereitungslehrgang – seine Akte sehen können. Das kann sich an einem Wochenende abspielen. Ein paar Stunden einstimmende grundsätzliche Fakten, mit der Verpflichtung, mindestens eine bestimmte Stundenanzahl über den Akten lesend zu verbringen. Ich gehe also von der Freiwilligkeit aus. Was ergibt sich da? Erst einmal werden sechs bis sieben Millionen erwachsene DDR-Bürger hemmungslos enttäuscht sein. Sie wurden nicht abgehört, überwacht, bespitzelt. Ich garantiere, einige der jetzigen Biertischmaulhelden im Kampf gegen die Kommunisten sind dabei. Allein schon wegen der desillusionierenden Erfahrung einiger, die sich Jahrzehnte am Rande des Gefängnisses wähnten (wegen mutiger Äußerungen, die niemand registrierte außer ihnen), halte ich die ganze Aktion für nützlich. Mancher wird störrisch glauben, gerade seine Akte sei vernichtet worden. Aber dem einen oder anderen ginge vielleicht auf, wie sehr er unter den sogar vom SED-Staat geduldeten Möglichkeiten des Widerstands blieb.

7

Auch von den anderen sechs Millionen, die Akten zu ihrer Person vorfinden, sind nicht alle rund um die Uhr beschattet worden. Ihnen wird es dämmern, wie viele dem Mythos von der allmächtigen Staatssicherheit auf den Leim gingen. Natürlich können nun in diesen Akten (jeder ist in so vielen Akten verzeichnet, wie er in erfaßte »Vorgänge« verwickelt ist) unangenehme Dinge stehen. Man wollte bei jedem die Ansatzpunkte kennen, an denen er erpreßbar, bei Bedarf beeinflußbar, korrumpierbar wird. Methoden aus der Psychologie und Psychotherapie wurden wissenschaftlich mißbraucht und zielgerichtet so eingesetzt, daß dem einzelnen sein Selbstwertgefühl genommen wurde. Er sollte der lenkbare Untertan sein. Daß dies die Täter selbst zu Opfern ihres gnadenlosen Zynismus macht, muß auch erörtert werden.

Wie würde sich die Akteneinsicht für jedermann auswirken? Natürlich kämen die Zuträger im eigenen Bekanntenkreis ans Licht. Wer es (wie der Schriftsteller Christoph Hein) nicht wissen will, ob und wie intensiv sein Nachbar mitgemacht hat, kann sich dem Einblick verweigern. Nur zeigt diese Reaktion, daß er seinem Nachbarn nicht sonderlich vertraut. Was könnte der gesagt haben, was nicht verzeihbar wäre? Die Routinebefragung

vor jeder Westreise bei allen Nachbarn ist freilich noch keine Stasitätigkeit. Und wie viele Fälle hat es schon gegeben – bei uns im Haus ging es bis zur tätlichen Auseinandersetzung –, wo der eine dem anderen Mitarbeit unterstellte. Die Verdächtigungen blühen auch ohne Akteneinsicht – durch diese könnten sogar manche widerlegt werden. Die Mechanismen der Aktenführung müssen transparent gemacht werden, auch die Frage, inwieweit Akten gezielte Desinformationen verbreiten. Bestimmte Aktivitäten wurden offenbar von der Stasi selbst retuschiert oder verschwiegen. Wegen der Vorgesetzten oder deren Vorgesetzten. Falls die Offenlegung als Gesellschaftstherapie gewählt wird, parallel dazu eine wissenschaftliche Aufarbeitung, wird die (ehemalige) DDR-Bevölkerung für andere Geheimdienste jedenfalls nicht mehr brauchbar sein. Und bestimmte Methoden der Desinformation und Persönlichkeitsbeeinflussung (in beidem erreichte die Staatssicherheit Weltniveau) sind für potentielle Nachahmer schwerer kopierbar.

8

Es bleibt also nicht nur die Geschichte eines exemplarischen Scheiterns, es bleibt auch die Chronologie des Widerstandes. Die Erfahrungen von Zivilcourage und Ungehorsam, die Geschichte des Kampfes gegen einen bevormundenden Staat als Teil deutscher und europäischer Geschichte. Wer die Akten der Staatssicherheit vernichten will, löscht auch diese Geschichte aus. Die einzigartige Chance, das Innenleben eines Staats(un)wesens gründlich zu analysieren.

Zum Beispiel die jetzige Christa-Wolf-Debatte. Also, ich respektiere Christa Wolf und würde sie nicht leichthin in einer Reihe mit Autoren nennen, die oft genannt werden, wenn es um das moralische Versagen von DDR-Schriftstellern geht. Christa Wolf ist es wert, daß seitenlang über sie gestritten wird. Und die Diskussion in *FAZ, FR,* den Beiträgen der *Zeit* und andernorts ist eine auf hohem Niveau. Wer das als Kampagne abqualifiziert, diskreditiert sich selbst. Doch die Härte, mit der BRDler glauben, Christa Wolf verteidigen zu müssen, wirft prinzipielle Fragen auf. Hier geht es nicht mehr um Christa Wolf. Wenn ich einen Walter Jens lese, habe ich das Gefühl, als störe es ihn, wenn mit der Autorität einer Autorin das Prinzip Autorität angegriffen würde. Als dürften immer nur die gleichen Leute über dieselben Probleme sprechen.

Mit der DDR verschwindet die Unumstößlichkeit von Gegebenheiten, die beanspruchen, für ewig zu gelten. Bleiben wird von der DDR die Nachfrage, was eigentlich von ihr geblieben ist. Und es wird noch oft von ihr die Rede sein. Selbst wenn ihr Name gar nicht fällt.

Hanna Rheinz
Flucht vor dem Anderssein
Noch eine deutsche Wiedervereinigung

Am Wannsee

Gegen den Strom schwimmen bedeutet keineswegs, daß man schneller vorwärts kommt. Und wer es wagt, sich gegen geschichtliche Entwicklungen zu stemmen, gerät schnell ins Abseits oder wird in den Malstrom des Vergessens hinabgezogen. Im Trend liegen jene, die sich mit der Einigung zu identifizieren vermögen, ihre Energie darauf verwenden, neue, gesamtdeutsche Leitbilder zu basteln.

Nur wenige Monate sind vergangen seit dem 9. November 1989, als die dunkle Seite der deutschen Geschichte durch einen politischen Erdrutsch jäh verschüttet wurde. Ein deutscher Jubeltag trat an die Stelle des anderen 9. November: jener organisierten Pogromnacht des Jahres 1938, als die Nationalsozialisten das Volk zur Ermordung von Millionen europäischen Juden aufriefen. Und obwohl diese Seite des 9. November ein Schatten ist, vermag er den neuen Tag der deutschen Einheit nicht zu verdunkeln. Denn auch für Geschichte gilt, was für jeden einzelnen wahr ist: Man erinnert sich lieber an den Jubel. Schließlich wird er allein zur Erinnerung. Verdrängung, die man in festlichen Stimmungslagen selbstlos aufheben möchte, dient im Alltag einem schlichten Zweck: sie hält das Volksseelchen gesund.

Die Orte, an denen Geschichte stattfindet, bleiben sich, sieht man von elektronischen Modernisierungsmaßnahmen ab, merkwürdig treu. Just der Ort, wo am 20. Januar 1942 die »Endlösung der Judenfrage« entschieden wurde, die Villa Am Großen Wannsee 56-58, wurde in diesem deutschen Vorfrühling erneut dazu auserkoren, einen Wendepunkt der deutschen Geschichte zu markieren: ihre Ablösung von den Folgen des Zweiten Weltkriegs. Somit hat nun offiziell die Ära des Post-Holocaust begonnen. Für einige Augenblicke schien es, als wolle das Rad der Geschichte sich zurückdrehen. Der Geist einer Wiedergutmachung mit umgekehrten Vorzeichen schwebte über Wannsee. Einer Wiedergutmachung am geschundenen, geteilten Deutschen Reich, das von den toten Juden ins Unglück gestürzt wurde.

Große Ereignisse werfen ihre Symbolakte voraus. Die deutsche Einheit macht da keine Ausnahme, denn sie ist seit der Wannsee-Deklaration von

Elie Wiesel, 48 Jahre nach dem Wannsee-Beschluß, an den Wiederaufbau jüdischer Existenz in der Bundesrepublik geknüpft. Wen wundert's da noch, daß sogar die internationalen jüdischen Organisationen ihr Placet zur Vereinigung der beiden Teile Deutschlands gaben, die hier lebenden Juden nicht länger beschwören, ihre Koffer zu packen und auszuwandern. Dem deutschen Neubeginn steht eigentlich nichts mehr im Wege. Wunden, einst gerissen, scheinen nun restlos zugeklittert. Steht man an der Schwelle einer neuen Zeit, gilt es, unnützen Ballast über Bord zu werfen.

Ein deutscher Aufbruch, dessen forschen Optimismus nicht alle zu teilen vermögen. Doch mischen sich in den Chor der Gratulanten einige besonders kräftige Stimmen. Wen hört man da? Dieser Jubel klingt vertraut. Sind das nicht die Sprecher der wenigen noch hier lebenden Juden, die sich ihren Reim machen auf demokratische Verläßlichkeit und Friedfertigkeit des neudeutschen Staatsgebildes? Eine Überidentifizierung mit vermeintlich typisch deutschen Werten, die auf eine lange Tradition zurückblickt: Vorschußlorbeeren werden von jüdischer Seite nicht zum ersten Mal verteilt. Als deutsch-jüdische Symbiose wird noch heute jene Bewegung verklärt, an deren Ende sich die Mehrheit der deutschen Juden bedingungslos assimilierte, deutsche Kultur und Christentum übernahm. Mit Worten und Taten unterstützten deutschnationale Juden zu Bismarcks Zeiten den Reichsgedanken, wurden glühende Patrioten im Ersten Weltkrieg. Sogar zu Beginn des Zweiten Weltkriegs gab es noch einige nichtarische Veteranen, die lauthals ihr Loblied auf Hitler und dessen Expansionsdrang sangen. Und was sich bei den jüdischen Kämpfern des Ersten Weltkriegs noch als blinder Patriotismus zeigte, als Opferbereitschaft bis in den Tod – Lesart zwei Jahrzehnte später: bis in die Zyklon-B-Duschen hinein –, erscheint heutzutage in neuem Gewand. Ein Gewand allerdings, das einige Nummern zu groß geraten ist: Die Vertreter der Opfer und ihrer Nachkommen übernehmen eifrig die Rolle des Beschützers der jungen großdeutschen Nation.

Eine erstaunliche Anpassungsleistung. Indem man sich mit den Beschuldigten identifiziert, mithilft, die Schuld abzutragen, Volk und Land international moralisch zu rehabilitieren, rechtfertigt man die eigene Existenz hier. Willig übernehmen die Repräsentanten der in Deutschland lebenden Juden wieder die wichtige, nicht selten undankbare Rolle des Vermittlers zwischen der Völkerfamilie und dem vielerorts noch geächteten Deutschland.

Obwohl man, mit Blick auf die Weltöffentlichkeit, der nunmehr gesamtdeutschen Demokratie vorläufig noch eine Bewährungsprobe aufbrummen mußte, wird sich aus dieser jüdischen Ecke wohl niemand aufmachen und gegen die Stromschnellen der deutschen Einheit schwimmen: Deutschlands

Strafe ist milde ausgefallen und wird bei guter Führung vermutlich noch verkürzt. Und weil man heutzutage im Bewußtsein handelt und gedenkt, an der Schwelle einer neuen Zeit zu stehen, werden Nationalsozialismus und Holocaust schlicht als »unselige Zeiten« deklariert, die, zur großen Erleichterung jener, die sie bislang lieber totgeschwiegen hätten, endlich den Weg freigeben für die erwarteten – seligen Zeiten des vereinten Deutschland.
Ein neues Kapitel der deutschen Geschichtsschreibung ist somit aufgeschlagen. Passé die Zeit der gemischten Gefühle und vorsichtigen Wiederannäherungen. Deutschland, das einst nicht nur Peinlichkeiten, sondern gleichermaßen Pein erzeugte, ist kurz vor seinem Anschluß an die Truppe der Sieger wieder salonfähig geworden.

Inszenierte Gefühle

»Das ist, weniger unmittelbar vielleicht, aber nicht weniger systematisch und wirksam, die zirkuläre Sprache der Invokation, der beschwörenden Anrufung, die immer wieder auf sich selbst zurückkommt und durch ständige Wiederholung eine Art Hypnose erzeugt«, so beschreibt Saul Friedländer die Häufung von unechten Gefühlen und deren adjektivreiche Ausmalung im Kitsch. Betulich, erhaben, verzückt, frömmelnd, sprießen und wuchern drall die Zustandsbeschreibungen der Reue und machen sich über die unguten Zeiten deutscher Geschichte her: Betroffenheiten, artig in Watte verpackt, säumen den Weg, wenn die erlebten Geschichten der Zeitzeugen allmählich sich wandeln und in die unpersönliche Geschichte von Ahnen und Archetypen übergehen. Ergriffen lauscht die Welt und schwelgt im existentiellen Schauder.
Die Ästhetik der Trauer und des Gedenkens treibt eigenwillige Blüten. Indem Vergangenheit stilisiert wird, gelingt es, Wirklichkeit abzuwehren. Das »Nie mehr wieder« neutralisiert die Gefühle, der Blick driftet in ein Vakuum ab.
Betroffenheit und deren In-Szene-Setzung ist ein alltägliches Mittel der politischen Kultur geworden. In Gedenkreden und Festakten endlos zerredet, geht sie, bereits abgegriffen, durch viele Hände, kann zu vielerlei Zwecken benutzt werden. Und obwohl nicht mehr ganz frisch, ist sie ein verläßlicher Partner bei öffentlichen Geschäften und löst, stets vorhersehbar, konditionierte Reiz-Reaktionsketten aus.
Xenophobie, Antisemitismus, Rassenhaß, der noch heute einzelne und Gruppen trifft, sie zu Zielen von Wut und Verfolgung macht, wird durch die inszenierten Betroffenheiten unserer Gedenkveranstaltungen nicht be-

rührt. Exemplarisch, unter dem Etikett »Zeitzeuge«, führen Museumsangestellte Schicksale vor. Da die Zeit drängt, werden sie auf allerlei Zelluloid elektronisch archiviert, damit Historiker sie eines Tages, so Gott will und sie nicht mehr vorlaut dazwischen reden, in Ruhe auswerten können.
Die Betroffenheit selbst und deren Erzeugung unter gleichbleibenden Bedingungen steht im Mittelpunkt. Versachlicht, gefühlsentleert, erfahrungsfern, eine bleiche Muse, die sich doch verbissen plagt. Stieß sie eben noch geschwollene Reden hervor, wälzt sie nun Gefühle hin und her, die Konsens vorgaukeln, wo Uneinigkeit herrscht.
Doch Betroffenheit ist ein Wesen, das nicht auf eigenen Beinen stehen kann. Sie schwebt, folgt man aufmerksam den Gedenkreden der Politiker, irgendwo zwischen dem, wie man sich hierzulande Politik und Geschichte vorstellen möchte, und dem, wie man Politik nicht verstanden wissen will. Derweil floriert sie als Instrument politischer Selbstdarstellung. Sie ist Einübung ins falsche Selbst, unser aller soziales Heiliges geworden.
In der Gedenkveranstaltung wird Vergangenes Projektionsfläche. Konserviert in der Glasvitrine des durchgestylten Erinnerns, erweist sich Vergangenheit endlich als ungefährlich: Sie hat ihre Geschichtlichkeit verloren, beunruhigt niemanden mehr. Das »Nie mehr wieder« ist vom »Schon wieder« noch nicht eingeholt worden. Lippenbekenntnisse. Ein Götzendienst an der Vergangenheit. Der Holocaust wird banalisiert, verflacht im Kalkül der Wahlkämpfe. Ritualisierte Symbolhandlungen allerorten. Stereotyp, erstarrt treten sie auf mit dem Anspruch, Wirklichkeit magisch bannen zu wollen. Zur Routine verkommen, machen sie ärmer. Sind nicht mehr der Schlüssel, Erleben zu begreifen, Barrieren abzubauen.
Die Gratwanderung zwischen Echtheit und Routine, leerem Ritual und Erleben verlangt Trittsicherheit. Jene, die sich mit Abfeiern und Vervielfältigen zufriedengeben, mit gespreizten Fingern »tiefe Betroffenheit« hin- und herwedeln, stürzen leicht ab. Die Orte des Gedenkens machen schwindlig, doch sie provozieren zugleich Schwindel, sie rufen die Schwindler auf den Plan.

Wir sind so frei

Zivilisationsfähig, geschichtsfähig, einheitsfähig, so stellt sich das neue Deutschland vor.
Wahnstimmung nennt man jene Gefühlslage, die das Nahen bedeutungsvoller Ereignisse ankündigt. In der Psychopathologie bezeichnet sie das Stimmungshoch im Vorfeld einer Geisteskrankheit. Auch in der Gesell-

schaft, erkannte der Salzburger Psychoanalytiker Igor Caruso, könne sich Wahnstimmung, eine Abart des falschen Bewußtseins, manifestieren.
Wahnstimmung ist, wenn Zeit sich zu beschleunigen scheint, Empfindungen sich verdichten. Die Welt erscheint auf den Kopf gestellt und wird schließlich umgestülpt. Und mag der Betroffene auch vermeinen, just den Gipfel der eigenen Existenz erklommen zu haben: nicht selten galoppiert er dabei zielsicher ins eigene Verderben.
Von der Entstasifizierung bis zur Pogrom-Hetze war nur ein kleiner Schritt. Bei der Umschichtung der verkarsteten Machtstrukturen richtete sich der Volkszorn, zunächst noch weitgehend unter Applaus der Weltöffentlichkeit, gegen die alte Garde. Unweigerlich entsann man sich schließlich wieder der klassischen Sündenböcke.
Die antisemitische Welle, die derzeit Europa überrollt, zeigt, daß einige Provinzen dieses Kontinents aus den Fugen geraten sind. Erschütterungen, Erdbeben fördern unerwartet abgesunken-geglaubte Schichten des Erdreichs wieder an die Oberfläche.
Die Furcht davor, von der Mehrheit abzuweichen, anders zu sein, und der Haß auf Abweichler ziehen sich wie ein roter Faden durch die Geschichte. Ewig die Wiederkehr, die Wiederholung der Verfolgungen.
Lernen aus der Geschichte könnte hier seinen Anfang nehmen: im Ertragen von Anderssein. Daß dieser Lernschritt Toleranz heute ferner denn je ist, zeigen nicht nur Neid und Ausschreitungen auf vermeintlich besser gestellte Minderheiten, zeigt nicht nur die Hausse des religiösen Fundamentalismus als politischer Kraft, sondern gerade jene verbissene Gleichschaltungs- und Anpassungsakrobatik, die derzeit vor unserer eigenen Haustür stattfindet.
Und liegt nicht Ironie darin, daß zwischen der Selbstverleugnung, wie sie heute in weiten Kreisen der DDR stattfindet, und jener, die seit langem von hier lebenden Juden praktiziert wird, Parallelen sichtbar werden? In beiden Fällen kommt Furcht vor der eigenen Entwicklung, vor dem Bewahren der eigenen Identität zum Ausdruck. Sie ist die Triebfeder dafür, im Ghetto zu leben, sich abzuschließen vom feindlichen Außen. Sie motiviert gleichermaßen zum anderen Extrem, zu Selbstverleugnung und Assimilation.
Während die Furcht vor dem Anderssein bei den Juden atavistisch, durch Jahrhunderte der Verfolgung verinnerlicht ist, Denken und Verhalten subtil bestimmt, zeigt sie in der DDR im Zeichen der Wende ihr anderes, jugendliches Gesicht. Die eigene Vergangenheit unter dem real existierenden Sozialismus erscheint der Mehrheit der DDR-Bürger heute als Trauma. Es entwertet das eigene Leben, stigmatisiert. Die Alternative: Instant-Westen, Äußerliches, Konsumattribute imitieren.

Die jahrzehntelange Fixierung auf den goldenen Westen führt, scheint es, jetzt dazu, daß alles, was im Verdacht »sozialistischen Miefs« steht, flugs über Bord geworfen wird. Auf eigenem Boden gewachsene Strukturen können nichts wert sein, sie tragen das Stigma des gescheiterten Systems. Letztes Refugium deutscher Eigenarten: die nationalistischen, rechtsextremen Splittergruppen.

Blinde Flecken, Skotome nennt die Psychoanalyse jene Wahrnehmungsbereiche, die ausgespart werden, weil sie, würden sie gefühlt, schmerzvoll wären. Ideologien erscheinen nunmehr als blinde Flecke mit System. Sie legen Pfade fest, an denen sich unsere Erkenntnis entlangtastet. Sie verhüllen und gestalten unsere Wirklichkeit. Sie erscheinen, nach Joseph Gabel, als »lebens- und wirklichkeitsfremde, verdinglichte und ahistorische Ideensysteme, Träger falschen Bewußtseins«.

Ideologien werden derzeit durch Europa verschoben. Komme was da wolle, der Transport-Konvoi zieht von West nach Ost. Das alte Etikett »Sozialismus« liegt längst zerknüllt am Straßenrand.

Was bleibt: Marktwirtschaftliche Gleichschaltungen. Konsumbrüche dürfen endlich eingeklagt werden. Sonderangebote halten das umgebaute Weltbild zusammen. Was wichtig ist, was unwichtig wird, es ist nur eine Frage der Kaufkraft. Die Eintrittsbillets zum Tanz ums Goldene Kalb sind bereits verschickt. Sogar die ewig Unzufriedenen haben nun, erstaunlich kooperativ, den ihnen zugewiesenen Platz im Abseits eingenommen. Von dort aus werden sie dann wohl weiterlamentieren.

Bernard-Henri Lévy
Rückblick auf den Sozialismus
Mitteleuropäische Reisenotizen

I

Der Mann ist großgewachsen. Ein wenig steif. Irgend etwas an seiner Haltung erinnert mich an Ernst Jünger. Vielleicht auch nur die blauen Augen, die Form der Backenknochen oder das weiße, für seine siebzig Jahre erstaunlich dichte Haar. Er spricht sein Französisch ohne jeden Akzent, empfängt den Gast mit ausgesuchter Höflichkeit. Ganz in der Nähe von Unter den Linden wohnt er, in einer dieser immer noch herrschaftlichen, von den Bomben des Kriegs wie durch ein Wunder verschonten Straßen, in denen noch die Geister des alten Berlin herumzuspuken scheinen. Ein schönes Haus, genauer gesagt: ein elegantes. Einfach gebaut, ein klein wenig melancholisch mit seiner pompösen Freitreppe, die früher einmal die Lieferanten stark beeindruckt haben wird. Wir werden in einen Salon geführt, halb Rauchzimmer, halb Bibliothek, mit hübschen Möbeln, gerade genug, um den Patrizier erkennen zu lassen. Kurz: wir sind bei einer Art Junker, der Karikatur eines Preußen, den es nach Ost-Berlin verschlagen hat. Jene Sorte Mensch, der einem völlig unbefangen erklärt, er habe sich immer schon – ich zitiere – einer anderen Rasse und Gattung zugehörig gefühlt. Mit dem – entscheidenden – Unterschied allerdings, daß sein Preußen die Partei ist und seine Rasse der Kommunismus. Und daß jene »Familie«, zu der er sich bekennt und die für ihn die letzte deutsche Aristokratie verkörpert, nichts anderes ist als der Stalinismus.

So wird das Gespräch lange um die Vergangenheit kreisen. Stephan Hermlin – denn von ihm ist die Rede – wird ohne jedes Mißvergnügen von der Zeit erzählen, als er noch nicht der große leninistische Autor war, der Freund von Eluard und Aragon, als den ihn heute die sowjetischen Literaturgeschichten feiern. Er spricht von den zwanziger Jahren. Vom Nazismus und seinen Gegnern. Erzählt von den hehren Stunden, als Stalinisten noch Helden waren, die Genossen noch Kombattanten und die Ulbricht und Honecker noch junge Menschen, die in ihrem Feuereifer die Hoffnung und Jugend der Welt auf ihren Schultern trugen. Von den politischen Debatten erzählt er, denen mit der Pistole ein Schlußpunkt gesetzt wurde. Von den Umzügen auf der Brücke des Großen Kurfürsten, als die roten Halstücher

der Pioniere im Wind flatterten. Spricht von den Lagern, dem Tod, von Spanien und den Brigaden. Das Exil in Paris, die Résistance in den Reihen der »Francs-Tireurs et Partisans« und dann jener Moment, als Hitler besiegt war und die Männer seiner »Gattung« in ihre preußische Heimat zurückkehrten, um dort den ersten antifaschistischen Staat aufzubauen. Nichts verschweigt er, keine einzige Seite jener Geschichte, die für ihn die heroischste aller Zeiten bleibt. Dann erst beginnt er, über die Gegenwart zu sprechen.

»Sehen Sie«, setzt er an, mit einer Handbewegung, die auf all die Holzvertäfelungen, Folianten und Bücher um uns herum zu zeigen scheint. »Sehen Sie dieses Land? Diesen Staat, den wir aufgebaut, diese Festung, die wir erobert haben? Der Barbarei abgekämpft und seit vierzig Jahren ohne Unterlaß, Stein für Stein gehalten und ausgebaut? Aber machen Sie schnell, lange werden Sie den Gegenstand von so viel Begeisterung nicht mehr bewundern können, denn diese Festung ist dabei, sich unter unseren Augen einfach aufzulösen.« Und dann etwas leiser, in einem Tonfall wohliger Griesgrämigkeit, von dem sein Freund Heiner Müller mir am Abend zuvor sagte, daß er spätestens seit Grimmelshausens *Simplicius Simplicissimus* Teil der deutschen Seele sei: »Ich weiß nicht, ob Sie sich der Ungeheuerlichkeit dessen bewußt sind, was hier vor sich geht. Wir haben schon zusammenstürzende Staaten gesehen; Regime, die verfielen; untergegangene Reiche und – wenn wir schon dabei sind – sogar ganze Zivilisationen, die still versiegten. Aber glauben Sie mir: noch niemals ist ein ganzes Land einfach vom Erdboden verschwunden. Warten Sie noch einige Monate, vielleicht auch nur einige Wochen, und berichten Sie dann Ihrem Präsidenten und dem Minister, der Sie hergeschickt hat: genau das geschieht hier in Berlin, mit diesem Land, das ich so geliebt habe und das jetzt gewiß noch vor mir sterben wird.«

II

Was wird aus den Millionen Männern und Frauen, die bis gestern noch die märchenhafteste aller despotischen Mächte besaßen und sie dann von einem Tag auf den anderen plötzlich verloren? Wo sind sie? Wer sind sie? Es ist etwas simpel, sich, wie es bisweilen getan wird, vorzustellen, sie hätten sich einfach in Luft aufgelöst, seien von der Natur verschluckt. Was geht in ihren Köpfen vor? Was wollen sie? Was hoffen sie? Gibt es eine Taktik oder Strategie? Und wenn ja, haben Taktik und Strategie eine Chance des Gelingens? Natürlich ist es ein wenig zu früh, ein Urteil abzugeben, dafür ist die Lage noch zu verworren, voller Unentschiedenheiten und unbekannter Größen. Und die Sache wird dadurch nicht einfacher, daß sich ein Land

vom anderen, was sage ich: eine Region, eine Stadt von der anderen völlig unterscheiden kann. Dennoch lassen sich, glaube ich, einige Kraftlinien erkennen – und man kann schon erste Umrisse und Phantombilder skizzieren.

1. Die Aufsässigen. So nenne ich all die Apparatschiks, die ihre Macht, ihre Privilegien oder sogar ihre Posten innerhalb weniger Wochen hinwegschmelzen sahen. Jetzt sind sie wieder an der Basis, eingetaucht in eine Bevölkerung, die auf sie denkbar schlecht zu sprechen ist. Für eine Revanche sind sie vermutlich zu allem bereit. Die ehemaligen Stasi- und Securitate-Leute gehören in diese Gruppe: überinformierte, vielleicht auch überbewaffnete Agenten, die jede noch so kleine Gelegenheit ergreifen würden, um die neue Ordnung zu destabilisieren. In Budapest wird erzählt, diese Leute seien es auch gewesen, die im März die anti-ungarischen Unruhen in Transsylvanien angezettelt hätten. In Sofia weiß man, daß sie im Januar jene zig Busse gechartert hatten, um die Hauptstadt mit türkenfeindlichen Demonstranten aus der Provinz zu überschwemmen. Und in einem jener Hühnerställe in Nowa Huta bei Krakau, in denen die Arbeiter des Lenin-Stahlkombinats untergebracht sind, konnte ich selbst mit einer eigenartigen kleinen Person, einer Art Mischung aus Flic und Skinhead sprechen, die mich an jene falschen Studenten der Sechziger erinnerte, die von der Polizei in die Rebellenzirkel eingeschleust wurden und dabei völlig vergaßen, daß ihre Nylonsocken so gar nicht zu ihren Jeans und den Blumen im Haar passen wollten. Dieser kleine Mann nun erzählte mir, er sei ehemaliger Hauptamtlicher der kommunistischen Gewerkschaft am Ort gewesen und habe das Werk verlassen, nachdem ihn die »Schläger« der Solidarność einmal schmählich vor die Tür gesetzt hatten. Jetzt würde er seine freie Zeit damit ausfüllen, jungen Anhängern des KPN seine Dienste und die seiner Gefährten zu vermieten – pardon: »zur Verfügung zu stellen«. Daß der KPN eine faschistoide Gruppierung ist und seinen Ordnungsdienst normalerweise eher aus der Lobby des katholischen Integrismus bezieht, scheint ihn nicht sonderlich zu irritieren. Rechts oder links, Faschist oder nicht – alles ist gut, alles muß ausgenutzt werden, solange es nur dazu dienen kann, Unordnung und Unruhe zu schüren.

2. Die Minderheitler. Das sind die Harten, die Reinen. Für mich ist Stephan Hermlin das Musterbeispiel. Sie wissen, daß sie verloren haben, zeigen nicht die leiseste Nachsicht mit diesen Demokraten, die in ihren Augen auch nicht besser sind als die Faschisten. Doch im Unterschied zu den Aufsässigen sehen sie in der Niederlage nicht einen Grund, auf Revanche zu sinnen, sondern die Gelegenheit, wieder neue Kraft zu schöpfen. Statt sie in Verzweiflung zu stürzen, führt die Niederlage bei ihnen zu einer

sonderbaren Hochstimmung, einem durchaus fröhlichen Zähneknirschen. Es hat mich einige Zeit gekostet, dahinter zu kommen. »Tja«, sagte mir etwa Heiner Müller, »das sind geborene Minderheitler. Gehört zu ihrem Ehrgefühl dazu, zu ihrem Stolz. Sie sollten dem Himmel dafür danken, wieder in ihren Urzustand zurückversetzt worden zu sein.« Genauso Walter Janka, der große deutsche Verleger und Freund von Brecht und Anna Seghers, mit dem schönen, ergrauten Kopf eines Kämpfers à la Joseph Kessel: »Die Partei war am Ende. Verfault von der Basis bis zur Spitze. Was für eine Chance, jetzt alles wieder neu beginnen zu können, von Null an! Wir waren nicht geschaffen für diese Art der Macht...« Oder jener alte ungarische Journalist, Stalinist seit altersher und Gegner des Kadarismus, den er schon immer für zu weit rechts gehalten hat: »Das hatte alles seine Ordnung, seine strenge Ordnung. Dies Land ist nazistisch. Wir konnten es nur mit Gewalt und unter Mißverständnissen regieren. Ich bin also nicht überrascht, daß die Sache auf diese Weise endet.« Wenn mir Hermlin schließlich sagen wird, daß er schon einmal eine derartige Situation gekannt habe, vor fast sechzig Jahren, als die Nazis die Kommunisten jagten und die Partei verboten, werde ich natürlich protestieren. Werde ihm das Recht absprechen, die Hitleristen mit jenen netten kleinen Bürgern zu vergleichen, die die Mauer niedergerissen haben. Aber ich müßte mir zugestehen, daß in einem solchen Räsonnieren der Schlüssel für jene merkwürdige Euphorie zu finden ist, die keiner von diesen Menschen verbergen kann: die Euphorie des alten Kämpfers, der am Ende seines Lebens Feuer und Leidenschaft des Engagements seiner Jugend wiederfindet. Würde ich ihm zugeben, daß ich diese Starrköpfe in meinem Innersten als infam, aber durchaus romanesk empfinde?

3. Die Reuevollen. Sie sind optimistischer und hoffen, an den Schalthebeln zu bleiben, indem sie ihr Leiden und ihre Bußfertigkeit in Szene setzen. »Es ist unsere Schuld«, sagen sie, »es ist unser verdammter Fehler.« Oder, leicht variiert: »Es ist die Schuld unserer Vorgänger, der verdammte Fehler dieser falschen Kommunisten.« Oder aber, in einer etwas positiveren Spielart: »Wir bieten euch jetzt nach dem Vorbild Gorbatschows einen gemäßigten Kommunismus an, der euch mit dem Markt, der Demokratie und der Freiheit versöhnen wird.« So spricht natürlich ein Peter Roman in Bukarest. Ein Mladenoff in Sofia. Oder die Berliner Kommunisten wie der während meines Aufenthaltes noch amtierende Kulturminister, die kein Interview geben können, ohne sich beim gesamten deutschen Volk zu entschuldigen. Ist eigentlich jemandem schon mal diese Epidemie von Entschuldigungen aufgefallen, die ganz Mitteleuropa in diesen Monaten heimsucht? Die Rumänen entschuldigen sich bei den Ungarn, die Ungarn bei

den Tschechen, die Tschechen bei den Slowaken, die Deutschen bei den Polen, die Polen bei den Juden und den Zigeunern, Havel bei den Deutschen und alle bei Havel. Ganz zu schweigen von jenem Berliner Schriftsteller, Autor einer erbärmlichen Reihe sozialistisch-realistischer Romane, deren ganze Nichtigkeit ihm plötzlich vor Augen getreten ist, weshalb er jetzt dem Publikum seine Entschuldigung anbietet und seinen Verleger bittet, alle verbliebenen Exemplare aus den Buchläden zurückzuziehen. Es herrscht ein Klima, das man je nach Gusto moralisierend oder komisch finden kann, das aber in keinem Fall einer allgemeinen Glasnost zuträglich ist. Wie dem auch sei – es gibt dieses Projekt und sein entscheidendes Argument: das Schlechte kann nur durch das Schlechte, der Kommunismus nur durch den Kommunismus geheilt werden. Auch wenn er im eigentlichen Mitteleuropa nicht mehr Fuß fassen wird, wer kann beschwören, daß er in Rumänien oder Bulgarien keine realen Zukunftsaussichten hat?

4. Die Transvestiten. Oder besser gesagt: die Recycelten. Wir kennen das Prinzip vom internationalen Bandenwesen und seinen Weißwäschermethoden. Kein Bedauern, keine Entschuldigungen. Besser versuchen, unauffällig und mit geborgter Identität eine neue Karriere zu beginnen. Nur ein Beispiel unter Tausenden, aufgelesen in den Zeilen der polnischen Frühjahrspresse: Da gibt es diesen untadeligen Soldaten – Patriot, Stütze des Staates und seiner Werte, ein General »Force tranquille«, erschöpft von all den Prüfungen und Ehren, dem selbst Geremek und Mazowiecki heute zugestehen, daß er ihnen das Schlimmste erspart hat – und in dem ich nur mit größter Mühe den furchtbaren Jaruzelski wiederzuerkennen vermag. Dezember 1981? Vergessen. Kriegsrecht? Vorbei, vorbei. Das Verbot der Solidarnosc, die verhafteten Gewerkschafter? Alles restlos entsorgt! Von Bedeutung ist nur noch die eine Frage, ob dieser reine, tugendsame Held nun die Reinkarnation von Konrad Wallenrod oder aber von Elsino ist. Elsino, jene bewundernswerte junge Frau, die sich in dem Epos von Zygmunt Krasinski dem Tyrannen Heliogabale hingibt, um ihrem Bruder Irydion Gelegenheit zu verschaffen, sich unbemerkt zu nähern und den Tyrannen zu töten – ein Jaruzelski, der Breschnews Stiefel leckt, um ihn besser zu hintergehen und ihm Honig um den Mund zu schmieren. Oder Konrad Wallenrod, der Prinz von Mazowien, als die teutonischen Ritter Krieg gegen Polen führten. Eine von Mickiewicz' schönsten Dichtungen handelt von ihm, wie er zum Wohle der Seinen, um Leid und Bitternis von ihnen abzuwenden, zum Verräter wird, sich in den Dienst des Feindes stellt und dadurch vorübergehend der schmerzlichen Verachtung seines Volkes ausgesetzt ist – auch hier wieder: der gute General, der nur zum Schein ein Mann der Sowjets war, in Wirklichkeit aber zum Wohle seiner Nation

handelte. Elsino oder Wallenrod? Krasinski oder Mickiewicz? Die Debatte mag einem albern vorkommen. Aber genau so wird heute in Warschau über den polnischen Präsidenten geredet.

5. Die Yuppies von Papa Marx. Das sind die Ausgebufftesten. Vielleicht auch die Begabtesten. Sie denken, daß alles im Eimer, der Stab über dem Regime gebrochen ist. Für sie haben wir es mit einer Revolution zu tun, die der marxistischen Lehre durchaus keine unbekannte Größe ist: eine klassische »bürgerliche Revolution«. Und weil sie Marxisten sind, konsequente Marxisten sogar, fügen sie hinzu, daß zu dieser bürgerlichen Revolution eine Bourgeoisie gehört, die, weil noch nicht existent, erfunden werden müsse. Von da an geht alles sehr schnell. So wie es um die Gesellschaft steht, mit ihrem unübersehbaren moralischen, kulturellen, technischen Verfall, folgern sie ohne große Mühe, daß sie selbst im gegebenen Fall vielleicht nicht die schlechtesten Kandidaten abgeben würden – und daß es folglich eine historische Aufgabe sei, sich mit allem Ernst, den große Geschichte nun einmal verlangt, Fax und Diplomatenkoffer zu besorgen, *Time Magazine* oder die New Yorker Business-Journale zu abonnieren und mit Blazer und Klub-Krawatte, Hosenschlag und Brillenform den vermeintlichen Stil amerikanischer Yuppies nachzuahmen. Und schon begegnet man diesen einzigartigen Neo-Bourgeois auf dem Ruski-Boulevard in Sofia, schon ahnt man sie in den Residenzen des Bukarester Park-Viertels. In Budapest, wo sie am zahlreichsten sind, wohnen sie in den Terrassenwohnungen und hinter den geschnitzten Holzfassaden, die in der Vorkriegszeit von den reichen Ungarn auf dem Rosenhügel gebaut wurden. Zynismus? Ach was: Realismus! Opportunismus? Nicht doch: Dialektik! Auf alle Fälle ein Beweis, daß der Materialismus über zweifellos unerschöpfliche Ressourcen und Anwendungsmöglichkeiten verfügt. Und – das aufregende Schauspiel der Geburt einer neuen Klasse von Entrepreneurs auf den realen Trümmern und den nicht weniger realen theoretischen Fundamenten eines gut verstandenen Marxismus.

Und nun? Wer hat recht? Wer von den Aufsässigen und Reuigen, den Transvestiten und Stalinisten, wer von den an die Basis zurückgekehrten Securitate-Leuten und den ehrgeizigen Managern, die man heute schon beim Frühstück in den feineren Hotelbars trifft, wer von all denen hat nicht nur die richtige Analyse bereit, sondern dazu noch ein erfolgversprechendes politisches Kalkül? Es darf gewettet werden. Noch ist alles völlig offen. Buchstäblich offen sind die Wetten übrigens in den unzähligen Cafés in Pest, deren Wiedereröffnung für György Konrad das sichtbarste Zeichen eines zurückgekehrten Mitteleuropa ist. Darunter steckt auch eine andere Sorge, beherrschendes Thema auf allen öffentlichen Plätzen der Region,

von der Oder bis an die Donaumündung, von den Prager Kavarnas, wo man die Welt beim Schlürfen eines Weißweins neu entwirft, bis zu den rumänischen Sommergärten, wo man mehr auf alkoholgetränktem Wurstfleisch steht: Was soll noch aus ihr werden, jener unwahrscheinlichen Revolution, die die Länder Mitteleuropas erschüttert hat? Gibt es sie überhaupt? Wie tief reicht sie, wie sehr ist sie in den Strukturen und Mentalitäten verankert? Oder muß man sich im Gegenteil, wie die Pessimisten munkeln, auf eine massive Rückkehr der Besiegten, ihrer Apparate und Methoden gefaßt machen?

Wenn man die Dinge von Paris aus betrachtet, dann reduziert sich das Hauptargument der Pessimisten, so scheint mir, stets auf das »Gesetz der unvermeidbaren Nostalgie«. Diese Völker, so sagt man, entdecken den Markt. Mit dem Markt kommt die Konkurrenz. Mit der Konkurrenz ein ganzer Haufen von Unannehmlichkeiten – Inflation, Arbeitslosigkeit, strengere Disziplin in den Fabriken, Schließung von veralteten und subventionsabhängigen Unternehmen –, die zu akzeptieren sie ihre ökonomische Nicht-Bildung nicht vorbereitet hat. So gesehen wäre es nicht überraschend, wenn eines Tages all die Enttäuschten der guten alten Zeit einem Sozialismus nachtrauern sollten, der sie zumindest in dieser Hinsicht absicherte. Natürlich hat dieses Argument etwas für sich. Und ich selbst konnte zahllose Hinweise und Berichte sammeln, die in diese Richtung deuten: ein Seemann aus Gdansk, der die Solidarność zugunsten der alten Ex-PVAP-Gewerkschaft aufgibt; eine Mutter aus Budapest, deren Kindergarten aus Rentabilitätsgründen geschlossen wird; ein bankrotter Unternehmer in Sofia; auf die Straße gesetzte Mieter in Prag; in Krakau ein Hausbesitzer, dem der zurückgekehrte Eigentümer die ältere Urkunde unter die Nase hält; und am Tage nach meiner Ankunft in Ost-Berlin eine Demonstration von Jugendlichen, die nichts mehr und nichts weniger verlangen als die Wiedererrichtung der Mauer. Aber dennoch, ob zu Recht oder zu Unrecht – und stets in Gefahr, schon morgen von den Ereignissen wiederlegt zu werden –, habe ich das Gefühl, daß hier nicht das Wesentliche liegt. So übereinstimmend all diese Anzeichen sein mögen, sie ändern glücklicherweise nichts an der Kraft einer Ablehnung des alten Systems, für die ich unterwegs noch weitaus mehr Hinweise finden konnte.

Man kann sich, wenn man es drauf anlegt, durchaus vorstellen, daß es den Kommunisten eines Tages gelingen wird, wieder Fuß zu fassen. Man kann annehmen, daß sie sich reformieren, modernisieren und wieder auf den Plan treten. Vielleicht kommt sogar eine Zeit, wo angesichts der absehbaren Übertreibungen eines ungezügelten Liberalismus ein Gegengewicht geradezu notwendig erscheinen mag. Und man kann sich dann weiter ausmalen

– siehe das Gesetz der unvermeidbaren Nostalgie –, daß es der Partei trotz ihres Bankrotts auf wundersame Weise gelingen könnte, sich als Gegengewicht zu verkaufen. Dennoch: Mit welch diabolischer Geschicklichkeit die Partei eine solche etwaige (und unwahrscheinliche) Wende auch bewerkstelligen sollte, sie wird nur noch eine Partei unter vielen anderen sein, mit denen sie um die Macht wetteifern muß – und das wird sie unumkehrbar von dem unterscheiden, was sie bis jetzt stets gewesen ist. »Eine kommunistische Partei hat es bei uns doch nie gegeben«, sagten mir die meisten Gesprächspartner in völligem Ernst. »Wir hatten eine Mafia. Eine Bande von Profithaschern und Gaunern. Einen Apparat, der sich mit dem Staat gleichsetzte und jedes noch so kleine seiner Rädchen unter seine Fittiche nahm. Aber auf gar keinen Fall hatten wir das, was ihr in Frankreich eine Partei nennt. Soll es sie doch geben, diese Partei! Eine wahre kommunistische Partei, mit ihren Aktivisten, ihrer Strategie, ihrem Programm! Soll sie sich doch entwickeln, wenn es ihr gelingt, und ihre Standpunkte verteidigen! Paradoxerweise wäre das für die jungen Demokratien im Osten das Beste, was ihnen passieren könnte: Es wäre nicht die Rückkehr der alten Ordnung, sondern ganz im Gegenteil der Beweis, daß sich unsere Situation endlich normalisiert hat.« In diesem Licht gesehen, ist die Debatte um die »Nostalgie« in jedem Fall eine falsche, und falsch gestellt auch die Frage, wieviele denn nun wirklich dem »Kaviar Breschnews« nachtrauern werden. Es zählt allein die Tatsache, daß diese Länder mit jenem System der Staatspartei gebrochen haben, das sie im Innersten kennzeichnete – und dieser Bruch ist endgültig. Ganz gewiß.

III

Wenn die »Rückkehr« des Ancien Régime auch nur eine imaginäre Gefahr darstellt, so gibt es daneben ein durchaus reales Problem, nämlich die psychologische und materielle Bilanz des Kommunismus. Wie es Alexander Sinowjew, der Autor des *Homo Sovieticus*, sagte: Die Parteien mögen sterben, die Macht für immer abgeben. Ihre Aktivisten und Führer können bis zum letzten Mann verschwinden (genau die entgegengesetzte, aber nicht weniger plausible Hypothese als die gerade genannte). Aber ein Abdruck wird immer bleiben. Eine kulturelle und moralische Erbschaft. Eine Altlast, die Jahrzehnte brauchen wird, um zu verschwinden, ein Kommunismus als Sediment und Bodensatz. Das wird bleiben vom Kommunismus, wenn es keine Kommunisten mehr geben wird und ihre Namen, ja die Erinnerung an sie aus unseren Hirnen verschwunden sein werden.

Wenn man eine umfassende Inventur machen wollte, so müßte mit der Wirtschaft begonnen werden. Dort sind die Fakten bekannt, vernichtend

die Zahlen. Und niemand käme auf den Gedanken, das beispiellose Desaster der letzten vierzig Jahre zu leugnen.
Ein zweiter Bilanzposten: die Ökologie. Auch hier erzähle ich nichts Neues. Nur zu bekannt sind die Bilder von ausgeplünderten Böden, verwüsteten Wäldern, von Flüssen und Binnenmeeren, in denen mittlerweile neben anderen Mutanten absonderliche Fische mit blauem Fleisch auftauchen. Wer glaubt, schon alles gesehen zu haben und nichts Neues mehr über das Desaster einer brutalen Industrialisierung lernen zu können, die außer dem Profit kein Gesetz mehr kennt, dem empfehle ich einen Abstecher nach Nowa Huta, dem Stolz des Ancien Régime und zugleich der Wiege von Solidarnosc. Mit fünfzig Jahren sterben hier die Arbeiter, und die Kinder haben schon bei der Geburt eine Menge Blei in den Adern, die von den Ärzten der Weltgesundheitsorganisation als kritisch eingeschätzt wird.
Dritter Posten – weniger bekannt, weil weniger sichtbar: die Literatur. Wenn man sich die Lage der Literatur im Osten anschaut, denkt man stets an Konrad und Konwicki, Dimitrova und Vaculik. Man denkt an die wenigen Großen, die, Gott weiß wie, in diesem totalitären Winter überlebt haben und deren Stimme durch das Debakel in der Tat befreit worden ist. Von den Toten dagegen spricht keiner. Will sagen: von denen, die der Kommunismus literarisch getötet hat. Oder noch richtiger: von den Lebenden, bisweilen den Besten, die er ein für allemal gebrochen hat. Ich werde diese Bilanz jetzt nicht in wenigen Zeilen aufmachen. Aber ich möchte eine melancholische Überlegung Blaga Dimitrovas wiedergeben, die eines Nachmittags in Sofia, im Kreise einiger Schriftsteller, von dem exzessiven »Pathos« und der »Vollmündigkeit« sprach, die der Kommunismus dem Roman vererbt habe. Oder auch die Überlegung eines jungen Berliner Schriftstellers, der mir erklärte, daß für eine ganze Generation schon der bloße Begriff des Romans derart von den offiziellen Regimeschreibern in Beschlag genommen worden ist, daß er gleichbedeutend wurde mit Aufgeblasenheit, Übertreibung, Konformismus. Eine ganze Generation verloren für die »große Form« eines Musil, eine ganze Generation, die sich auf kurze, fragmentarische, oft kleine und kleinste Formen beschränken mußte, deren enttäuschende Zerbrechlichkeit sie besser kannte als sonst jemand. Ist er tot, der Roman in Mitteleuropa? Das ist bekanntlich die These von Milan Kundera. Für einen ganzen Teil der deutschen – und auch der osteuropäischen – Jugend ist es mehr als eine These, ist es gelebte Erfahrung.
Aber ich komme zum Wesentlichen. Zur Bilanz dessen, was der Kommunismus nicht in den Büchern, sondern in den Köpfen hinterlassen hat. Ich bin in Sofia, Tolbukin-Boulevard. Eine erstaunlich geräumige, orientalisch möblierte Wohnung. Hundertfünfzig junge Leute sind da, vielleicht auch

zweihundert. Sie gehören zum Klub »Synthese«, einem Zusammenschluß oppositioneller Studenten, in dem, so hatte mir Yves Manville, der Presseattaché der Botschaft, berichtet, die hellsten Köpfe des Bulgariens nach Schiwkoff anzutreffen sind. Man sitzt auf dem Boden, steht oder zwängt sich auf alle nur vorhandenen Stühle, Tische und Hocker. Zunächst bedrängen sie mich mit ihren Fragen, bevor sie sich, sehr rasch, bereiterklären, mich den Part des Fragenden spielen zu lassen. Zuerst wird über Politik geredet. Unvermeidlich. Mit den unvermeidlichen Erörterungen, ob sich nun unter Mladenoff etwas geändert habe oder nicht. Doch dann kommt jemand auf die Türkenproblematik zu sprechen und erinnert daran, daß alles in dieser Affäre eine Frage des Namens war; ein anderer fügt hinzu, daß die entscheidenden Debatten am Runden Tisch zwischen Regierung und Opposition, jene Diskussionen, wo man förmlich das Gewicht der vergangenen Kämpfe spürte, immer Debatten um Wörter waren. Und schon stimmt ihnen ein dritter zu und ergänzt, daß seiner Meinung nach der ganze Kommunismus nichts als eine reine Wortangelegenheit gewesen sei und es deshalb genügen würde, zehn Wörter aus dem Sprachgebrauch zu verbannen, um auch dem Kommunismus das Fundament zu entziehen und ihn verschwinden zu lassen. Und welche Wörter? Na, Sozialismus zum Beispiel... oder Volk... oder den Bindestrich im Marxismus-Leninismus, der eine weitaus wichtigere politische Figur sei als die ganze Sofioter Garnison. Der Kommunismus – eine Maschine, um die Struktur der Sprache zu verformen und zu korrumpieren. Um den Kommunismus wirklich hinter sich zu lassen, muß man erst das Sprechen wieder neu erlernen.

Ich bin in Bukarest. Zwei Tage lang hatte ich meine Dosis an Geschwätz und Lügen erhalten. Hundert Mal die Geschichte von Temeswar und dem grauenvollen Genozid. Zum Glück treffe ich schließlich Octavian Paler, Romancier und Herausgeber der Zeitung *Romania Libera*. Ein historischer Gegner des Ceauşescu-Regimes und zur Zeit einer der unabhängigsten Köpfe. »Diese Gesellschaft ist krank«, beginnt er mit seiner schönen, tönenden Stimme, auf die auch alle Bitternis keinen Dämpfer legen konnte. »Nein, nicht wirtschaftlich krank, auch politisch nicht! Sie ist ethisch krank... krank vor Schuld, wenn Sie so wollen... krank vor Scham und Gram. Denn das eigentliche Verbrechen des Regimes sind nicht die Demagogie oder die Lüge, auch nicht die Unterdrückung, die Toten oder der Handel mit Kindern. Nein: das Regime hat die Opfer zu Komplizen gemacht und uns alle mit dem System der Unterdrückung kompromittiert. Nehmen Sie nur mich als Beispiel! Ich habe nichts Böses geschrieben, nichts Ehrenrühriges getan. Ich wurde sogar verfolgt und verurteilt, weil ich gewagt hatte, mich gegen die Verfolgung von Dinescu zu wenden. Und doch

bin ich schuldig. Genauso wie meine Kollegen, die zur gleichen Zeit ihre Oden auf Elena schrieben, genauso wie all die braven Leute um uns herum, die letztendlich alle den Rücken gekrümmt haben – mehr oder weniger.« Es ist eine diffuse Schuldigkeit, von der Paler spricht. Eher kollektiv als individuell. Mehr eine Ansteckung als wirkliches Beteiligtsein. Eine Schuld, deren zugehöriges Verbrechen nur sehr schwer zu fassen ist, selbst wenn man spürt, wie schwer sie auf den Gewissen lastet. Und gerade weil sie keinen realen Gegenstand hat, wird sie umso schwerer zu beseitigen sein. Eine Art der Buße – für Menschen, die nicht wissen weshalb? Eine Heilmethode für eine Krankheit ohne Namen? Auch dies ist Teil der Bilanz. So wie die Dinge stehen, eine Bilanz, die ebenso schwer zu beseitigen sein wird wie die zehn Wörter, von denen der Student sprach.

Ich bin in Warschau. Abendessen bei Philippe Reliquet, dem französischen Kulturrat. Marek Siemek ist da, der Philosophieprofessor der Universität Warschau. Piotr Szymanowski, Herausgeber einer Theaterzeitschrift, der frankophile und frankophone Rémi Forycki, Spezialist für romanische Literatur. Allen stelle ich meine Frage. Alle bemühen sich mehr oder weniger freiwillig um eine Antwort. Bis einer – ich glaube, es war Marek Siemek – auf diese Kriminalaffäre ohne Verbrechen zu sprechen kommt: »Schuldig? Ja, wir sind schuldig; aber was viel wichtiger ist: in dem, was uns das Regime mit auf den Weg gegeben hat, ist der Haß. Der Haß gegen sich selbst. Der eigene Haß gegen die anderen. Der Haß der anderen gegen alle. Man sagt, der Kommunismus sei die Liebe oder zumindest die Solidarität. Man sagt: Nun gut, das klappt zwar nicht so ganz mit der Ernährung, aber es ist immer noch besser als das Dschungelgesetz des Kapitalismus, weil es ein wenig Gemeinschaft erlaubt und Wärme unter den Menschen. Ein Witz! Eine unglaubliche Mystifikation. Der Kommunismus ist der Tod der Gesellschaft. Ihre größtmögliche Atomisierung! Menschen, die aufeinander gehetzt werden und fähig sind, sich für ein Kilo Kartoffeln oder einen Platz in der Schlange zu meucheln. Da haben wir ihn, unsern neuen Menschen! Mit dem kleinen Unterschied, daß es ein Mensch ohne Moral ist, der weder an Gott glaubt noch an den Teufel. Eine Art absoluter Zyniker, der nicht die geringste Vorstellung mehr hat von seinen Pflichten gegenüber dem Nächsten.« Dazu muß man wissen, daß Marek Siemek ein guter Vertreter jener polnischen Familie der »Unheilbaren« ist: bis zum jetzigen Zeitpunkt ist er noch immer Mitglied der Partei.

Ich bin in Ost-Berlin. Ulrike ist vierzig. Netzstrümpfe, schwarzer Lederrock, weiße Bluse. Die roten Haare eckig geschnitten. Mit dem sympathischen Lachen eines Mädchens, dem das Interesse an ihrer Person nicht unangenehm ist. Eine moderne Wohnung, aufgebockter Rauchglastisch

und überall Schreibmaschinen. Die ideale Wohnung von jemandem, der ein Interview über die-Chancen-der-Demokratie-im-Osten-und-die-Perspektiven-eines-dritten-Weges geben soll. Ich bin übrigens nicht der einzige Interessent. Das Telefon klingelt in einem fort. Hier Fernsehen X. Hallo? Radio Y am Apparat. Dann ruft ihr Mann, sehr stolz: »Ulrike, Liebling – ein Journalist!« Und Ulrike bemerkt mit leicht gespielter Genervtheit: »Furchtbar, diese Journalisten. Lassen einen keine Minute in Frieden.« Zwischen zwei Anrufen stelle ich meine ewige Frage nach der Bilanz: »Und Sie ganz persönlich, was empfinden Sie? Was ist Ihnen konkret geblieben? In Ihrem Kopf natürlich, im Leben, im Alltag?« Die Frau versteht zunächst nicht. Zögert. Antwortet ausweichend. Versucht sogar, mich für eine hochinteressante »Assoziation« zu begeistern, die sie mit BRD-Politikern gründen will. Und dann hört sie mit einem Mal auf zu lachen, wird unruhig, schaut aus dem Fenster, steht auf, kommt zurück und setzt sich wieder, die Hand über die Stirn gelegt und sichtlich unwohl: »Das ist dermaßen schwierig... Jetzt erleben Sie mich völlig normal... Eine vollkommene Pasionaria, nicht wahr?... Die edle Vorkämpferin für die Chancen der Demokratie im Osten... Sie sehen mich telefonieren, nett zu den einen, scharf gegenüber den anderen... Aber Sie sehen die Krankheit nicht, an der ich leide... Ich bin im Kommunismus aufgezogen worden, verstehen Sie... Habe niemals die Demokratie gekannt, hatte nicht die leiseste Ahnung, was das sein könnte... Und jetzt sehen Sie mich mit meinem Gehabe und der Geschäftigkeit... Aber ich kann weder ja noch nein, noch ja und nein sagen, gerate in Panik, wenn ich Entscheidungen treffen oder Initiativen ergreifen soll, wie es in den freien Ländern üblich ist. In jedem Menschen ist doch so etwas wie ein kleiner Federantrieb versteckt, die Verantwortlichkeit. Ich glaube, in mir ist diese Feder zerbrochen...«

Ich bin in Prag. Stepanska, Alcron-Hotel. Eine Businessmen-Fabrik mit ausgewaschenem Rubinsamt und kunstholzgetäfeltem Lift. Hier treffe ich schließlich doch noch Ludvik Vaculik, den tschechischen Romancier, den Kundera – völlig zu Recht – für einen der zur Zeit wichtigsten hält. Vor zwei Tagen hat er mich sitzen lassen. Ein witziger, sehr koketter Mensch. Ein rechter Bauernschädel, rundlich und mit Brille. Um sich für das geplatzte Rendezvous zu entschuldigen, hält er eine Rose in der Hand: »Wissen Sie, ich bin in Brünn gewesen, beim Kongreß der Grünen. Für mich war es wichtig, dagewesen zu sein. Ich wollte mir mal ihre Gesichter anschauen. Warum? Schließlich stimmt man ja für Köpfe, gibt die Stimme dem Wahlprogrammverkäufer, dessen Nase einem gefällt...« Und als er mein Erstaunen bemerkt: »In der Tschechoslowakei gibt es so viele Parteien! 38 sind es, mein lieber Herr! Wie soll man sich da noch zurechtfinden? Nach welchen

Kriterien? Vor einigen Jahren habe ich in einer französischen Zeitung Fotos von Stalinisten und Antistalinisten gesehen, kunterbunt durcheinander. Aber glauben Sie mir: man konnte sich nicht täuschen, ihr Wesen stand ihnen ins Gesicht geschrieben.« Ich möchte Vaculik nicht die Beleidigung antun, in ihm ein »Symptom« zu sehen. Zumal wir über tausend andere Dinge, die ihm wichtiger waren, gesprochen haben. Aber diese kleine Rede, so nebensächlich sie auch sein mag, ist trotzdem bezeichnend für den Mißkredit der Politik, auf den ich vom ersten Tag meiner Ankunft an überall stieß. Und Havel? Natürlich gibt es Havel. Aber ein Plebiszit ist noch keine Wahl. Charisma kein Programm. All die diversen »Fronten« und »Foren«, die seit Beginn der Umwälzung in diesem Land aufgeblüht sind, entsprechen nicht wirklich unseren demokratischen Parteien. So gehört auch das zur Bilanz des Kommunismus: die dauerhafte Zerstörung, im System wie in den Köpfen, all jener Reflexe, Orientierungspunkte und Riten, die im Westen Politik genannt werden.

So könnte ich noch länger fortfahren. Beispiele und Zeichen aufzählen. Ich könnte zum Beispiel von der Schwierigkeit erzählen, sich an den Gedanken des Marktes zu gewöhnen; von den überall anzutreffenden Verdammungen der »Konsumgesellschaft«; von jenem Vorschlag, der in den Gesprächen immer wiederkehrte, die wir in Prag mit dem Fernsehdirektor der »Sept«, Jérôme Clément, führten: endlich ein freies Fernsehen, ohne jede Zensur, aber dennoch umgeben von einem ganzen Haufen »moralischer Autoritäten« und allen möglichen »Ethik-Komitees«, die Sex, Porno und Gewalt von ihm fernhalten sollen. Ich könnte auch Michnik zitieren, als er über den tiefen Haß der Polen auf den Pluralismus sprach, oder Foricky, der bei den Männern und Frauen, die unter der stalinistischen Knute erzogen worden sind, eine schon fast genetische Intoleranz feststellt. Oder von der Straßendemonstration in Bukarest, auf der Arbeiter ihren Haß gegen Europa herausbrüllten – mit dem Original-Vokabular eines Ceauşescu. Doch lasse ich das letzte Wort lieber jenem Schriftstellerzirkel, der mich im Namen des PEN-Klub am Tag meiner Abfahrt in Warschau empfing. Nach dem üblichen apokalyptischen Bild vom Zustand der polnischen Kultur kommen sie ein letztes Mal auf die Frage der Bilanz zurück. »Wir sind alle ein wenig Kommunisten«, sagt einer zu mir. »Wir haben den Kommunismus in unseren Köpfen. Vielleicht bin ich sogar Kommunist, ohne es zu wissen.« Und ein anderer: »Der Kommunismus ist uns unter die Haut gedrungen, in Fleisch und Blut übergegangen.« Ein dritter, mit noch mehr Pathos, und dem ich nun wirklich das Schlußwort überlasse: »Wie Sie sehen, sind alle Pforten offen. Aber ich bin nicht sicher, ob es uns auch gelingt hindurchzugehen.«

IV

Nehmen wir Polen als Beispiel. Man spricht von der »polnischen Nation« oder auch dem »polnischen Nationalismus« und tut so, als handelte es sich um eine banale politische Realität, wie sie in jedem lateinischen Land anzutreffen ist. Dabei hat man es wieder mit einem vollkommen fremdartigen Phänomen zu tun, das sich nicht auf das reduzieren läßt, was überall sonst Nationalismus genannt wird und hier nur etwas brutaler und lärmender auftritt. Bevor man nach Warschau fährt, sollte man sich *Die Bücher der polnischen Nation und der polnischen Pilgerschaft* ansehen, jenen Text von Mickiewicz, den Lamennais »so schön wie das Evangelium« fand. Dort wird im wesentlichen dargelegt, daß, mögen die Nationen auch Menschenwerk sein, die Menschen doch Schöpfungen Gottes sind und daß vor allem die polnische Nation von Ihm als vorzügliches Werkzeug seiner Vorhersehung und Ratschlüsse ausgewählt worden sei. Und von Zygmunt Krasinski, dem großen Rivalen Mickiewicz', sollte man die sehr schöne Beschreibung dieses »Landes der Kreuze und Gräber« lesen, in dem auch er eine Art heiligen Ort sieht, wo jedes Staubkorn mit Geist gesättigt ist, und der Verantwortung für das ganze Weltengeschick trägt. Diese Seiten muß man im Kopf haben, wenn man zufällig in irgendeiner kleinen Vorstadtgemeinde Warschaus auf einen Priester trifft, der einem erklärt, daß Verbrechen gegen Polen keine Verbrechen, sondern Sakrilegien seien und auch als solche geahndet werden müßten. Ich liebe Polen und unterstütze es in seinem Kampf. Wenn Not am Mann war, haben die Jünger der Schwarzen Madonna, die in Tschenstochau Kantaten in ihre Revolte mischten, niemals lange um meine Unterstützung betteln müssen. Aber mir ist klargeworden, daß in diesem Nationalismus ein Gutteil Mystik und Fanatismus steckt, wodurch er mehr von einem Integrismus hat als von einem herkömmlichen politischen Diskurs. Als mein kleiner Gemeindepriester dann ausrief: »Gott hat sein Gesicht von uns abgewandt, und wir sündigen Polen werden vor Ihm zu Staub zerfallen«, wußte er da, daß er gewiß einen Psalm zitierte – aber auch und fast wortwörtlich eine Passage jenes merkwürdigen Textes aus dem beginnenden 19. Jahrhundert, der »Gotteshymne über die Wohltaten, die Seine Vorsehung Polen gewährt hat«, dessen Autor, Jan Pawel Woronicz, einer von den romantischen und begeisterten Nationalisten war, auf die der heutige Fanatismus zurückgeht?

Bulgarien: ein anderer Fall, eine andere Welt. Orthodoxie anstelle des Katholizismus, und die Welt des kyrillischen Alphabets anstelle des lateinischen – aber unübersehbar der gleiche Mechanismus. Auch hier wird einem erzählt, die Bulgaren seien ein heiliges Volk, ihre Sprache eine heilige Sprache. Man wird daran erinnert, daß es die Heiligen Kyrill und Method

waren, die Rußland die Schriften brachten, und daß auch heute noch die Messe in Kirchenslawisch, also Altbulgarisch gelesen wird. Und weil aus diesem Grund das Altbulgarische neben dem Griechischen, Hebräischen und Lateinischen die vierte kanonische Sprache der Christenheit sei, stehe Bulgarien der Führungsanspruch in der slawischen Welt zu. Es genügt, sich in Sofia die Krypta der Alexander-Newski-Kathedrale anzuschauen, wo die nationalen Kunstschätze ausgestellt werden. Diese Marien aus dem 13. Jahrhundert, die »Christ-Pantokratoren« aus dem 14. Jahrhundert, diese lächelnden, goldschimmernden Ikonen, noch ganz unter dem Einfluß von Byzanz – eines Byzanz, als dessen Kaiser sich der ruhmreiche König Simeon II. proklamieren konnte. Man beobachte, wie sich die Blicke dann plötzlich verschleiern, als die Ottomanen einfallen, wie die Gesichter düsterer werden und ein Tschador dem Kind das Gesicht der Jungfrau verbirgt – aber um die Leben der Heiligen ranken sich, wie Schreie des Widerstands, die altslawischen Inschriften. Und nachdem schließlich die Freiheit wiedergefunden ist, erblühen sie von neuem, die Christi auf dem Thron, die Christi als Bischöfe, die Heiligen Nikolas und Dimitri aus der Schule von Samokoff, mit ihren ruhigen Gesichtern, die alle Welt zu ich-weiß-nicht-welchem Hallelujah einzuladen scheinen. Diese Krypta ist das Museum der Seele Bulgariens. Das Brevier seiner Passionen. Hier wird vom Leidensweg einer anderen Nation Christi gekündet, der genau wie in Polen vom hehrsten Ruhm zum bittersten Elend führte – bis sie schließlich wieder an eine Wiederauferstehung glauben durfte. Das ganze auf Kosten von einigen Millionen Türken, die für gewöhnlich die Zeche für diese nationalistischen Fieberschübe zahlen müssen.

In Bukarest finden wir die Anhänger eines Großrumäniens – »dakisch, slawisch und lateinisch«. In Budapest die eines großen Ungarns, das gestärkt durch seine Vergangenheit und das gegen die Türken vergossene Blut von der Karpatenkette bis zur nördlichen Adriaküste reicht, und im Westen bis zu den österreichischen Alpen. Ich könnte auch von meiner Unterhaltung mit einem ehemaligen Kommunisten in Ostberlin berichten, einem Fichte-Leser, der mir eine »linke« Version der alten Theorie vom »Herrenvolk« entwickelte: Deutschland sei eine Idee; Deutsch die Sprache der Zukunft; und wir, wir Deutschen, hätten die fast heilige Mission, diesem Mitteleuropa in seinem Durcheinander der Stämme und entfesselten Partikularismen etwas vom Universellen zu bringen.

Die Aufzählung wird schnell langweilig. Denn das Schema ist immer dasselbe. Erstens: es gab einmal eine Zeit, wo die Nation noch voll des Ruhmes war. Zweitens: eine Katastrophe bricht herein, die sich in den meisten Fällen wiederholt und die Nation demütigt, zerstückelt, erniedrigt und

quält. Drittens: die Nation leidet zwar und ist bis in die Seele hinein verletzt (wenn auch nicht in ihrem Genius), besitzt aber Anspruchsrechte, die sie vor allen Instanzen der Welt geltend macht – eine Art Gläubiger-Nation, die vom Planeten die Begleichung der Schuld verlangt, das ihr angetane Unrecht herausschreit und dabei aus ihrem Schmerz nur noch mehr Kraft schöpft, sich zu empören. Und viertens: natürlich geht es nicht nur um juristische Ansprüche, seien sie wirklich begründet oder nur schlicht politisch, über deren Rechtmäßigkeit man verhandeln und Kompromisse schließen könnte; bei diesen Nationen handelt es sich um messianische. Ihnen ist eine Mission aufgetragen, deren Legitimität in den Geschichtsbüchern nachzulesen ist, diesen neuen heiligen Schriften – und deswegen sind sie auch zu allem bereit, um sich zu holen, was ihnen zusteht.
Umso mehr, als der Schritt von der Geschichte zur Geschichtsrevision im allgemeinen rasch getan ist – und die Nationen in Mittel- und Osteuropa sind leider nur zu schnell bereit, ihn zu gehen. Da gibt es den eben genannten Deutschen, den Fichte-Leser, der mir als Letztgeburt seiner schlaflosen Nächte eine Aufzählung der historischen Rechte der Minderheit in Schlesien und Pommern vorführt. Da ist unser kleiner Priester aus Warschau, der mir eine Theorie ausspinnt, mit der er gegen die Ansprüche eines Großdeutschland sein Großpolen begründen möchte. In Bulgarien die Litanei vom »Joch der Ottomanen«, mit der man mir auf Schritt und Tritt in den Ohren lag. In den Schulbüchern nimmt das Joch einen prominenten Platz ein, und es ist natürlich ganz wesentlich für das Selbstverständnis der Märtyrernation – ebenso wie für die Verfolgung der moslemischen Minderheit. Alle seriösen bulgarischen Historiker gestehen heute zu, daß dieses Joch keineswegs die Barbarei war, als die sie uns geschildert wird, und insgesamt mehr jenem Herrschaftsstil ähnelt, den die Österreicher im 19. Jahrhundert in Mitteleuropa praktizierten. Auch die »Zwangsislamisierung« der Bulgaren im Grenzgebiet zur Türkei ist ein reines Phantasieprodukt und durch kein Dokument belegt. In Rumänien stoßen wir auf die schwer wiederzugebende Doktrin des sogenannten »Protochronismus«. Man könnte über sie lachen, würde sie nicht von einer ganzen Reihe bedeutender Leute ernstgenommen. Danach hätten die Rumänen als getreue Abkömmlinge der genialen Dakier so ungefähr alles erfunden oder entdeckt: im 15. Jahrhundert das Barock, noch vor Kolumbus Amerika, die Buchdruckerkunst auch ohne Hilfe Gutenbergs und im 18. Jahrhundert schließlich die Kybernetik! Jedesmal natürlich ein glatter Schwindel unter Zuhilfenahme von Fälschungen. An fast jeder Straßenecke die »Protokolle der Weisen von Zion«. Historische Fiktionen von ganz besonderer Perversität, deren Ziel es immer wieder ist, die Nation in ihren kühnsten Ansprüchen zu bestätigen. Istvan Bibo

schreibt in seinem Buch *Das Elend der Kleinstaaten Mitteleuropas,* daß keine andere Region auf der Welt die Mythomanie und die Geschichtshysterie ähnlich weit getrieben hat. Nicht ohne Bitternis bemerkt er, daß die Tschechoslowakei hierin keine Ausnahme mache. So hatte erst Masaryk »den Mut, ein historisches Dokument als Fälschung zu entlarven, das bis dahin Objekt eines wahrhaften, übrigens sehr schmeichelhaften Nationalkults war«.

Soll man zur Entschuldigung sagen, daß diese Länder fragil sind und gefährdet? Daß es im Gedächtnis eines Polen oder Tschechen etwas gibt, was wir niemals haben werden, nämlich die physisch-konkrete Erfahrung der Vernichtung einer Nation? Darf man ihnen zugutehalten, daß sie Nationen im Bewährungsstand sind, quasi Nationen in der Schwebe? Nationen, die schon einmal gestorben sind und also wissen, was das heißt, und daß der Tod einer Nation kein reines Gedankenspiel ist? Daß es sich – neben Israel in einem gewissen Grade – um den einzigen Ort auf der Welt handelt, wo sofort als mögliche Apokalypse erlebt wird, was sonstwo als Krise, als vorübergehende und keineswegs außergewöhnliche Bedrohung wahrgenommen würde? Natürlich, man darf all dies in Rechnung stellen. In diese Optik kann man sie, wie es etwa Bibo tut, einordnen, jene merkwürdige Mischung, die den Nationalismen Mitteleuropas eigen ist, jene Mischung aus Stolz (wir Dakier ... wir Slawen, das Salz der Erde ...) und existentiellem Masochismus (wir sind klein ... sehr klein ... wir sind die Würmer der großen Weltgeschichte ...). Natürlich liegt hier der Ursprung für den Geschichtswahn, der sich aller Hauptstädte bemächtigt hat und den Gesprächen dort etwas so Irreales anhaften läßt – ich habe noch nirgendwo Menschen getroffen, die dermaßen in ihrer Vergangenheit leben, so gerne auf sie zu sprechen kommen und nicht über die unbedeutendste Aktualität reden können, ohne einem dabei, oft sehr gelehrte, Lektionen über die Dynastie Ottokars, den Großfürst von Posen oder die Belagerung von Konstantinopel zu erteilen. Aber es ist wie immer: eine Erklärung gibt noch keinen Grund ab. Schon gar nicht eine Rechtfertigung. Die Rede von der gefährdeten Nation kann nur die Legitimität eines Diskurses erhöhen, der ganz automatisch in Fremdenhaß, Chauvinismus, Populismus und Antisemitismus mündet. Ich kenne Faschismen, die sich auf Rasse und Boden berufen, kenne den Kult des Blutes und seine unvermeidlichen Liturgien. In Mitteleuropa habe ich etwas Neues entdeckt: einen Faschismus mit historischem Antlitz.

Ein Wort noch über den Antisemitismus, über den ich bisher noch nichts gesagt habe, obwohl mir in nahezu jeder Etappe meiner Reise davon berichtet wurde. Und ein Wort besonders über seine polnische Version, die für

mich direkt mit dem Nationalismus zusammenhängt. Ich bin nach Muranow gefahren, in das alte jüdische Viertel von Warschau. Rund um den Platz sah ich das wiederaufgebaute Mostowski-Palais, das Arsenal und das Lenin-Museum. In den Nebenstraßen neoklassizistische Paläste, die wie durch ein Wunder die Zerstörungen von 1945 überlebt hatten. Aber abgesehen von dem ausgesprochen häßlichen Bronze-Mahnmal, das an den Ghettoaufstand erinnern soll, habe ich nichts, buchstäblich nichts gefunden, keine Spur, keinen Überrest, nicht das kleinste wiederhergerichtete Haus, keine restaurierte Fassade – nichts, was noch bezeugen könnte, daß hier, auf diesem Pflaster vor ihrer Vernichtung die größte jüdische Gemeinde Mitteleuropas lebte. Dann bin ich nach Auschwitz gefahren, die Straße von Kattowitz her, durch den Wald von Dulowa. Da lag die hübsche Kleinstadt Auschwitz, unschuldig wie ein junger Tag. Die netten Häuser, karierte Gardinen an den Fenstern, die gepflegten Gärten, die Burg auf dem Hügel sollten wohl die Deportierten bei ihrer Ankunft beruhigen. Ich habe das Lager besichtigt. Die Schlünde der Öfen. Die Gaskammer. Den Block 10, wo die furchtbaren Ärzte ihrem Geschäft nachgingen. Den »Todesblock« 11. Die Haufen von Brillen und Prothesen. Die Berge von Spielzeug, Kinderschuhen, Haaren. Aber auch hier habe ich praktisch nichts gefunden – bis auf den Block 27, den man »jüdischer Pavillon« getauft hat, so wie es auch einen »französischen« oder »russischen Pavillon« gibt –, was daran erinnert, daß es Juden waren, Millionen jüdischer Frauen, Kinder und Männer, die hier vernichtet wurden. Und schließlich stieß ich am Rande des Lagers auf einen Ziegelbau, wo die Nazis ihr Zyklon B gelagert hatten und in dem jetzt, beschattet von einem sechs Meter hohen Kreuz, unter dem Johannes Paul II. seine Messe hielt, eine Nonnen-Gemeinschaft ihr Kloster eingerichtet hat.

Wenn man polnische Antisemiten befragt und zu verstehen versucht, was sie denn nun wirklich denken, haben sie meistens zwei Typen von Antworten bereit. Einmal die klassische, die harte Antwort. Die Antwort derer, die seit Rosa Luxemburg Judaismus und Kommunismus gleichsetzen und in all dem Aufruhr, den Unannehmlichkeiten, die man den Karmelitinnen bereitet, nur ein Indiz für das unausrottbare jüdisch-freimaurerisch-bolschewistische Komplott sehen wollen. Primas Glemp gehört noch zu den besseren dieser Sorte. Im schlimmsten Fall ist es der kleine Basis-Faschist, der mir erklärte, daß Kardinal Lustiger zu den Beschnittenen gehöre, Erzbischof Decourtray ein verkappter Jude sei und daß hinter der ganzen Affäre, dem Willen der Zionisten, sich dieses Gedächtnis in Gänze anzueignen, nur eine schäbige Geldangelegenheit stecke (die berühmten »Reparationen« ...) und Israel nicht mit Polen teilen wolle. Der banale Antisemitismus. Ich würde

fast schon sagen: der vulgäre. Mit der Leugnung der Realität der Shoah als letzter Konsequenz.
Und dann gibt es auf der anderen Seite die weitaus subtilere und ausgefeiltere Position derer – Journalisten, Intellektuelle, bedingungslose Wojtylisten –, die sich entrüsten: »Keineswegs leugnen wir die Shoah. Wir verharmlosen sie auch nicht und sind, wenn Ihnen daran liegt, auch bereit, an die Tore von Auschwitz zu schreiben, daß die Juden von Auschwitz als Juden getötet wurden ... Aber wir sind polnische Patrioten. Auch wir sind die Erben einer langen und schmerzlichen Geschichte. Und wir behaupten lediglich, daß unsere Geschichte im Mittelpunkt der ganzen Sache stand und sie es war, auf die es die Wut der Nazis besonders abgesehen hatte.«
Da ist sie wieder, unübersehbar: die Thematik der messianischen Nation, gleichgesetzt mit der Passion und dem Leidensweg Jesu Christi und genau wie dieser berufen zu tiefstem Leid und höchstem Ruhm. Man spürt den nationalen Mystizismus eines Mickiewicz, hört Krasinski und sein gemartertes Polen heraus. Es geht um den metaphysischen Streit zweier Völker, die seit Jahrhunderten in einer mimetischen Rivalität, so alt wie die polnische Tragödie, mit gleichem Eifer um die Gunst des Herrn buhlen. Zwei erwählte Völker, zwei auserwählte Völker. Zwei Völker, die beide die Auszeichnung des Höchsten beanspruchen – ein Anspruch, der naturgemäß nur einem zugestanden werden kann. Noch so oft konnte ich erklären, daß all das für einen Juden keinerlei Sinn mache, daß die Idee des Auserwähltseins in der Bibel nie einen Hang zum Märtyrertum, zur Nachfolge und zum Ruhm bedeute; umsonst erzählte ich, daß wir uns über dieses Leidenskönigtum, um das man uns beneiden will, verzweifelt lustig machen; daß es sechs Millionen Tote gegeben hat und diesen sechs Millionen eine Ehrung der Stille, der Wahrheit, der Distanz zukommt – und daß sich die Nonnen ein Beispiel an jenen Frauen nehmen sollten, von denen das Evangelium berichtet, daß sie »aus der Ferne« zusahen, als Jesus ans Kreuz genagelt wurde. Umsonst. Es war aussichtslos, gegen all die Jahrhunderte der Gewißheit angehen, hoffnungslos, diese Monumente aus Papier und Worten erschüttern zu wollen. Der ganze polnische Romantizismus, all diese »Klagen eines Sarmaten auf dem Grab des Sigismund August« bilden das eigentliche Fundament all der Maximilian-Kolbe-Kirchen, deren es heute allein in der Diözese Krakau schon zwölf gibt.
Um vollständig zu sein, müßte ich noch etwas über die Rolle der Kirche im polnischen Nationalleben sagen, müßte die Popularität von Glemp, die Allgegenwart des Episkopats schildern, nicht zu vergessen die zunehmende Gereiztheit eines Teils der Solidarność, die es immer weniger verträgt, daß Walesa nie ohne seinen Beichtvater Jankowski zu sehen ist. Aus dem viel zu

sehr gehörten Ratgeber wird man demnächst, so sagt manch einer, einen neuen Rasputin machen. Ich müßte auch von dem wachsenden Integrismus in Ungarn sprechen, von den angriffslustigen, völlig von sich überzeugten Priestern, die mit Erfolg auf das Verbot des Scorsese-Films drängten. Ebenso müßte man sich fragen, ob es eigentlich noch überraschend ist, daß ein Spaziergang durch die Dob-Straße oder über den Klauzal-Platz im alten jüdischen Ghetto Budapests genauso enttäuschend verläuft wie im Muranow-Viertel. Man müßte den Einfluß ermessen, den populistische und antikosmopolitische Traditionen in diesen Ländern haben, müßte die nichteuropäische – türkische, byzantinische – Erbschaft abschätzen, von der sie alle mehr oder weniger vollgestopft sind. Nicht zu vergessen der zunehmende Anti-Intellektualismus in der DDR, die in Rumänien wiederauftauchenden extremistischen Bewegungen der Vorkriegszeit, das Aufblühen der rechtsextremen Parteien, die gleichzeitig, als wäre es kein Zufall, überall in der Region auftauchen. Denn alles gehört zusammen. Eines paßt zum anderen und ergänzt es. Und all das sind Kräfte, die der Demokratisierung in Mitteleuropa, jede auf ihre Weise, aber sich gegenseitig unterstützend, Hindernisse in den Weg stellen. Wird Mitteleuropa scheitern? Werden die Gespenster den Sieg davontragen? Werden sich diese famosen Pforten, von denen der Dichter im PEN-Klub sprach, am Ende wieder schließen? Nicht ich, sondern die hellsten Köpfe unter den Intellektuellen des wiedererstandenen Mitteleuropa sind es, die sagen: Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Faschismus.

Und doch ist damit nicht alles gesagt. Oder zumindest nicht ganz. Und ich möchte nicht in dem Gefühl aufhören, daß das Spiel gespielt und Osteuropa verloren ist, daß Westeuropa die Menschen in Osteuropa nun zwangsläufig ihren unausrottbaren faschistischen Versuchungen überlassen müßte, nachdem es sie in seinem Rausch erst – gewiß ein wenig naiv – in alle Wolken gehoben und so viele Träume und Phantasmen auf sie projiziert hat. Selbstverständlich gibt es diese Versuchungen. Sie sind zweifellos Ausdruck von etwas, das tief im Imaginären dieses Teils der Welt verankert ist. Aber es gibt andere Versuchungen und Kräfte, die dem widersprechen. Es gibt Ideen, Menschen, vielleicht auch Traditionen, die sich ihnen mit Kraft entgegenstemmen. Und ebensoviel Gründe gibt es, wenn schon nicht zu glauben, so doch zumindest – nicht zu verzweifeln.

Aus dem Französischen von Alexander Smoltczyk.

HANSER

Ein Meisterwerk der politischen Publizistik

Als Augenzeuge, in Gesprächen mit führenden Politikern und Intellektuellen verfolgt Timothy Garton Ash seit Jahren die Entwicklung in Mitteleuropa. Er war an den Schauplätzen des Widerstandes in Prag, Budapest, Danzig, Leipzig und schließlich an der Berliner Mauer in den Tagen der Öffnung. Reportagen vor Ort, Gesprächsprotokolle und athmosphärische Skizzen hat Garton Ash zu einer faszinierenden Dokumentation und Analyse des letzten Jahrzehnts bis zur Revolution 1989 zusammengefaßt.

Aus dem Englischen von Yvonne Badal.
480 Seiten. Leinen.
DM 49,80

Tilman Spengler
Lenins Hirn. Erste Folge

extra

Der Assistent soll allein gewesen sein, als er der Leiche seines Lehrers gegenübertrat. Der Professor lag nackt auf der Marmorplatte, die nach innen leicht gewölbt war. Zwischen seinen Unterschenkeln, auf denen sich dunkle Flecken gebildet hatten, verlief eine kleine Rinne. Wie immer im Präparationsraum, roch es süßlich und nach Formalin. Ein helles Oberlicht schien auf den kleinen Körper, dessen Augen friedlich geschlossen waren. Die ihn gekannt hatten – beim Assistenten lag die erste Begegnung schon über 20 Jahre zurück –, schilderten den Professor als dynamisch, jovial, bisweilen jähzornig. Jetzt wirkte er nur noch sanft und verletzlich.

Auf dem weißlackierten Holztisch neben der Marmorplatte hatte ein Gehilfe die Instrumente bereitgelegt: Skalpell und Trepanbohrer, Spatel und Knochensäge, Hammer und Meißel. Der Assistent zog die Gummihandschuhe über die langen Finger, strich sich langsam über seinen Kittel und griff zum Skalpell. Mit wenigen Schnitten durchtrennte er die Kopfhaut. Als er sie vorsichtig von der Schädeldecke löste, entstand zum erstenmal ein Geräusch in dem ruhigen Raum, ein scharfes, angezogenes Schnarren, als würde eine Wurst ausgepellt. Der Assistent zog die Haut hinter die Ohren seines Lehrers.

Eine Stunde später hatte er zwei Löcher in die Schädeldecke gebohrt, die Öffnungen mit Hammer und Meißel erweitert, eine Drahtsäge zwischen den Löchern angesetzt und mit mechanischen Bewegungen den Knochen zersägt. Dabei war er ins Schwitzen geraten.

Die Hirnhaut des Professors schimmerte rötlich-braun. Wie er es gelernt hatte, durchschnitt der Assistent Nerven und Gefäße, griff mit beiden Händen nach dem Hirn, hob es heraus und legte es in den Glasbehälter mit der Formaldehydlösung. Dann setzte er seinem Lehrer die Schädeldecke wieder auf, zog die Kopfhaut zurück und nähte sie flink zusammen.

Oskar Vogt sah wieder sanft und verletzlich aus. Der Assistent trug das Hirn in einen Nebenraum. Auf dem Weg dorthin kam er an einer Holztafel vorbei, die über Neuigkeiten aus der anatomischen Abteilung berichtete. Eine Traueranzeige meldete den Tod seines Lehrers. Am 31. 7. 1959, ver-

kündete die Anzeige, habe sich ein Forscherleben erfüllt, das am 6. 4. 1870 begonnen hatte.

Wie immer, wenn er einen schweren Kater hatte, redete Max Landsberg von Fiebiger, von dem großen Albert Fiebiger, der ihn ausgebildet hatte: Perspektive, Kolorierung, Proportionen, Transparenz, Architektonik. Fiebiger, den die Kollegen in Berlin, Marburg und Leipzig den Canaletto des Hirns nannten, weil er so unübertrefflich Hirnwindung und Stirnpol, das Wurmgebiet und das Felsenbein porträtiert hatte. Und seine exquisite Farbgebung: die sulzig trüben und die graurötlich streifigen Töne, das Weiß der Substanz im Stirnhirn, so ein sattes, fast schon träges Weiß, und nicht zu vergessen jenes unverkennbare Blauviolett oder jenes dezente Rosa bei der Darstellung zartwandiger Arterien. Nein, Fiebiger, erklärte Max Landsberg, das müßten auch seine Neider zugestehen, Albert Fiebiger habe jedes einzelne Blatt des Lorbeerkranzes verdient, den ihm gestern seine Schüler zum sechzigsten Geburtstag überreicht hatten.
Seit sieben Jahren fiel Fiebigers Geburtstagsfest mit dem Tag zusammen, an dem Kaiser Wilhelm II. als deutscher Kaiser und König von Preußen den Thron bestiegen hatte. Eine Fügung des Schicksals, behauptete Landsberg, es sei, als hätte der Schweif eines Kometen ein Ausrufezeichen hinter ein Datum gesetzt, das die Genialität von Staatsführung mit der Genialität von Pinselstrichen zusammenführte.
Wie immer, wenn er einen schweren Kater hatte, gerieten Max Landsberg die Sprachbilder durcheinander.
Fiebiger konnte es sich natürlich leisten, nach einer solchen Nacht auszuschlafen. Er, der Arrivierte, der die Großen der wissenschaftlichen Welt in seinem Atelier in Rothenburg empfing, war nicht einfach Ausführender, er war künstlerischer Berater. Geheimrat Professor Flechsig, dem Fiebiger sein Werk *Gehirn und Seele* illustriert hatte, war darauf sogar im Vorwort eingegangen; Professor Zweifel, gleichfalls aus Leipzig, hatte nicht nur Wissenschaftliches festhalten lassen, sondern dazu noch eine allegorische Darstellung in Auftrag gegeben, die den Professor als Ritter in schimmernder Wehr beim Aufspießen eines molchartigen Ungeheuers zeigte, das um den Hals eine gelbe Binde mit der Aufschrift »Ignorantia« trug. Später war dieses Bild in ein Fenster aus buntem Bleiglas übertragen worden. Es schmückte Zweifels Studierstube, im Turm seiner Villa an der Klingengasse, und es war auch als kolorierte Ansichtskarte zu kaufen.
Wie immer, wenn er einen schweren Kater hatte, fühlte Max Landsberg, daß ihm der Frühstückskellner nicht die Aufmerksamkeit schenkte, die einem Gast gebührt, der schon am frühen Morgen ein Glas Sekt bestellt.

Gegenüber seinem berühmten Lehrer hatte er, Landsberg, nur sein Talent als flinker Chronist ins Feld zu führen. Niemand, das hatte ihm immerhin kein geringerer als der Chirurg Fedor Krause bestätigt, konnte während einer Operation schneller das Geschehen in einer Skizze festhalten, ohne dadurch den Gang der Ereignisse zu stören. Spaltholz aus Jena, dem Landsberg die virtuose Entfernung eines Schläfenlappenabszesses festgehalten hatte, war damals ähnlich enthusiastisch gewesen, und auch Selenka aus München, obwohl der so langsam operierte, daß Landsberg nebenher noch ein Erinnerungsbild von dessen Patenkind, der sechzehnjährigen Amanda von Alvensleben, hatte anfertigen können. Er setzte das Porträt um einen Daumenbreit links unter eine pflaumengroße Knochenklappe. So blickte Amanda mit weitaufgerissenen Augen, deren Bräune Landsberg etwas ins Rötliche übertrieben hatte, wie ein ehrfürchtiger Cherub zu einem bleichen, geöffneten Schädel mit Schnurrbart hoch. Zwischen ihre schlanken, über der Brust gekreuzten Hände hatte der Maler ursprünglich eine Lilie stecken wollen, doch dann hatte Selenka plötzlich so schnell gemeißelt und gesägt, daß Landsberg sich nur noch in die Routine retten konnte und Amanda statt mit einer Blume mit einem Hirnspatel ausstattete.

Der Ober brachte die Rechnung. Landsberg griff nach seinem Kittel und dem kleinen Tornister, in dem er seine Malutensilien aufbewahrte. Seine Hände waren jetzt ruhig, der Skizzenblock klemmte fest zwischen Brust und Oberarm, die Stirn unter dem weichen Künstlerhut war angeregt durchblutet. »Ein neuer Einsatz«, sagte Landsberg zu den Droschkenkutschern, die seinen Weg kreuzten, zu den Zeitungsjungen, die am Morgen schon die Mittagsausgaben austrugen, zu den Wirtschafterinnen, die ihren Besorgungen nachgingen. Doch er sagte es leise, und niemand nahm von ihm Notiz.

Das Wort »Einsatz« hatte Landsberg von dem jungen Doktor Oskar Vogt übernommen. Es schien ihm genau jenes Gefühl wiederzugeben, das sich in ihm regte, wenn er seinen Ekel vor dem süßlich-stechenden Geruch im Operationssaal niederkämpfte, wenn die Kälte in ihm hochstieg, wenn er fühlte, daß der Stift in seiner Hand willig und diszipliniert alle Befehle ausführte, die ihm aufgetragen wurden. »Einsatz«, das war aber nicht nur die Herausforderung, die Nerven zu behalten, in jenem Moment, da scharfe Klingen in weiches Gewebe vordrangen, das stand auch für die Gier, Neues zu erleben, dabeizusein, wie jene kühnen Maler, die früher Expeditionen mitzumachen pflegten.

Am Portal der Klinik traf Landsberg auf Vogt, und es drängte ihn, dem Arzt seine Gedanken mitzuteilen. »Eine Reise nicht in die Welt«, rief er,

»sondern durch die Katarakte der Hirnwindungen, vorbei an den Schluchten des Bösen und des Genialen.«
»Machen Sie dabei bloß nicht schlapp«, antwortete Vogt und hielt ihm die schwere Tür auf.
Auf dem Programm stand eine Demonstration: Slobodskoj, den kein geringerer als Bechterev empfohlen hatte, wollte den deutschen Kollegen vorführen, wie sich durch einen Eingriff in die Großhirnrinde die Symptome eines Epileptikers beseitigen ließen. Diese Demonstration hätte schon vor Wochen stattfinden sollen, doch der ursprünglich vorgesehene Patient war überraschend gestorben, und die Suche nach einem geeigneten Ersatzkandidaten hatte sich ungewöhnlich schwierig angelassen. Erst als das zuständige Schwurgericht in Berlin den 43jährigen Otto Tischke wegen schwerem Raubmord zum Nachteil der Schankwirtin Frieda Ruhpieper abgeurteilt hatte, schöpften die Mediziner wieder Hoffnung. Tischke, das hatte die Verhandlung ergeben, litt unter Affektepilepsie, was das Gericht allerdings nicht als strafmildernd bewertete, da Zeugen aussagten, er habe die Tat »kalt wie eine Bulette« ausgeführt.
»Ob ich nun so oder so draufgehe, ist mir schnurze«, hatte Tischke geantwortet, als ihm das Angebot gemacht wurde, bei gewissen Erleichterungen der Haftbedingungen einen Aufschub der Exekution zu erwirken, falls er seinen Körper, später gegebenenfalls auch seinen Leichnam, der Wissenschaft für Zwecke der Forschung zur Verfügung stelle.
Vor dem Operationssaal begrüßte Vogt die Kollegen. Bielschowsky, Brodmann und Schwenninger waren gemeinsam gekommen und unterhielten sich über den Patienten, den sie zuvor auf Defekte des Seelenlebens untersucht hatten.
»Für mich ein eindeutiger Fall von Schwatzepilepsie, haben Sie bemerkt, wie er ständig vor sich hin murmelte?«
»Dabei ein erstaunlich intaktes Sprachverständnis, allerdings bedenkliche Neigung zur Witzelsucht.«
»Genau meine Diagnose. Auf die Frage, wie es ihm gehe, sagte er wiederholt: ›Verflucht gut‹.«
»Eben Witzelsucht!«
»Vielleicht auch mit einem Hang zur Schizophrenie?«
»Gut möglich. Als ich sagte: ›Ich möchte Ihnen den Ratschlag geben . . .‹, antwortete er: ›Auch Ratschläge sind Schläge!‹«
»Forel würde auf ›epilepsie marmottante‹ aus dem Formenkreis der Alkoholepilepsie schließen.«
»Ist Forel eigentlich schon eingetroffen?«
Die Runde blickte auf Vogt, der den berühmten Nervenarzt aus der

Schweiz eingeladen hatte. Er war im vergangenen Frühjahr in Zürich-Burghölzli Gast gewesen und hatte nach drei Monaten die obligate Gegeneinladung ausgesprochen.
»Hoffentlich hat er unseren Termin nicht vergessen«, sagte Vogt. »Letztes Jahr in Zürich hatte er völlig vergessen, daß er mich eingeladen hatte. Andererseits hatte er auch vergessen, wo der Hirndefekt liegt, wenn das corpus callosum fehlt. Und als ich es ihm sagte, wollte er mir widersprechen.«
August Forel hatte nicht vergessen, er hatte verschlafen. Allerdings nicht verschlafen wie ein gewöhnlicher Sterblicher, vielmehr war er nach dem Morgenkaffee, den er wie immer pünktlich um vier zu sich nahm, wieder eingenickt. Er hatte dabei sogar, wie er seinem Tagebuch sofort anvertraute, einen wunderbaren, leicht erregenden Traum gehabt, in dessen Mittelpunkt die Kronprinzessin Luise von Sachsen stand. Die war vor ein paar Wochen zum Entzücken des Dresdener Hofes mit ihrem Hauslehrer durchgebrannt. Forel sollte sie in einem sexualwissenschaftlichen Gutachten für ›haltlos triebhaft‹ erklären, ein Urteil, das bei dem gerade angestrengten Entmündigungsprozeß eine gewichtige Rolle spielen und Bewegung in die dynastische Erbfolge bringen würde. Dieses Gutachten hätte eigentlich in den Frühstunden des Tages, zum Zeitpunkt von Forels größtmöglicher intellektueller Spannkraft verfertigt werden müssen, die Rechtsanwälte in Berlin, die Kronjustitiare in Dresden warteten in äußerster Spannung auf die wissenschaftliche Substanziierung des politisch längst Entschiedenen.
Forels Traum brachte die Rechtsfindung vorübergehend ins Stocken. Er hatte, erinnerte er, mit der Prinzessin Schattenmorellen gegessen – zuvor vielleicht auch gepflückt? –, jedenfalls hatten sie gemeinsam Hand an eine Leiter gelegt, dabei hatte die Prinzessin gelacht und scherzhaft gesagt, sie habe keine Angst vor Obstflecken. Hier wurde Forel der Traum zu deutlich interpretierbar, und er war kurz aufgewacht. »Omnipotenzphantasien«, hatte er gestöhnt, war dann wieder eingeschlafen und fand sich mit der Prinzessin in einem Schlitten, der durch eine Landschaft fuhr, in der Schneemänner sich die Rüben aus dem Gesicht zogen und ihnen zuwinkten. Die Bewegung des Schlittens war allerdings eher die einer Kutsche auf weichem Kopfsteinpflaster, es rüttelte, doch es rüttelte sehr angenehm, fast weich, aber nachhaltig.
Als Forel die Augen aufschlug, konstatierte er, daß das Rütteln von seinem Sekretär ausgelöst worden war, der seine rechte Schulter bewegte.
»Um acht Uhr dreißig soll die Operation stattfinden.«
Forel brauchte nur wenige Sekunden, um zwischen Wahn und Wirklichkeit zu unterscheiden.

»Legen Sie mir den grauen Straßenanzug heraus und einen passenden Hut.«
Aus Angst, durch sein verspätetes Kommen ein Experiment zu gefährden, das höchste Konzentration erforderte, betrat Forel den Operationssaal durch eine Nebentür. Zu seiner Erleichterung traf er dort nur auf Max Landsberg, der auf einem Skizzenblock drei Studien der auffällig platten Nase des operierenden Gastes aus Rußland ankolorierte.
»Ist alles schon vorbei?« fragte Forel angstvoll.
»Hier hat überhaupt noch nichts angefangen«, erwiderte Landsberg, ohne von seinem Block aufzusehen. Er hatte ein neues Blatt aufgeschlagen und versuchte, sich an den Schwung der Nasenflügel von Amanda von Alvensleben zu erinnern.
»Ein schönes Bild der Kronprinzessin Luise«, sagte Forel, dem sein Traum nicht aus dem Sinn ging. Dabei zog er die Lippen zwischen seinem buschigen Bart zu einem Lächeln auseinander, oder vielmehr, überlegte Landsberg, der seit seinen Porträtkursen an der Münchner Kunstakademie Bärte nicht ausstehen konnte: er stemmt den Schnauzer hoch und läßt die Kinnmatte absinken. Zu seinem Bedauern war er bei der Erwähnung des Namens der Kronprinzessin durch Forel in Lachen ausgebrochen. Nicht in ein amüsiertes, schlimmstenfalls besserwisserisches Schmunzeln, sondern gleich in ein Gegacker aus dem Bauch. Darauf trat der Schweizer ein paar Schritte näher, schnupperte wie ein diensteifriger Aufseher an Landsbergs noch sektgesättigtem Atem und legte dem Künstler auffällig beiläufig eine Einladungskarte für seinen Vortrag über den Einfluß des Alkoholismus auf Rassenentwertung und Rassenhebung neben den Skizzenblock. Der Vortrag war für eine Versammlung der Guttempler angekündigt, die noch am Abend desselben Tages in deren Vereinslokal in Wilmersdorf abgehalten werden sollte. Der Eintritt, betonte die Einladungskarte in halbfettem Druck, war frei.
Landsberg rächte sich, indem er Forel als Diogenes in einem Bierfaß zeichnete, wobei er ihm nicht nur die ohnehin schütteren Haare auf dem Hinterkopf erbarmungslos in eine blanke Fläche verwandelte, sondern auch noch eine syphilitische Ausbeulung des Schädelknochens andeutete, die er mit dem Rötelstift besonders hervorhob. Dann konzentrierte er sich wieder auf die Nasenflügel von Amanda von Alvensleben.
Forel hatte sich inzwischen der Gruppe um Vogt angeschlossen. Erleichtert hatte er festgestellt, daß er nicht der Letzte, sondern allenfalls der Vorletzte der Runde war. Slobodskoj redete noch auf den Patienten ein, und Paul Flechsig ließ auf sich warten.
Vogt hielt den Tatbestand mit kaum verhohlener Häme in seinem Protokoll

fest: »Die Trepanation des Patienten«, er nahm eine Ergänzung vor, »des gut vorbereiteten Patienten, verzögerte sich durch das Warten der konsultierten Kollegen auf das Erscheinen von Professor Flechsig.«
»Die Verantwortung eines Gutachters in den diffizilen Fragen des Gemütslebens«, begann unvermittelt August Forel, und er zuckte dabei mit den Schultern, als gälte es, auf beiden Seiten Heuschrecken abzuschütteln, »diese Verantwortung kann nur ein Kühnling übernehmen. Bedenken Sie, welche Macht in unsere Hände gegeben wurde, bedenken Sie weiter, wie nahe wir am Abgrund des Fehlurteils stehen.«
»Wenn wir erst einmal in eine solche Position gelangen«, flüsterte Brodmann seinem Kollegen Vogt in das rechte Ohr.
»Es wird auch dazu noch kommen«, sagte Forel, der über ein erstaunlich gutes Gehör verfügte.
Flechsig hatte sein Erscheinen nicht deswegen hinausgezögert, weil ein gewisses Quantum an Verspätung seit jeher zur Verdeutlichung von Statusgefälle taugt, er war sich ganz einfach unschlüssig, ob sein Ehrgefühl überhaupt zuließ, Vogt, wenn auch nur im Rahmen einer wissenschaftlichen Demonstration, sozusagen öffentlich zu begegnen. Schließlich war allseits bekannt, daß Vogt ihn, Flechsig, nicht nur verdeckt, sondern unter Nennung des Namens angegriffen hatte; aus, wie jener behauptete, »ebenso tiefer wie tief enttäuschter Einsicht in die Wirksamkeit der myelogenetischen Methode«. Dabei hatte Flechsig den jungen Vogt selbst dazu gebracht, über Fasersystematik und die Markreifung von Kindergehirnen zu arbeiten. Und dann hatte dieser Brutus die Stirn, die Forschungsstrategie seines Anregers in akademischen Mißkredit zu bringen.
»Ein Stoß in den Rücken«, sagten Flechsigs treue Schüler.
»Ein Stoß ins Rückenmark«, witzelten die Kollegen.

Die Auseinandersetzung hatte sich erst vor wenigen Wochen schrill und dramatisch zugespitzt. Flechsig ließ seine Kollegen in der Fakultät wissen, daß er nicht bereit sei, seinen ehemaligen Schüler zu habilitieren. Er hatte ferner angedeutet, daß er auch vehementen Protest einlegen würde, wenn einer dieser Kollegen die erforderlichen Schritte einleitete, um Vogt die venia legendi zu verschaffen. Das galt nicht nur für Leipzig oder Berlin, sondern für alle renommierten medizinischen Fakultäten des Reichs.
Im Gegenzug hatte Vogt daraufhin Flechsig angegriffen. Nicht nur wissenschaftlich, dazu lagen die entsprechenden Arbeiten und protokollierten Diskussionsbeiträge ja schon vor, nein, Vogt zielte auf die Standesehre. Flechsig sei ein »pathologischer Dieb von geistigem Eigentum«, hatte Vogt

unter Zeugen gesagt. Und hinzugefügt, er sei jederzeit in der Lage, die entsprechenden Beweise vorzulegen. »Ich sehe einfach früher, deutlicher und im Zusammenhang«, war eine der Äußerungen, die in einer Geschwindigkeit die Runde machten, die sonst Berufungsgerüchten vorbehalten blieb.
In anderen Kreisen forderte man sich schon aus weitaus geringeren Anlässen auf Pistolen, doch derlei Rituale hielten beide Kontrahenten für niveaulos.
»Der Fortgang der medizinischen Erkenntnis wird mich vindicieren«, sagte Flechsig, »akademische Parvenus muß man mores lehren. Zu ihrem Besten und zum Besten der Wissenschaft.«
»Noch beherrscht er die Gremien«, verkündete Vogt, »doch erstens sieht er nicht mehr gut, und zweitens wird eine Zeit kommen, in der die Wissenschaft von Kräften bestimmt sein wird, die Gestaltungswillen und Gestaltungsmut höher zu veranschlagen wissen als die Berufung auf Meriten der Vergangenheit.«

Natürlich erschien Flechsig dann doch. Die brennende fachliche Neugier hatte über alle taktischen Erwägungen gesiegt. Vielleicht brachte der Russe ja tatsächlich etwas zustande – zugegeben: viele Chancen gab ihm Flechsig nicht, dafür hatte er zu häufig ähnlichen Operationen beigewohnt –, doch das war ja gerade das Teuflische in der Wissenschaft, alle Gewißheiten stellten sich immer wieder als brüchig heraus, und sollte es heute zu einem Triumph kommen, wäre man immerhin Augenzeuge, all denen meilenweit voraus, die das Ereignis nur als »vorläufige Mitteilung« einer Fachzeitschrift entnehmen konnten. Außerdem war das hier, um es in der Jägersprache auszudrücken, sein ureigenstes Revier, so leicht ließ er, Flechsig, sich nicht verdrängen. Schlimmstenfalls ging die Chose daneben. Dafür trugen andere die Verantwortung.
Flechsig begrüßte seine Kollegen mit der knappsten aller andeutbaren Verbeugungen und ohne ein Wort der Entschuldigung.
Otto Tischke lag bereits angeschnallt auf dem Operationstisch, als sich die Herren um ihn gruppierten. Unter dem hellen Licht der Lampen glänzten kleine Schweißtropfen auf seinem kahlrasierten Schädel. Slobodskoj hatte mit einem Stift die Punkte markiert, an denen die Bohrer angesetzt, und die Linien gezogen, an denen die Säge geführt werden sollte.
»Robuste Konstitution«, sagte Schwenninger anerkennend, nachdem er dem Patienten an Bizeps und Bauchdecke gelangt hatte.
Slobodskoj trat an eine Tafel und erläuterte in wenigen Sätzen, wie er bei seinem Eingriff vorzugehen gedachte. Dann trat Ruhe ein. Als Landsberg

jenes Geräusch vernahm, das ihn immer an die Sperrholzarbeiten erinnerte, zu denen er als Kind gezwungen worden war, griff er nach der Feder.

»Ich habe den Zusammenbruch schon gesehen, bevor die Schnappatmung einsetzte«, erklärte Vogt zwei Stunden später. »Der Kreislauf hat den Schock nicht ausgehalten, der Blutdruck sackte ab, voilà...«
Die Herren hatten sich zu einem späten Frühstück zusammengesetzt, Hering, Wildpastete, ein paar Krapfen, nichts Aufwendiges. Mit Rücksicht auf Forel wurde Limonade mit verschiedenen Geschmacksstoffen getrunken. Von den Beteiligten an der mißglückten Demonstration fehlten nur Flechsig, der grußlos davongestürmt war, Slobodskoj, der aus Wut oder Verzweiflung über den Fehlschlag allein sein wollte, und natürlich Otto Tischke, dessen Leiche gerade in der Anatomie präpariert wurde.
»Wem steht eigentlich das Hirn zu?«
»Den nächsten Angehörigen, das heißt in diesem Falle wohl dem Gericht.«
»Ich würde es gern untersuchen«, sagte Vogt, »psychopathologisch betrachtet bestehen bekanntlich im Hirn ähnliche Ausbildungen, die unter gewissen Umständen einen Entwicklungsprozeß in Richtung auf Kriminalität, unter anderen Umständen einen ähnlich dynamischen Prozeß in Richtung Genialität ermöglichen. Für eine Analyse der materiellen Entsprechungen des Gemütslebens sind beide Formen hochinteressant. Zumal in einer Zeit wie der heutigen, in der ein allseitiger Mangel an der Wissenschaft zur Verfügung gestellten Elitegehirnen besteht – bei, wir wissen alle, wovon die Rede ist, einer bedenklichen Zunahme des Schwachsinns.«
Die Herren nickten bedächtig und griffen zur Limonade.

Anmerkungen der Redaktion

Stefan Welzk, geb. 1942, Physiker, Philosoph, Ökonom, lebt bei Hamburg. Zuletzt erschien von ihm *Europa '93: Flop oder Fortschritt?*

Elsbeth Zylla, geb. 1955; Germanistin, z. Z. pädagogische Mitarbeiterin im Evangelischen Bildungswerk Berlin; lebt in Berlin. Vorbild für das »Haßregister« war Richard Wagners »Osteuropäisches Haßregister« in *Kursbuch 81*, »Die andere Hälfte Europas«, 1985.

Friedrich Dieckmann, geb. 1937, Schriftsteller, lebt in Berlin/DDR.

Reimer Hinrichs, geb. 1949, arbeitet als niedergelassener Nervenarzt und Psychoanalytiker in Berlin.

Wolfgang Möller, geb. 1953, arbeitet als Arzt in der Psychiatrischen Tagesklinik Reinickendorf, Berlin.

Sabine Sauer, geb. 1959, Fotografin, arbeitet in der Fotoagentur »Lichtblick« und lebt in Berlin.

Rudolf A. Treumann, geb. 1942, unterrichtet Physik an der Universität München.

Christian Bommarius, geb. 1958, Rechtswissenschaftler und Germanist; lebt als Journalist in Karlsruhe.

Manfred Bierwisch, geb. 1930 in Halle, ist Leiter der Forschungsgruppe Kognitive Linguistik an der Akademie der Wissenschaften der DDR in Berlin, Auswärtiges Mitglied des Max-Planck-Instituts für Psycholinguistik in Nimwegen und Gastprofessor am Institut für Linguistik der Universität Stuttgart. Er lebt vorwiegend in Berlin.

Wolfgang Höbel, geb. 1962, lebt als Journalist in München und Hamburg.

Peter Schneiders Erzählung stammt aus seinem Band *Extreme Mittellage. Eine Reise durch das deutsche Nationalgefühl*, der dieser Tage erscheint.
Copyright © 1990, Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek.

Lutz Rathenow, geb. 1962 in Jena, lebt als Schriftsteller in Ostberlin. Demnächst erscheint im Basisdruck-Verlag (Berlin/DDR) die völlig neue Fassung seines Buches *Berlin/DDR – die andere Seite einer Stadt* (mit Fotos von Harald Hauswald).

Hanna Rheinz lebt als Psychologin und Autorin in München. In *Ödipus oder der gewundene Pfad der Psychoanalyse* setzte sie sich mit den Metaphern der Psychoanalyse auseinander.

Bernard-Henri Lévys Text ist eine mit Zustimmung des Autors gekürzte Fassung seines Artikels »Dans les Fourgons de la Liberté« in der ersten Nummer der neuen, von ihm herausgegebenen Pariser Zeitschrift *La Règle du Jeu. Littérature, Philosophie, Politique*, Paris, Juni 1990.

Kursbuch 102 **Mehr Europa** November 1990

Eine Vorschau auf diese Nummer enthält der Beihefter in dieser Ausgabe zwischen den Seiten 16 und 17.

Mitteilung an die Kursbuch-Leser

Siebzehn Jahre lang hat das Kursbuch mit dem Rotbuch Verlag zusammengearbeitet. Wir danken allen, die daran beteiligt waren.
Von Heft 101 an erscheint die Zeitschrift im unlängst gegründeten Verlag Rowohlt · Berlin, der ihr in Vertrieb und Werbung neue Wege bahnen wird. Die redaktionelle Unabhängigkeit ist uns garantiert. Wir freuen uns auf die nächsten hundert Hefte.

Berlin, im September 1990
Ingrid Karsunke Karl Markus Michel Tilman Spengler

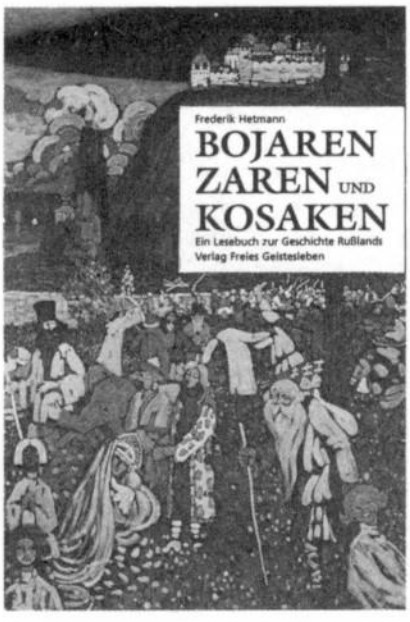
Anschrift der Redaktion:
Einsteinufer 63a, 1000 Berlin 10, Telefon 030–342 00 11

gabe spätestens am

Frederik Hetmann

BOJAREN ZAREN UND KOSAKEN

Ein Lesebuch zur Geschichte Rußlands



360 S., geb., DM 39,–

An die kulturelle Geschichte des alten Rußlands, die bis ins 19. Jahrhundert reicht, soll mit diesem Buch neu erinnert werden. Wenn das Schlagwort vom gemeinsamen europäischen Haus mehr sein soll als eine billige Phrase, wird man sie zur Kenntnis nehmen müssen.

Verlag Freies Geistesleben

Thema: 8/90

Credo Marktwirtschaft

HEINZ RAPP
Sozialdemokratie und Soziale Marktwirtschaft

CHRISTIAN SCHÜTZE
Ökonomie und Ökologie lassen sich nicht versöhnen

Gespräch mit JIŘI KOSTA
Die marktwirtschaftliche Erneuerung in Ostmitteleuropa

Gespräch mit GÜNTER GRASS

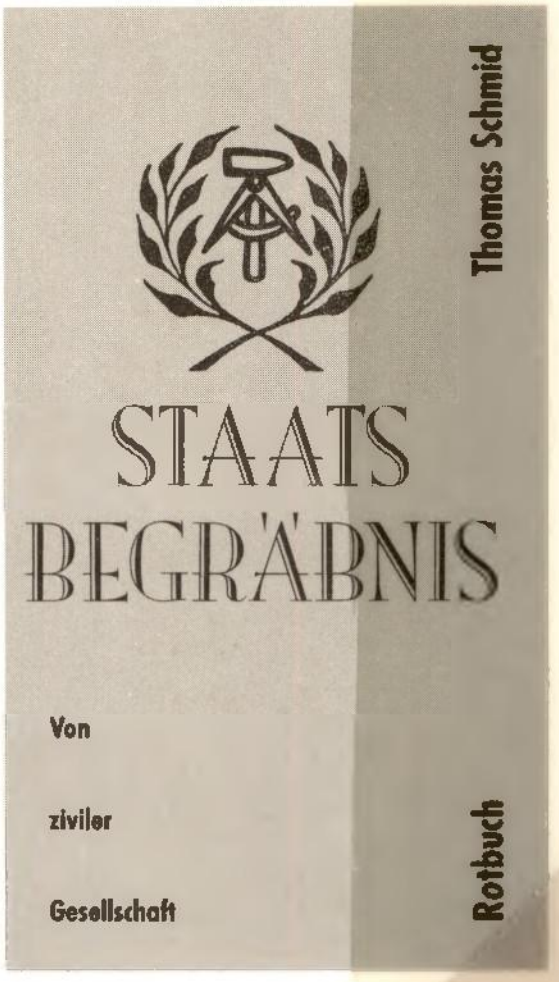
TILMAN FICHTER
Demokratisierung statt Spaltung

JÜRGEN BUSCHE
Der Patzer des peinlichen Datums. Gegenkritik zum Angriff auf Christa Wolf

Bitte fordern Sie ein kostenloses Probeheft an bei:
Redaktion DIE NEUE GESELLSCHAFT/ FRANKFURTER HEFTE
In der Raste 20–22
5300 Bonn 1

Rotbuch Taschenbuch

Staatsbegräbnis: Zwei deutsche Staaten sind untergegangen, im crash-Verfahren entstand ein neues, größeres Deutschland. *Thomas Schmid* fordert gegen diesen nationalstaatlichen Anarchronismus eine gesellschaftliche Begründung von Gemeinsinn und schlägt die Besinnung auf ältere Traditionen vor: auf regionale Vielfalt, auf Vielgliedrigkeit, auf Föderalismus, auf Gemeindefreiheit sowie große und kleine Grenzverkehre.



Thomas Schmid
STAATSBEGRÄBNIS
Von ziviler Gesellschaft
200 Seiten, DM 16
Rotbuch Taschenbuch 25

Rotbuch Verlag · Potsdamer Str. 98 · 1000 Berlin 30

Peter Schneider

Literarische Reportagen aus deutschen Landen

«Wir sind entlassen. Endlich wieder ein normales Volk. Wer will uns jetzt noch was?» Peter Schneider, Romanautor und Dramatiker, lebt seit 1961 in Berlin. Mit seinen literarischen Reportagen in «Extreme Mittellage» beschreibt und durchdenkt er die Folgen der Maueröffnung und der deutschen Einheit. «Die Mauer war hierzulande die letzte, fühlbare Folge des von den Deutschen verschuldeten Krieges, die offene Wunde, die sich nicht schließen wollte. Mit der restlosen Beseitigung der Mauer wird womöglich auch die Erinnerung an die Schuld der Deutschen abgeräumt. Zu befürchten ist, daß ausgerechnet das fatalste Produkt der DDR-Kultur nun auch im vereinten Deutschland Furore machen wird: der Deutsche mit dem guten Gewissen.»

Ein Schwerpunkt seiner Beobachtungen ist die Frage nach den kulturellen Unterschieden und Gemeinsamkeiten zwischen den Deutschen beider Staaten nach vierzig Jahren Teilung. Welche Prägungen haben die politischen Systeme -- demokratischer Kapitalismus hier, Sozialismus dort – in den Denk- und Lebensstrukturen der Bürger hinterlassen?

In seinen literarischen Reportagen sucht Peter Schneider nach möglichen Antworten.

Peter Schneider
Extreme Mittellage
Eine Reise durch das deutsche Nationalgefühl
200 Seiten. Klappenbroschur.
DM 28,-

Rowohlt